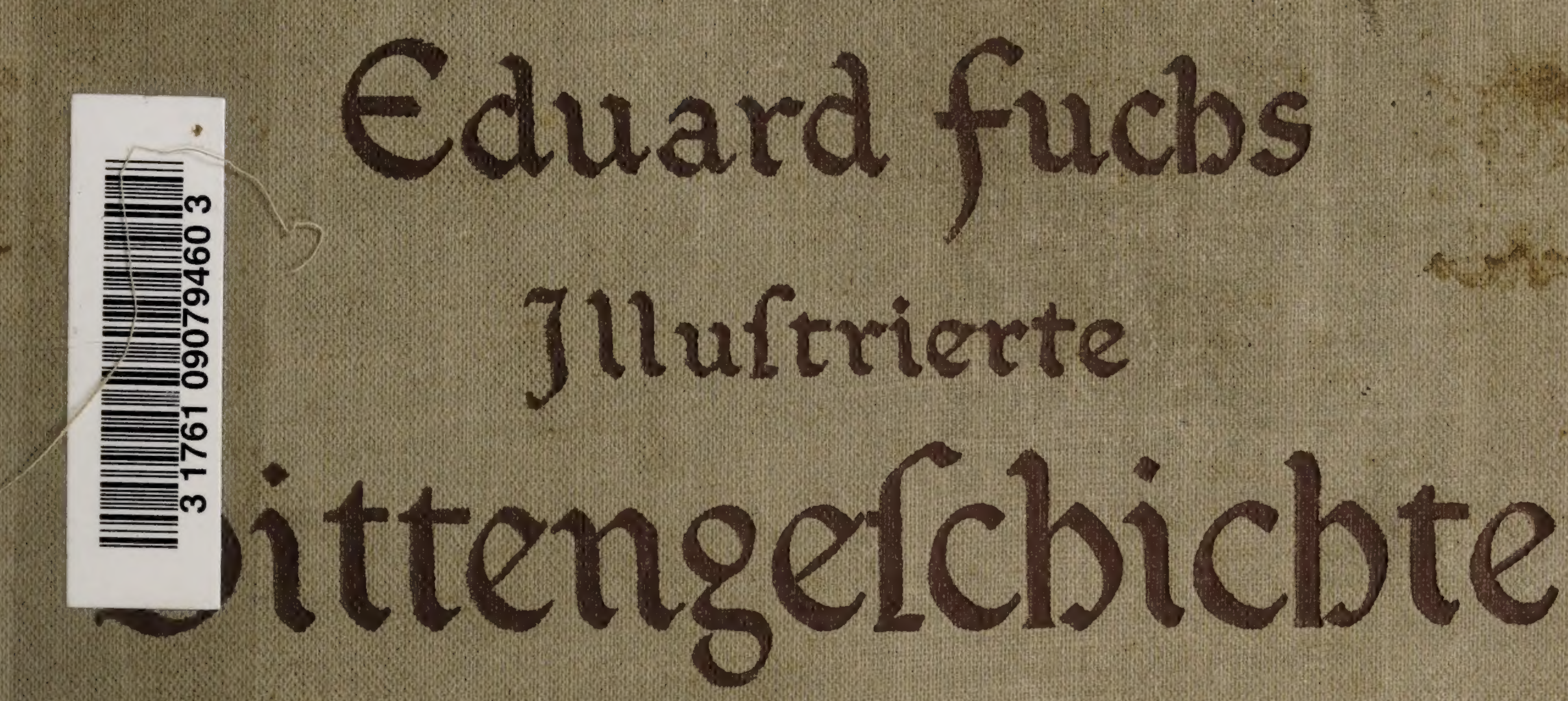
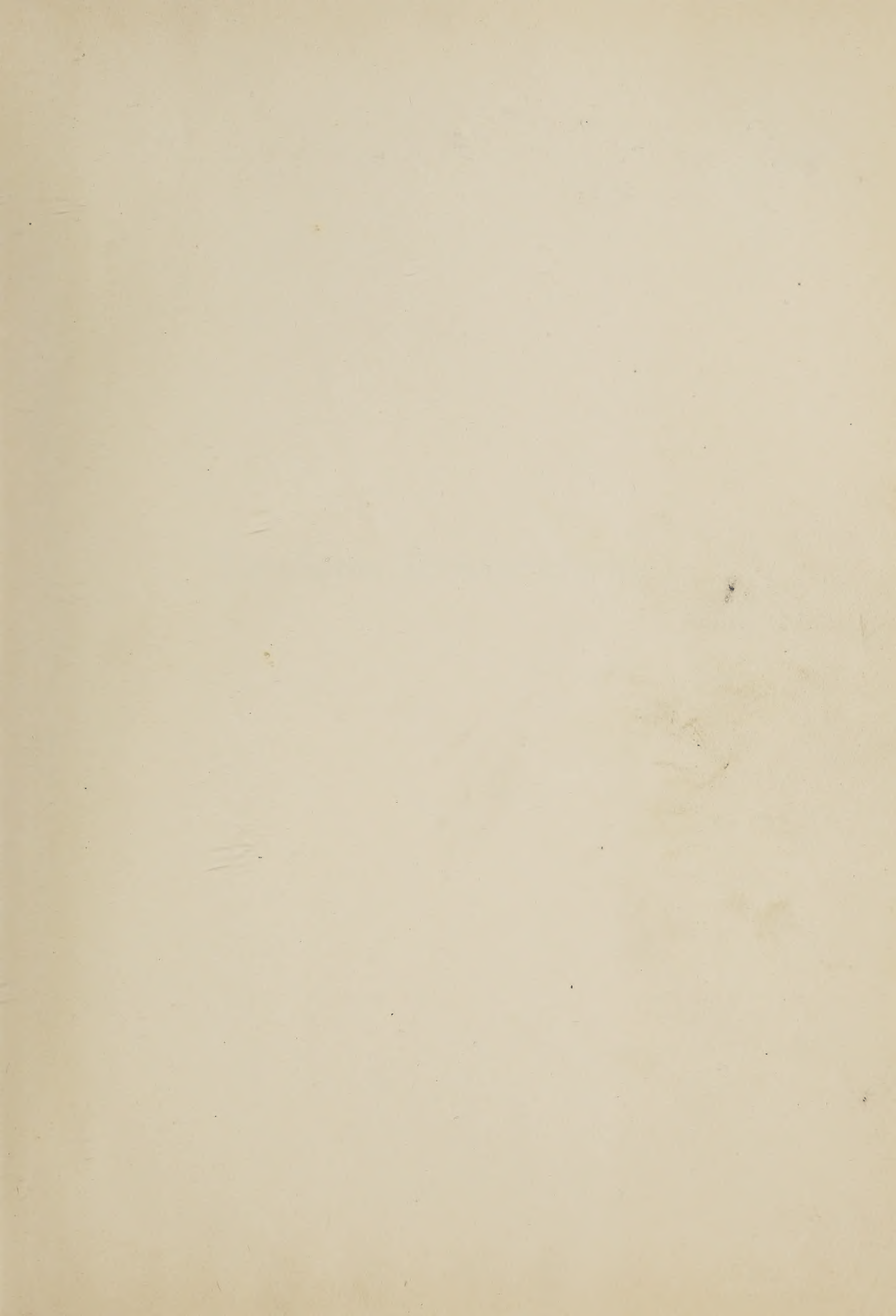


Ergänzungsband
Renaissance

Verlag Albert Langen in München


VELUT
ÆVO
ARBOR



Illustrierte Sittengeschichte

Dieser Band darf nur an Gelehrte, Sammler und Bibliotheken abgegeben werden.

Albert Langen
Verlag in München

Illustrierte Sittengeschichte

vom Mittelalter bis zur Gegenwart

von

Eduard Fuchs

Renaissance

Ergänzungsband

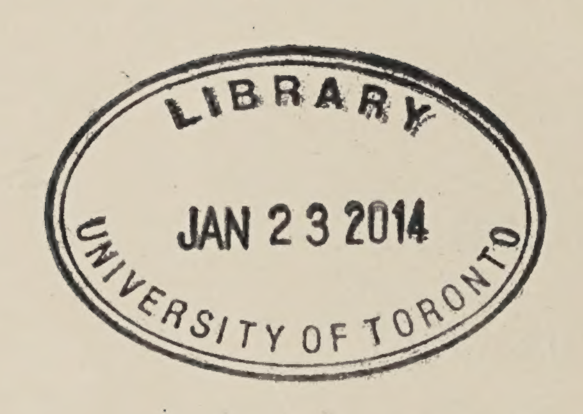
Mit 265 Textillustrationen und 36 Beilagen

Privatdruck



Albert Langen
Verlag für Literatur und Kunst
München

Die ersten 200 Exemplare dieser Auflage wurden auf feinstem Kunstdruckpapier abgezogen, handschriftlich numeriert und mit der Hand in Halbfranz gebunden





Arabeske von Hieronymus Campagnola an den Pfeilern des Klosters Santa Giustina in Padua

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einband von E. A. Enders in Leipzig



Skulptur aus dem Badezimmer des Kardinal d'Amboise im Schloß von Gaillon. 16. Jahrhundert

Vorwort

Dieser Ergänzungsband dient zwei Aufgaben: Er soll an Bild= und Textmaterial alles das vorführen, was durch seine allzu große Drastik und Deutlichkeit für das Hauptwerk, dessen Verbreitung auf die weitesten Leserkreise berechnet ist, ungeeignet erscheint, und weiter soll er dem Spezialforscher die längeren Zitate und die Ergänzungen an Bildern bieten, die für ihn unerläßlich sind und deren Aufnahme in das Hauptwerk aus räumlichen Gründen unmöglich war.

Gewiß lag es mir auch im Hauptwerk durchaus fern, der Prüderie irgendwelche Konzessionen zu machen — solche wären nirgends weniger angebracht als in einer Sittengeschichte, die sich speziell mit der Geschichte der geschlechtlichen Moral befaßt. Und darum war es im Gegenteil mein Bemühen, jede Verschleierung der Dinge zu vermeiden. Aber selbst die gewissenhafteste Erfüllung dieser Absicht ist nicht gleichbedeutend damit, unter der Flagge der historischen Aufrichtigkeit auch das Hanebüchenste mitzuführen, was ursprünglicher Zeiten Überschwang hervorgebracht hat, und sich dabei mit der Bemerkung und dem Bewußtsein zu salvieren, daß man als Schilderer der Vergangenheit doch nicht zugleich deren verantwortlicher Redakteur sei. Der Nichtfachmann kann nämlich ein für ihn ausreichendes Bild von den Dingen auch dann bekommen, wenn man sich in der Vorführung des Dokumentarischen nur auf das unbedingt Nötige beschränkt.

Anders verhält es sich mit der Verantwortung eines Autors gegenüber dem wissenschaftlichen Leser, dem Spezialforscher, Bibliophilen und Sammler. Allen diesen muß jedes derartige Werk gewissermaßen ein neues Handwerkszeug darbieten. Sie müssen alles sofort auf seine Solidität nachprüfen können, und sie müssen dadurch außerdem in den Besitz von Material zu anderen für sie speziell wichtigen Aufschlüssen kommen. Diesem Teil der Leser gegenüber genügen keine allgemeinen Urteile, aus denen jeder sich eine andere Vorstellung bilden kann: er hat das Recht, Vollständigkeit in jeder Richtung zu fordern. Und der Autor, der zu fruchtbaren Resultaten führen will, hat die Pflicht, diese relative Vollständigkeit wenigstens mit allen Kräften anzustreben. Und diesem besonderen Leserkreis und diesen besonderen Zwecken soll dieser Ergänzungsband dienen. Bei dem hier in Frage stehenden Dokumentenmaterial kommt außerdem in Betracht, daß man nur sehr selten zum Leser sagen kann: „siehe da und siehe dort". Denn diese Dinge, wie alte Kupferstiche, Flugblätter und ähnliche Dokumente, sind der Mehrzahl der Leser unzugänglich, weil das meiste davon selbst für den Spezialforscher für immer wieder verloren ist, wenn er darauf verzichtet, die einzelnen Stücke sich in dem Augenblick auf irgend eine Weise zu sichern oder sie zu reproduzieren, wo er ihrer habhaft wird. Diese Dinge sind erst zum kleinsten Teil geborgener oder registrierter Besitz — sie liegen auf der Straße, aber jeder Windstoß fegt sie in einen anderen Winkel, wo sie immer nur ein glücklicher Zufall wieder zum Vorschein bringt . . .

Dem Kenner meiner früheren Publikationen sage ich damit nichts Neues, denn das sind dieselben Gesichtspunkte, die mich seinerzeit bei der Abfassung des Sonderbandes über „Das

erotische Element in der Karikatur" und bei dessen Weiterführung „Die Geschichte der erotischen Kunst" geleitet haben. —

Über die Anlage und Einteilung dieses Ergänzungsbandes bemerke ich noch: In den Ergänzungen handelt es sich in erster Linie um die Wiedergabe und den Abdruck jener Dokumente, die im Hauptwerke bloß mit dem Titel und der Charakteristik ihres Inhalts oder ihrer Form angeführt sind. Weil diese Ergänzungen den engsten Zusammenhang mit dem Hauptwerk darstellen, bilden sie auch den ersten Teil des Buches. Dieser Teil greift das Thema naturgemäß nicht noch einmal von neuem auf, um es von einer anderen Seite zu beleuchten, sondern er enthält nur dort, wo es mir angebracht erschien, Erweiterungen und Exkurse. In der Anlage gliedert sich Seite für Seite streng dem Hauptwerke an; das gilt ebenso vom Text wie vom Bildmaterial (vgl. auch S. 205 und 206).

Anders ist es mit dem zweiten Teil dieses Bandes. Dieser setzt sich wiederum aus völlig selbständigen Darlegungen zusammen, und zwar über jene Gegenstände und Gebiete, die gemäß ihrem Charakter im Hauptwerk immer nur referierend behandelt werden konnten. Diese Gegenstände gehören sämtlich in das weite Gebiet dessen, was man als den eigentlichen Volks- oder Zeitton zu bezeichnen hat, weshalb sie auch unter diesem Sammeltitel zusammengefaßt sind. Meine Ausführungen und Demonstrationen werden erweisen, daß man speziell von diesen Fragen und Dingen nur dann eine klare und lebendige Vorstellung bekommt, wenn man die in den verschiedenen Sammlungen und Museen zerstreuten Einzelstücke zu einem Gesamtbilde vereinigt; denn dann erst entschleiert sich dem Forscher der alles beherrschende Grundton: der wahre Volkston der Renaissance. —

Ich habe nun noch denen meinen Dank abzustatten, die mir bei meinen Quellenstudien mit Material und Hinweisen hilfreich an die Hand gegangen sind. Wenn ich mich in diesem Werke durchweg auf neues, von mir bis jetzt noch niemals veröffentlichtes Bild- und Textmaterial stütze, so war mir dies nur möglich, weil ich dabei in noch größerem Maße als bei meinen Arbeiten über die Geschichte der Karikatur die Unterstützung von staatlichen und privaten Sammlungen und Museen genossen habe. Diese Institute und Personen im einzelnen aufzuzählen, behalte ich mir jedoch für den Schlußband dieses Werkes vor, da vieles von dem mir zur Verfügung gestellten oder nachgewiesenen Material erst in den weiteren Bänden zur Verwendung kommt. Eine Ausnahme möchte ich nur mit dem Münchner Waffenforscher Hans Stöcklein machen. Dessen archivalischen Arbeiten und Kenntnissen verdanke ich für den vorliegenden Ergänzungsband eine derart reiche Unterstützung, daß ohne sein Interesse für meine Arbeiten ein nicht kleiner Teil der schönsten Stücke, die ich hier vorzuführen in der Lage bin, mir unbekannt und unerreichbar geblieben wäre. Dieser mir so wertvollen Beihilfe will ich jetzt schon den schuldigen Dank abtragen.

Berlin-Zehlendorf, Sommer 1909 — Eduard Fuchs



Chorstuhlschnitzerei aus der Kathedrale zu Amiens



Anschauungsunterricht. Deutscher Holzschnitt. 16. Jahrhundert

Inhaltsverzeichnis



Die ertappten Ehebrecher. Kalendervignette



Vom Teufel besessene Frau
Säulenskulptur in der Kirche zu Mollien-Vidame

Verzeichnis der Beilagen

neben Seite



Ehemaliges Basrelief am Altar der Kathedrale Notre Dame zu Straßburg.
Im 18. Jahrhundert zerstört



Ornamentstich von Etienne Delaune
Goldschmiedvorlage. 16. Jahrhundert

Photographische Vorlagen wurden verwendet, der Firmen:
J. Löwy, Wien, für Bild 19, 110,
Hanfstaengl, München, für Bild 28, 29, 144, 145,
Ed. Alinari, Rom, für Bild 36, 243,
Verlagsanstalt Bruckmann, München, für Bild 85, 89, 90, 122, 123,
G. Brogi, Florenz, für Bild 141, 142.

Erster Teil



Der Zotenreißer
Kupferstich von H. S. Beham



Erotische Darstellung von Venus und Amor

1. Kupferstich von H. S. Beham

Ergänzungen und Exkurse

Zu Seite 1—97. Wir sehen von erläuternden Kommentaren zum ersten Kapitel hier ab, weil es sich in diesem Kapitel ja nur um eine summarische Anführung handelt und alle dabei aufgerollten Fragen Gegenstand späterer und besonderer Kapitel des Buches sind. Die nötigen Kommentare sind also erst dort am Platze.

Zu S. 117. In der Unterschrift des Bildes Nr. 101 hat sich ein Schreibfehler eingeschlichen. Es muß heißen: „Philipp II. von Spanien mit seiner Maitresse" und nicht „Karl I. von England mit seiner Maitresse". Dieselbe Korrektur ist im Text, S. 152, vorzunehmen. Der Schreibfehler ist entstanden, weil unsere Vorlage noch den Vermerk trug, daß dieses Gemälde aus dem Besitz Karl I. stammte; dadurch hat sich beim Übertragen dieser Irrtum eingeschlichen.

Von diesem Bild gibt es noch eine fast gleiche Wiederholung, die ebenfalls von Tizian herrührt. Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Bildern

besteht nur darin, daß das zweite die Dame im reiferen Alter zeigt. In beiden Fällen aber handelt es sich in der hier gänzlich nackt dargestellten Maitresse Philipps II. um die Fürstin Eboli.

Zu S. 126–128. Für die erneute Entdeckung des Menschen in der Renaissance ist nicht der letzte Beweis die große Vorliebe für die Darstellung von Adam und Eva in der Kunst. Im Gegenteil: wir erblicken darin einen der schwerstwiegenden Beweise, weil er uns die präzisesten Vorstellungen übermittelt. Hunderte von Künstlern haben dieses Motiv aufgegriffen, und unter den ewigen Meisterwerken der Renaissancekunst figurieren nicht wenige Darstellungen von Adam und Eva. Wir nennen nur die berühmten Bilder Michelangelos, Tizians und Dürers. Gewiß ist dieses Motiv in der Mehrzahl der Fälle auf die Verführung Adams durch Eva eingestellt oder auf die Folgen: die Vertreibung der Menschen aus dem Paradiese (Bild 3 und 8). Aber man darf sich dadurch nicht beirren lassen. Dieses Motiv ist darum für die meisten seiner Gestalter doch niemals etwas anderes gewesen als die dankbarste und geeignetste Form, den Menschen in seiner idealen physischen Wesenheit, wie ihn die Zeit von neuem geboren hatte, vorzuführen. Das war die Absicht, die Pinsel und Meissel im ersten und im letzten Grunde leiteten. Es ist die Entdeckung des sinnlichen Begriffs Mensch, die jeder Künstler für sich von neuem machte. Das ist der Mensch, das sind Mann und Weib — so schreibt darum jeder Meister mit unsichtbaren Lettern unter sein Bild. Und in der strahlenden Pracht des neuen Frühlings, der über die Welt gekommen ist, und deren erhabenster Zeuge die neue Kunst ist, bildet das neuerstandene Menschenpaar daher förmlich die köstlichste, die wonnesamste Blüte. Es ist Begriff der Reife, der Vollendung des Wirklichen. —



Eva und die Schlange

2. Kupferstich von Aldegrever

Auf die Wiedergabe der weltbekannten Darstellungen von Adam und Eva verzichten wir hier natürlich und begnügen uns mit der Vorführung einiger seltener und auch noch in anderer Richtung (vergl. weiter unten „zu S. 139") interessanten Auffassungen des Stoffes (Bild 2, 9 u. 11). Als Typen des neuen Menschen mögen hier auch die beiden Kupferstiche von Aldegrever, Bild 6 u. 7 herangezogen sein.

Zu S. 129 und 130. Der Seigneur von Brantôme begnügt sich an der von ihm zitierten Stelle (Deutsch von Hermann Kastner, Leipzig 1904, S. 21) nicht damit, nur die Vorzüge zu schildern, die stattlichen Frauen eigen sind, er führt auch ebenso unumwunden die Anforderungen



3. Lucas von Leyden. Die Verführung Adams durch Eva. Kupferstich

an, die solche Frauen an die physische Kraft und Geschicklichkeit ihrer Liebhaber beim Liebeskampfe stellen. Die Fortsetzung des auf S. 130 des Hauptwerkes gegebenen Zitates lautet:

„Aber der Ritter muß sich auch gut halten und mehr Kraft und Gewandtheit zeigen. So verhält es sich auch mit den großen Frauen; denn bei ihrer hohen Gestalt haben sie auch eine höhere Gangart als die andern, und werfen leichter aus dem Sattel, wenn man nicht festen Sitz hat, wie ich das von verschiedenen Rittern gehört habe. Und sie machen sich noch höchlich lustig darüber, wenn sie einen abgeworfen haben, wie ich das von einer Dame dieser Stadt hörte, die beim erstenmal zu ihrem Liebhaber ganz offen sagte: ‚Umarmen Sie mich gut und ..... halten Sie sich tapfer, damit Sie nicht abfallen. Andrerseit aber schonen Sie mich nicht, denn ich bin sehr stark und kann etwas aushalten ..... Wenn Sie mich aber schonen, dann werde ich Sie **nicht** schonen. Für gutes Spiel guter Gewinn.' Aber die Frau gewann das Spiel."

Zu S. 134 und 135. Die im Liederbuch der Klara Hätzlerin aufbewahrte Beschreibung des schönen Weibstücks lautet:

Ain Haubt von Behmer Land,
Zway weiße Ärmlin von Prafand,
Ain Brust von Schwaben her,
Von Kernten zway Tüttlein, ragend als ein Speer,
Ain Bauch von Oefterreich,
Der wär schlecht und geleich,
Und ain Ars von Pollandt,
Auch ain Bayrisch Fut daran,
Und zway Füßlen von dem Rein:
Das möcht ain schöne Frau gesein!

Eine altfranzösische Fassung aus dem 15. Jahrhundert eines solchen gereimten Schönheitskodexes, die nicht nur wesentlich umfangreicher und darum auch ein-

1*

gehender als die deutschen Beschreibungen ist, sondern sich auch noch aufs moralische Gebiet erstreckt, befindet sich in einem Manuskript der Pariser Nationalbibliothek. Man möchte sagen, daß bei dieser Beschreibung rein gar nichts vergessen ist, denn nicht weniger als 23 mal 3 Forderungen und Schönheitsmerkmale werden aufgestellt. Die Fassung lautet nach dem von Marcel Schwob in Le Parnasse satirique (Paris 1905, S. 158) gemachten Auszug:

En pensant à la nompareille
De biaulté de tout ce pays,
Me survint volonté nouvelle
De vous exprimer par devis

Vingt trois beaultés que femme belle
Doit avoir, selonc mon advis:
Et me soit pardonné par elle
S'en ce de rien y ay mespris.

Trois longz: long nez; long bras; long corsaige.
Trois cours: courtes tettes; courtes fesses; cours talons.
Trois blans: blanche char; blans dens; blanc des yeulx.
Trois noirs: noirs surcil; noire paulpiere; noir pouil.
Trois gros: gros haterel; grosses treschez; gros con.
Trois gresles: graisles doigtz; graisles bras; gresle corps.
Trois molz: molez mains; mol ventre; mol genoux.
Trois durs: durz cheveux; durez tettes; dures fesses.
Trois haultz: hault chief; hault sain; haulte poitrine.
Trois bas: basse regardure; basse risee; bas eslun.
Trois grans; grans yeulx; grant front; grant grefve.
Trois petis: petites oreillez; petite bouche; petiz piedz.
Trois avant: avant pis; avant pas; avant boudine.
Trois arriere: arriere col; arriere espaulez; arriere rains.
Trois cras: crassette gorge; cras membrez; crasset corps.
Trois jointis: jointiz doits; jointiz ortaulz; jointe entree.
Trois larges. large entreœul; entre les mamellez; entre les rains.
Trois vaultez: vaultiz col; vaultiz rains; vaultiz piez.
Trois fosselus: fosseluez mamellez; fosselu menton; fosselu jointe.
Trois traittis: traittis yeulx; traittis sourcilz; traittis rains.
Trois sanguins: sanguin viaire; sanguins levres; sanguins onglez.
Trois simples: simple maintien; simple aleure; simple responce.
Trois dangereulx: dangereux regarder; dangereux parler; dangereux ottroyer.

Henoch vnd sein weyb
Henoch war fünff vnd sechtzig jar alt/vnd zeuget Methusalah/ vnd füret ein Gölichen wandel drey hundert jar darnach/vnd zeuget sune vñ töchter/das sein gantzes alter ward/drey hundert funff vnd sechtzig jar/Vnd die weyl er ein Gödlichen wandel füret/nam jhn Got hynwegt/vnd ward nicht mehr gesehen.

Die Sibend/Fides/Glaub vnd trew.

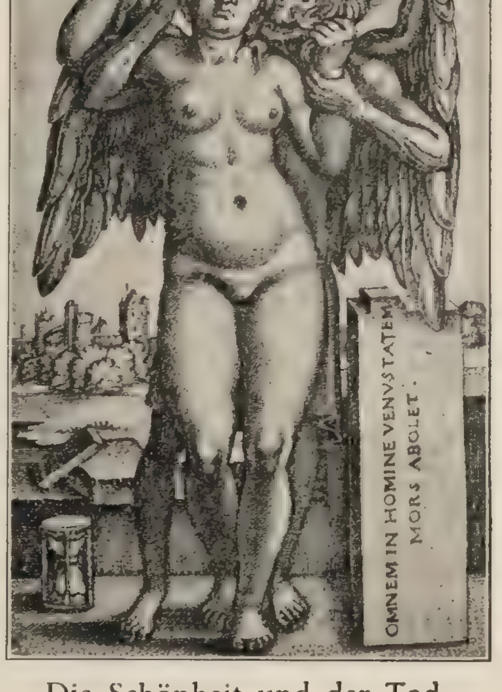
Glaub vnd trawen das alter helt
Auß ersamkeyt im zů gesel
Auß vil erfarung es erkent
Lüg/vntrew/nem mit schandt ein endt
Darumben es warhafftig ist
On all betrug/aussetz vnd list
Gantz auffrichtig geen man vnd frawen
Es helt freunden vnd feinden trawen

Helt streng sein bürgerliche pflicht
Brieff vnd sigel es schwechet nicht
Sein ja bleybt ja/sein nein bleybt nein
Bestet in der warheyt allein
Es treff an leyb/ehr oder gůt
Die warheyt es bezeugen thůt
Solche glaubwirdigkeyt noch heut
Bey wirden behelt landt vnd leut.

4. Kindliche Typen. Holzschnitt

Einer wieder wesentlich kürzeren Fassung begegnet man in Spanien, wo, wie in Frankreich, ebenfalls auf die lokalisierten Hinweise verzichtet ist, deren sich die Deutschen stets bedienten:

Tres cosas blancas: el cuero, los dientes, y las manos.
Tres negras: los ojos, las cejas, y las pestañas.
Tres colorado: los labios, las mexillas, y las uñas.
Tres lungas: el cuerpo, los capellos, y las maños.
Tres cortas: los dientes, las orejas, y los pies.
Tres anchas: los pechos, la frente, y el entrecejo.
Tres estrechas: la boca, l'una y otra, la cinta, y l'entrada [del pie.
Tres gruesas: el brazo, el musto, y la pantorilla.
Tres delgadas: los dedos, los cabellos, y los labios.
Tres pequeñas: las tetas, la naris, y la cabeza.



Die Schönheit und der Tod

5. Kupferstich von H. S. Beham

Zu S. 136. Daß man im Verherrlichen ebenso deutlich und ebenso plastisch ist, wie im Schildern, das beweist der siebente Sprecher des im Hauptwerk zitierten Fastnachtsspieles „Ein hübsch Spiel“. Er erklärt

Ein Weibes Bild nit gar zu groß,
Mit Läng und Kurz in rechter Moß
Und der die Brüstlein scharpf her stotzen,
Und harten Ars, ein warme Fotzen,
Daß einer ein Ei darauf zuschlug
Und allzeit freien Willen trug,
Da wolt ich lieber ein Nacht bei wachen,
Dann solt man mir Eier im Schmalz machen.

Das gleiche besagt der folgende gereimte Wahlspruch, dem man in mehreren Variationen begegnet, woraus sich klar erkennen läßt, daß in dieser Frage landauf landab volle Einmütigkeit herrschte:

Ein Jungfräulein von 18 Jahren
Mit braunen Äuglein und gelben Haaren,
Mit weißen Schenkelein und weißen Händen,
Damit will ich mein Leben enden.

Hierher gehört auch das folgende altfranzösische Gedicht aus dem 15. Jahrhundert, in dem sogar ausdrücklich hervorgehoben ist, daß es dem Liebhaber nur um die leibliche Schönheit der angesungenen Dame zu tun ist:

Je n'ayme de vous qùe le con,
La bouche, les piez et les mains,
Et environ trois neux de rains
Les plus prouchains du crouppion.
Cest endroit me semble tres bon:
Mais le surplus n'est que du mains;
Je n'ayme (de vous que le con). —
Qu'en vouldroit plus ung compaignon?
Je prometz à Dieu et ses sainctz,
Mais que vous et moy soyons sainctz,
Tousjours seray vostre mignon:
Je n'ayme (de vous que le con).

Zu S. 136. Das im 16. und 17. Jahrhundert viel gelesene „Venusgärtlein“ enthält die folgende verherrlichende Schilderung der Frau:

An eine vortreffliche, schöne und tugendbegabte Jungfrau.

Gelbe Haare, güldne Stricke,
Taubenaugen, Sonnenblicke,
Schönes Mündlein von Korallen,
Zähnlein, die wie Perlen fallen.
Lieblichs Zünglein in dem Sprachen,
Süßes Zürnen, süßes Lachen,
Schnee- und lilienweiße Wangen,
Die voll roter Rosen hangen.



6. Idealtyp des Mannes. Kupferstich von Aldegrever. 1530

Weißes Hälslein, gleich den Schwanen,
Ärmlein, die mich recht gemahnen,
Wie ein Schnee, der frisch gefallen,
Brüstlein wie zween Zuckerballen.

Lebensvoller Alabaster,
Große Feindin aller Laster,
Frommer Herzen schöner Spiegel,
Aller Freiheit güldner Zügel.

Ausbund aller schönen Jugend,
Aufenthaltung aller Tugend,
Hofstatt aller edlen Sitten,
Ihr habt mir mein Herz bestritten.

Der Verherrlichung der Schönheit steht aber meist eine ebenso detaillierte Beschreibung und Verhöhnung der Häßlichkeit gegenüber, wie das folgende Gedicht zeigt, das ebenfalls dem „Venusgärtlein" entnommen ist:

An eine sehr häßliche Jungfrau.

Graues Haar voll Läus' und Nüsse,
Augen von Schablack, von Flüsse,
Blaues Maul voll kleiner Knochen,
Halb verrost' und halb zerbrochen.



7. Idealtyp der Frau. Kupferstich von Aldegrever. 1530

Blatterzunge krank zu sprachen,
Affich's Zürnen, Narrenlachen,
Runzelvolle magre Wangen,
Die wie gelbe Blätter hangen.

Halshaut gleich den Morianen,
Arme, die mich recht gemahnen,
Wie ein Kind in Kot gefallen,
Brüste, wie zween Druckerballen.

Du bist so ein Alabaster,
Als ein vollberegnetes Pflaster,
Aller Ungestalt ein Spiegel,
Aller Schönen Steigebügel.

Schimpf der Jungfern und der Jugend,
Unhuld aller lieben Tugend,
Einöd aller plumpen Sitten,
Läßt du dich zum Freien bitten.

Zu S. 137. Die Bedeutung der Schönheit des Busens für die Gesamtschönheit der Frau und weiter, in was die besondere Schönheit des Busens besteht, hat Agnolo Firenzuola (geb. 1493, Todesjahr unbekannt) in seinen Gesprächen „Über



Die Vertreibung aus dem Paradiese

8. Kupferstich von H. S. Beham. 1543

die Schönheit der Frauen" ebenfalls in einer für die damalige Zeit ziemlich eingehenden Weise besprochen. Im ersten Gespräch heißt es:

Celso. Die Fülle des Busens verleiht der ganzen Gestalt etwas Majestätisches; hier befinden sich die beiden Brüste, zwei mit Schnee und Rosen bedeckte Hügel mit Knöpfen aus prächtigem Rubinsteine an der Spitze, den Mündungen der schönen und nützlichen Gefäße, die, abgesehen von dem Nutzen, den sie dadurch gewähren, daß sie den Säuglingen die Nahrung spenden, einen herrlichen Glanz ausstrahlen, der mit so viel ungewohntem Reiz verbunden ist, daß wir genötigt sind, ob wir wollen oder nicht, zu unserer großen Freude die Augen darauf zu richten, wie ich es jetzt bei der Betrachtung des blendendweißen Busens einer von euch tue. Seht, jetzt wird der Altar bedeckt; wenn ihr dieses Tuch nicht wieder an seine frühere Stelle bringt, weigere ich mich, in meiner Rede fortzufahren.

Madonna Lampiada. Mein Gott, so nimm es doch weg, Selvaggia; du schaffst uns sonst Ungelegenheiten. O, wie gut hast du daran getan, die Hülle vom Heiligtum fortzunehmen! Nun Messer Celso, fahrt in Eurer Predigt fort, denn die Reliquien sind enthüllt . . .

Im zweiten Gespräch wird die Diskussion über die Schönheit des Busens nochmals, und zwar noch schwelgerischer und noch ausführlicher aufgerollt:

Celso. Der Busen soll vor allem weiß sein. Was soll ich aber viel Worte verlieren? Der Busen soll so sein, wie der Selvaggias; betrachtet den ihrigen, und ihr werdet alle Vollkommenheit, alles Ebenmaß, alle Anmut, alle Lieblichkeit, alle Reize, alle Grazie, kurz alle Schönheit vereinigt finden. Hier sind die Veilchen jeder Jahreszeit, hier die Rosen des Januar, hier der Schnee des August, hier weilen die Charitinnen, hier die Amoretten, hier das Verlangen, hier die Genien der Liebkosung und Schmeichelei, hier Venus mit ihrem ganzen Hofstaate, mit all ihren himmlischen Gaben, mit dem Gürtel, dem Schleier, den Flechten, den Bändern kurz mit all ihrer Zier, und es fehlt nicht nur nichts, sondern es ist mehr vorhanden, als der kühnste Wunsch hoffen, als der Verstand fassen, das Gedächtnis sich zurückrufen, die Zunge aussprechen, die Phantasie durchdringen kann, so daß es nicht notwendig ist, hier noch mit Worten zu versichern, daß ich nicht glaube, Helena, Venus, die Göttin der Schönheit, habe einen schöneren und bewundernswerteren Busen gehabt.

Selvaggia. Ach geht doch; sagt uns, wie er beschaffen sein muß, ganz so, wie Ihr es bei den anderen Körperteilen getan habt. Denn ich will nicht, daß Ihr unter dem Vorgeben, Ihr hättet mir einen Gefallen erweisen wollen, oder um mich zum besten zu haben, die Erörterung über einen der wichtigsten Teile, die sich nach meinem unmaßgeblichen Urteile bei einer schönen Frau vorfinden, unterlaßt.

Celso. Schließlich werdet Ihr mir wohl verzeihen, und ich getraue mich nicht, zu sagen, daß Euer Busen nicht das schönste und bestgewählte Beispiel sei — eine Behauptung, die durchaus falsch wäre.

Selvaggia. Wir pflichten Euch darin bei, daß Ihr die Wahrheit sagen sollt; nichtsdestoweniger bitte ich Euch, über die Schönheit des Busens zu sprechen; tut es wenigstens mir zuliebe, da ich den meinigen nicht sehen kann.

Celso. So zeige ihn wenigstens den andern. Da ich nun Euer Gefangener bin, so muß ich Eurem Wunsche nachkommen; ich werde mich jedoch kurz fassen, da ich sowohl jetzt, wie in der vorigen Unterredung zur Genüge davon gesprochen habe. Wir werden also sagen, der Busen sei schön, der, abgesehen von seiner Breite, die seine hauptsächlichste Zierde bildet, eine solche Fülle



9. W. Kilian. Evas Verführung durch Satan. Kupferstich

aufweist, daß kein Knochen darunter sichtbar ist, der von dem äußersten Rande aus so allmählich zunimmt, daß das Auge es kaum wahrnimmt, der ein glänzendes mit Rosen untermischtes Weiß zeigt, bei dem die frischen, wogenden Brüste, als ob sie keine Lust hätten, sich stets durch die Kleidung drücken und einengen zu lassen, ihren Kerker sprengen zu wollen scheinen und sich mit einer Heftigkeit und Kraft erheben, daß sie die Augen anderer zwingen, sich auf sie zu richten, weswegen sie auch nicht zurückweichen. Ihr Frauen sagt, sie müßten fest sein, und gerade die kleinen wären hübsch; freilich dürften sie nicht so klein sein, daß sie, wie schon einer Eurer Freunde, Mona Selvaggia, sagte, den Zwergrosen glichen, die Davitte am Feste des heiligen Felix auf dem Marktplatz trug . . . . .

Gegenüber dem häßlichen Busen ist man genau so verfahren, wie gegenüber der Gesamtschilderung der weiblichen Schönheitsmerkmale. Das heißt ebenso eingehend, wie man den schönen jungen Busen der Frau verherrlicht und beschrieben hat, in genau derselben Weise hat man den alten häßlichen Busen verlästert und verhöhnt — man will nach jeder Richtung gerecht sein, und so ist man im Verlästern ebenso zynisch, wie man im Verherrlichen schwelgerisch ist. Bei Clement Marot findet sich der klassische Beleg. Er stellt in seiner Epigrammensammlung der im Hauptwerk gegebenen Beschreibung „Vom schönen Busen" die folgende drastische Schilderung des alten häßlichen Busens direkt an die Seite (deutsch von Margarete Beutler, Georg Müller, München 1908):

Vom häßlichen Busen.

Busen nennt ihr diesen schlappen
Wabbeligen Hängelappen?
Altes Euter, lange Titte!
Busen? — Zitze nennt es, bitte!
Zitze mit den großen schwarzen,
Schwammigweichen, eklen Warzen!
Niemand stößt sie, rührt sie an,
Doch sie schlenkert, was sie kann.
Wer sie anfaßt, meint bestimmt,
Daß die Hand voll Teig er nimmt,
Titte, die sich wie von Leder zieht,
Titte, ausgemergelt und verblüht,
Milch nicht gibst du, sondern Dreck
Teufel, hol' dies Scheusal weg!
Titte, die fürwahr so scheußlich ist,
Daß man sie sein Lebtag nicht vergißt,
Titte, die man einfach stahl wer weiß
Welcher alten, halbverwesten Geiß,
Du mußt einmal tränken ohne Zweifel
In der Hölle kleine schwarze Teufel!

Auf die Schulter wirft man leicht dich auch
Ganz wie einen abgebrauchten Schlauch,
Ach, man macht aus dir, verschrumpfte Zitze,
Auch noch eine alte Zipfelmütze.
Wer dich sieht, den packt ein wild Gelüst,
Mit den beiden Zotteln, schlapp und wüst,
Der Person, der du hängst überm Magen,
Rechts und links eins um das Maul zu schlagen! —
Und beim Schwitzen fängst du an zu stinken —
Wahrlich, ekler Schlauch, mich will es dünken,
So zu stinken fiel den Toten schwer,
Tausend Leichen stinken nicht so sehr.
Schamlose Titte, garstig wie die Nacht,
Wer hätte deiner gerne wohl gedacht?
Mir scheint, daß du bestehst aus Pech und Leim,
Denn ständig gibst du von dir gelben Schleim,
Du Mißgestalt, der niemand nahen will —
O meine Feder! Sei doch endlich still!
Beim Bauche St. Georgs, ich muß es sagen:
Mir hebt hierbei schon lange sich der Magen.

Angesichts dieser ungeheuerlichen Kühnheit der Realistik in der Schilderung passiert das Letztere sicher auch manchem Leser, der über eine starke Vorstellungskraft verfügt!

Zu S. 138. Eine der drastischsten bildlich-künstlerischen Verherrlichungen der Vorzüge und Schönheiten des Busens ist das Gemälde „Die schöne Hirtin" von Paulus Moreelse in der Steingraacht-Galerie im Haag. Die schöne Hirtin demonstriert auf diesem Gemälde dem Beschauer ostentativ die besonderen Vorzüge ihres Busens, indem sie ihn mit der Hand wie zwei elastische Gummibälle zusammenpreßt. Sowie sie die Hand entfernt, wird er in die Form von zwei vollkommenen Halbkugeln zurückschnellen: „Schau wie stolz und elastisch!" sagt sie zum Publikum. Durch ihren Gesichtsausdruck scheint diese verführerisch schöne Hirtin noch außerdem die schmunzelnde Frage einzuflechten oder hinzuzusetzen: „Kann es ein verlockenderes Spielzeug für einen Verliebten geben?" Diese Demonstration hat freilich noch außerdem einen nicht mißzuverstehenden Doppelsinn. (Vergleiche: „Die Geschichte der erotischen Kunst" Bild 70.)



Kleine Amorette als Schildhalter

10. Kupferstich von H. S. Beham. 1535

Ein Seitenstück zu diesem Bild ist das hier als Beilage beigegebene Gemälde „Das verliebte Paar", ebenfalls von Paulus Moreelse.



11. Adam und Eva. Radierung von Rembrandt. 1638

Auf diesem Gemälde ist es der Geliebte selbst, der die betreffenden interessanten Feststellungen an dem schönen Busen seiner Geliebten macht. Denselben Gedanken behandelt auch das Bild „Venus und Cupido" von Verkolje; hier ist Cupido mit dieser genußreichen Konstatierung betraut (siehe Beilage). In dieser letzteren Form ist das Thema von der Demonstration der Vorzüge eines schönen Busens noch öfters variiert worden. Vergleiche weiter Bild 28 u. 30.

Zu S. 138. Für den derb-deutlich verherrlichenden Kultus, der mit dem intimsten fraulichen Reiz in allen Ländern getrieben wurde, sind die drei folgenden Proben aus Deutschland und Frankreich, die sämtlich aus dem 15. Jahrhundert stammen, charakteristische Belege. Man ist, wie man sieht, in beiden Ländern gleich deutlich und gleich offenherzig in seinen Ansprüchen, auch ist man über

2*

die Vorzüge überall derselben Meinung. Gleichwohl offenbart sich schon ein bezeichnender Unterschied. In Deutschland ist man derb naiv, in Frankreich dagegen bereits pikant, — der deutliche Ausfluß der schon vorhandenen nicht unwichtigen Differenzen in der politisch-sozialen Gliederung der beiden Länder. In Frankreich war die historische Entwicklung schon wesentlich weiter; hier befand man sich bereits auf dem geraden Wege zum Absolutismus, der auf allen Gebieten das Naiv-ursprüngliche durch das Raffinement verdrängte und ausschaltete.

Die deutsche Beschreibung besteht in der Form eines Merkspruches und lautet:

Ein Votz wohlgestalt't.

Die sollt sein nit zu alt und nit zu jung
Und nit zu eng und nit zu weit
Und die nit sere sey ausgeheyt (ausgeweitet)
Und oben ganz und unten zu kloben —
Eine solche Fut wäre wol zu loben.

Die französischen Schilderungen, zwei Chansons, lauten:

Cons barbus retondis et noirs,
Aux estuves rez et lavez,
Faictes, si fait vous ne l'avez,
En temps et en lieu vos devoirs:
Acquitez vous et mains et soirs
De faire ce que vous sçavez
Cons barbus.

N'espargnez chambres ni manoirs,
Cependant que le temps avez:
Ne vous feignez, mais observez
Le plaisir de tous vos devoirs,
Cons barbus.

*

L'autrier en chemin rencontray,
Ainsi que je chassoie maree
Une bourgeoise qui pour vray
Cuidoit bien faire la serrée.
Si lui dy: „Ma seur, quel derree
Portez-vous en vostre pennier?"
El repondit à la vollee:
„Ce sont les botines Gaultier!"

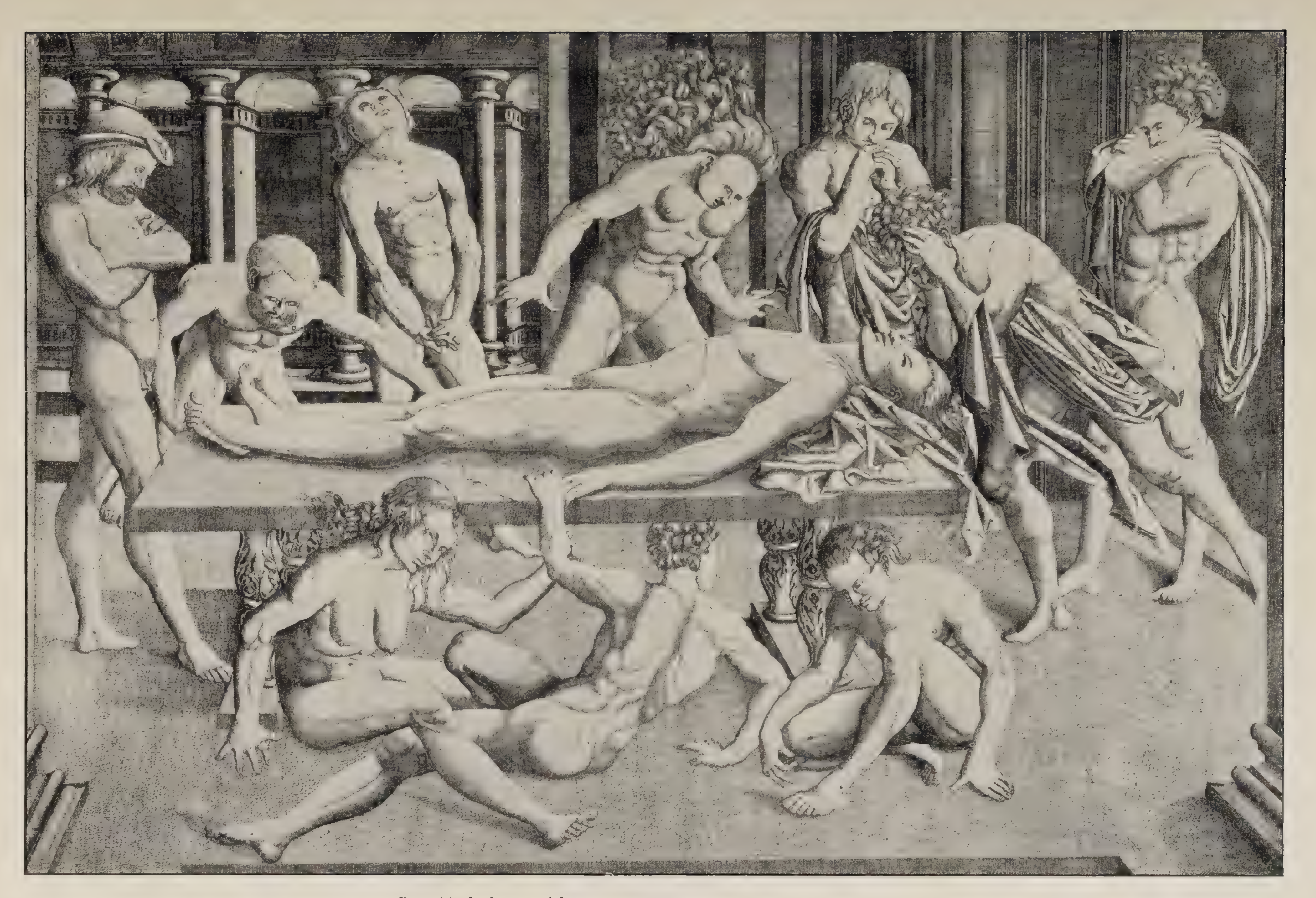
— Dame, s'il vous plait, j'essayray
S'ilz sont d'entree assez serree.
— Hellas, dit-elle, non feray;
Car à mon mary pas n'agree:
Je seroye par lui devoree
S'il les vous falloit essayer!
Gardez bien d'agrandir l'entree:
„Ce sont les botines Gaultier!"

Tout du premier coup y entray
Tant estoit l'entree cavee
A pou que je n'y demouray
Tant y fit longue demouree;
Je n'y trouvay fons ne ryvee,
Moins qu'en ung houzeau tout entier:
Ce fut donc verité prouvee:
„Ce sont les botines Gaultier."

Prince, ma jambe y fust entree
De plain bont, et sans varier.
Je lui dis, quant l'euz essayee:
„Ce sont les botines Gaultier."

Die deutsche Probe haben wir einer Weimarer Handschrift entnommen, die beiden französischen Stücke entstammen zwei Handschriften aus der Bibliothèque nationale in Paris, wo sie von Marcel Schwob ausgezogen worden sind. Außer diesen drei Stücken haben wir noch gleichartige Gedichte aus dem Französischen und Spanischen aufgefunden; wir verzichten jedoch auf deren Wiedergabe, weil uns beide nur in verstümmeltem Zustande bekannt geworden sind. Dagegen zitieren wir noch das folgende französische Sprichwort: „Chemin jonchu et con velu sont fort propres à chevaucher".

Weiter gehören hierher die folgenden deutschen Sprichwörter: „Das schönste Wappen in der Welt: ein roter Strich im schwarzen Feld", „Wenn die Mädchen oben glatt werden, werden sie unten rauch", „An der Jungfer und am Fisch, der mittlere Teil der beste ist", „Die einen großen Mund hat, hat auch eine große Votz", und ebenso die farbige Beilage „Das Wappen unserer Zeit".



12. Der Tod des Helden. Kupferstich nach einem Gemälde von Mantegna

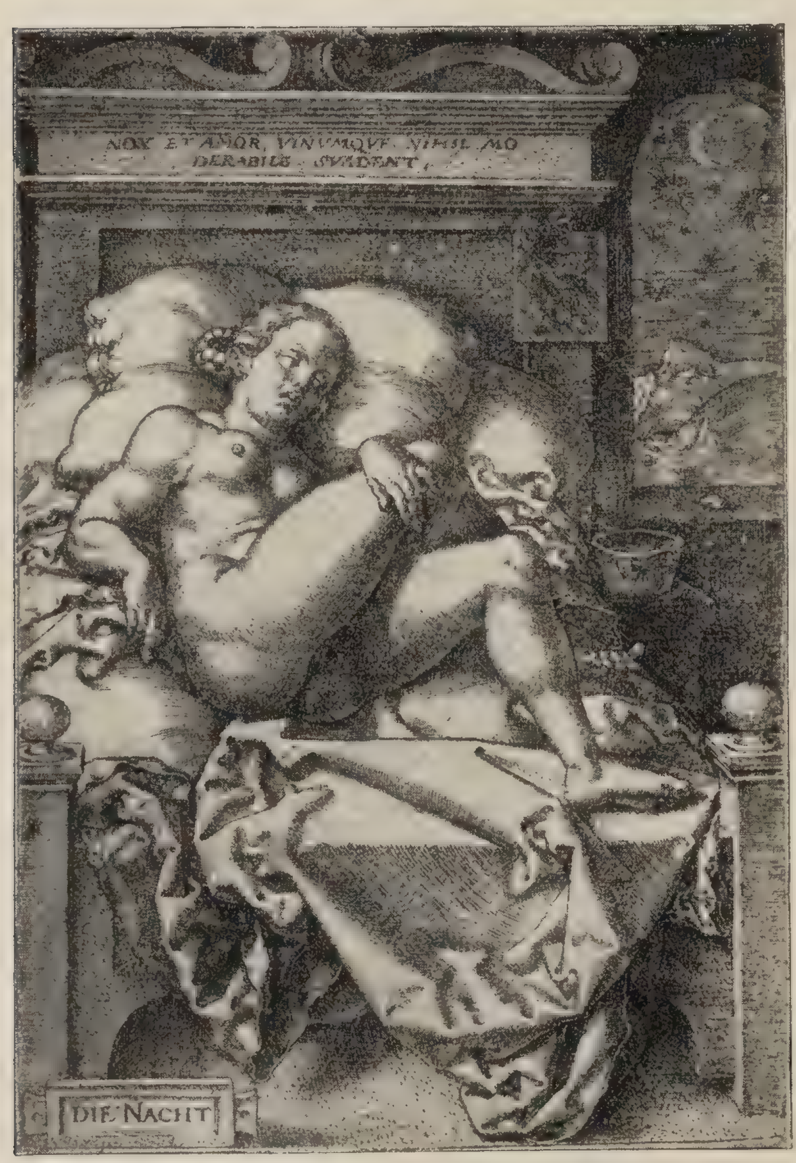
Zu S. 138 und 139. In Friedrich Heinrich von der Hagens „Gesamtabenteuern“ (Cotta Stuttgart 1850, S. V und 16 und flg.) findet sich der Abdruck der ersten deutschen Fassung der Erzählung „Vom weißen Rosendorn“ nebst Übertragung des Gedankenganges in Prosa und ausführlichem historischem Kommentar. Wir lassen hier alle diese drei Stücke folgen.

Die Übertragung in Prosa, die Hagen dem Abdruck des Gedichtes voranstellt, lautet:

„Es geschieht manches Unglaubliche. Ich sage, was ich hörte und sah: eine Jungfrau hatte sorgfältig einen Wurzgarten gezogen, und darin auch einen weißen Rosendorn, der so üppig wuchs, daß er wohl zwölf Rittern Schatten gegeben hätte. Er war über mannshoch und ringsum in einen Reif gebogen. Unter demselben war zur Augenweide schönes Gras und stunden allerlei edle Kräuter, aus welchen, so wie aus den Rosen, die Jungfrau ein Wasser brannte. Sie ging alle Morgen, vor Sonnenaufgang, aus ihrer Schlafkammer in den Garten, nackt und bloß, mit einem Glase voll diesen Wassers, und begoß sich damit unter dem Rosenbusch auf dem Grase.

Nun kam ich eines Morgens dorthin, um Rosen zu stehlen, da hörte ich jemand in den Garten kommen; ich lauschte durch das Gebüsch, und da sah ich ein Wunder, welches ich gerne erzähle, wenn meine Jungfrau es mir erlaubt; sonst schweige ich. Jedoch ist etwas Lustiges wohl verstattet zu sagen. Ich erzähle also weiter: es gibt Wurzeln, welche die Kraft haben, daß ein Stummer, wenn er sie in den Mund nimmt, sogleich reden kann. Das bewährte sich hier: als die Jungfrau, unter dem Rosenbusche sitzend, sich mit Wasser begießen wollte, da hub die Fut an zu sprechen, und beklagte sich, daß ihr nicht auch Ehre und Gutes geschehe. Die Jungfrau sah vorn nieder, und fragte, woher ihr die Stimme käme. Jene antwortete: von der Wurzel im Munde, und mahnte die Schöne, daß man sie ohne Fut verachten würde.' Die Jungfrau behauptete, man diene ihr wegen ihrer Schönheit, nicht wegen eines dunklen Ungetüms, dessen Anblick ihr Scham wäre. Die Fut, borstig, rühmte sich ihrer Gestalt, jedes in seiner Art, und pries auch der Jungfrau Wohlgestalt; lichte und rosige Farbe: jedoch wäre das alles nur um ihretwillen begehrt; mit Unrecht werde sie also zurückgesetzt, und erhalte nur das geringste Gewand von den eigentlich ihr geltenden Kleinoden. Die Jungfrau zürnte, hieß sie schweigen, und sich von ihr scheiden, damit man erkenne, wen von ihnen beiden die Leute lieber hätten. Mit Zähren schieden beide voneinander. Die Fut hub sich gen eine grüne Aue, in die Wildnis.

Die Jungfrau blieb bei den Leuten. Einem Schüler (Studenten), der ihr viel gedient hatte, wollte sie nun ihre Minne gewähren, um jenen Streit zu entscheiden. Als der Schüler sie aber ohne Fut fand, verließ er sie schmählich. Bald ward solches ruchbar, und überall wo sie sich sehen ließ, wurde sie mit Fingerzeigen verspottet und verhöhnt, so daß ihr das Leben leidete.



13. Die Nacht. Kupferstich von Aldegrever. 1553

Der Fut erging es unterdessen auch übel: man hielt sie für eine Art Kröte, und wo sie sich zum Gruße bot, da ward sie mit Füßen gestoßen. Da bereute sie die Trennung, und wünschte sich wieder zu ihrer Herrin. Diese sehnte sich ebenso nach ihr, und ging zu ihrer beider Wegscheide. Dorthin kam auch die Fut von der Aue, beide freuten sich des Wiedersehens, klagten einander ihr Leid, und die Jungfrau nahm die Fut wieder an sich. — Alsbald sandte sie nach mir und verlangte Rat, wie sie das schmähliche Gerücht vertilgen und sich für immer dagegen sichern könnte. Durch einen Nagel vereinte ich beide für immer. — Dasselbe rate ich jedem Manne bei liebem Weibe."



Der Tod und die junge Frau

14. Kupferstich von H. S. Beham. 1548

Das Gedicht selbst lautet nach Hagen in etwas von uns modernisierter Schreibweise:

Der weiße Rosendorn.

Es geschieht seltsamer Ding' gar viel,
Der man doch nicht glauben will;
Deren sag ich eins, das geschah,
Das ich hörte und auch sah,
Das ist wahr und nicht erlogen.
Es hatt' eine Jungfrau erzogen
Einen schönen Wurzgarten,
Den hält sie lieb und zarten,
Den hält sie schön und wohl beschnitten,
Daß weder oben, noch niden,
Darin nicht kommen kunnte,
Des befleißigt sie sich zu aller Stunde.
Gute Würz' und gutes Kraut,
Die waren ihr stets lieb und traut.
Auch hatte die Jungfrau erkorn,
Einen weißen Rosendorn,
Der war breit und auch dick,
Daß er für der Sonne Blick
Zwölf Rittern hätte Schatten gegeben,
Er war um und um eben,
In einen Reif gebogen,
Doch höher als ein Mann gezogen.
Unter demselben Dorne war
Edles Kraut und schönes Gras,
Daß die Jungfraue,
Durch schöne Äuglein schaue;
Wonniglich gepflanzet hätt'.
Wegen der Hübschheit sie das tät,
Was sie als gute Kräuter erkannte,
Daraus sie Wasser brannte,
Auch aus den Rosen, als man sagt.
Auch hatt' die minnigliche Magd
Eine Sitte, die sie allzeit pflag;
Von der Kammer, da sie lag
Und schlief, in den Wurzelgarten sie ging,
Was die Jungfrau nicht unterließ,
Alle Morgen ging sie darin
Eh' die lichte Sonne schien,
In den Wurzgarten nackt und blos,
Mit Rosenwasser sie sich begoß,
Das tät sie darnach in ein Glas,
Unter dem Dorn auf das Gras.
Nun war ich kommen gar verhohlen;
Und wollt der Rosen hân gestohlen:
Das mochte leider nicht geschehen;
Durch ein Löchlein mußt' ich sehen,
Wer in dem Garten wäre.
Da erhört' ich fremde Märe.
Erlaubt mir meine Jungfrau das,
So sag ich in viel Rede, was
Ich in dem Wurzgarten sah;
Welches Wunder da geschah.
Wollt ihr nun, daß ichs sage?
Oder sprecht ihr, daß ich gedage,
So ist billig, daß ich schweige:
Frauengebot man genüge.
Ich will Urlaub, daß man es
Gestehe, die Märe sei
Durch das sollt ihr's geloben wohl;
Besagtes Ding man sagen soll.
Nun sag ich mir so zur Hand:
Es ist den Leuten wohl bekannt,
Daß einige Wurz ist gut,
Die man einem Stummen in den Mund tut.
Der redet und spricht auch wohl,
Was ein Mann reden soll,

Das ward an der Jungfrauen Schein:
Da sie in das Wurzgärtelein
Aus ihrer Kammer wollte gahn,
Als sie vor Dicke hatt' getan,
Und trug ihr Wasser, womit
Sie sich begießen wollt' nach ihrer Sitt',
Unter dem Dorn sie gesaß,
Von einer Würze fügt sich das,
Daß die Fut zu der Frauen sprach:
„Ihr schaffet ein gar gut Gemach
Überall an Eurem Leibe,
Daß ich da beleibe
Da Ihr mir weder Ehr' noch Gut
Mit Eurem Willen selten tut."
Die Frau sah vornen nieder
Und sprach zu der Fut hernieder:
„Deine Stimm' habe ich selten vernommen,
Sag' mir, wie ist es dazu gekommen,
Daß du so redest gegen mich?"
Da sprach die Fut: „Da hab ich
Eine Wurz in meinem Munde,
Davon ich jetzt zur Stunde,
Zu euch rede, was ich will.
Mich dünket es gar zu viel,
Daß ihr euch habet also wohl,
Und ich des nicht genießen soll,
Daß man euch an aller Statt
Lieb durch meinen Willen hat:
Wenn ihr mein entbehret,
Ihr desto unwerter wäret."
Die Frau sprach: „Wie mag das sein?
Daß man mir durch den Willen dein
Diene, das glaub' ich nicht,
Dieweil man mich so schöne sicht:
Ich hör' doch oft sprechen die Mann,
Daß sie mich gerne sehen an,
Und daß sie gerne dienen mir.
Nun, wenn du meinst, es sei von dir:
Ich hân es dafür, wenn man dich säh',
Daß man dir doch nicht Lobes gäb',
Denn du bist braun und dazu rauh,
Breit geflezzet an dem Bauch,
Daß ich Scham darüber hân,
Sollte dich man schauen an.
Du bist zwar dem ungleich,
Daß man mir diene durch dich."
Nun sollt ihr mir geloben,
Vor Zorn begann zu strouben,
Die Fut, die hatte reides Haar
In dem Schopfe, das ist wahr,
Und sprach zu der Frauen:
„Man mag Euch gerne schauen,
Weil Euer Schönheit viel Lobes hat:
Meine Bräune mir auch nicht übel staht.
Ein jeglich Ding man loben soll,
Nach seiner Farbe, steht sie ihm wohl.
Ich soll sein braun und dazu rauh,
Wohl geflezzet an dem Bauch,
Breit, zu dem nellen dick und hoch;
Das soll meine Gestalt weisen also:
So sollt Ihr haben, Fraue mein,
Röselothen, lichten Schein,
Minniglich und wohlgestalt'.
Des Lobes wird ihm zugezahlt:
Und das allesamt ist von mir.
Viel liebe Fraue, wähnet Ihr,
Wem Eure Schönheit wisset dank?
Und wäre auch der Dienest krank,
Den man wegen Eurer Schönheit tät':
Ich wähn', daß man Euch selten bät'
Durch Euer Schönheit und Euern Leib:
Es ward noch nie ein schönes Weib,
Und hätte sie der Fut nicht,
Ihr' Schönheit wäre gar entweiht.
Nun wollt Ihr mich verdringen
Und so gar zwingen,
Hin, hinter einer engen Statt
Unter Euer allerschwächste wât,
Die muß vor mir hangen:
Und habt Ihr doch empfangen
Durch meinen Willen klein und groß;
Des ich leider nie genoß
Um ein kleines Heftelein,
Das ich trüg' vor der Muselen mein."
Die Fraue vorne nieder sah,
Zur Fut sie zorniglichen sprach:
„Pfui doch! laß dein Klaffen sein.
Sollt' ich dir die Kleinet mein
Heben, wie geziemt' mir das?
Fahr hin von mir, Gotteshaß,
Du verteiltes schwarzes Kunder,
Rauh wie ein Meerwunder!
Du bist greulich beschaffen.
Laß gen mir dein Klaffen!
Zwar, ich will immer dein
Baß entbehren, wie du mein.
Durch dein Klaffen du entbehren mußt
Meiner Huld, weil du tust
Ungenehmes, Gefleckte, gegen mir,
Das mag zu Schaden kommen dir.
Ich will zwar besehen das,
Ob mich die Leute baß
Haben, oder (. .) dich."
Mit Mengen Zähren schied sie sich,
Die Fut und die Fraue:
Nach einer grünen Aue
Hub sich die Fut, ward wild,
Das minnigliche Bild,
Ich mein die minnigliche Magd,
Von der ich vorhin hab' gesagt,







Kalendervignetten

16. Jahrhundert

Beilage zu Eduard Fuchs, „Illustrierte Sittengeschichte". Ergänzungsband * Albert Langen, München



Die ging zu den Leuten.
Sie wollt' ein Schüler treiten,
Der ihr viel gedienet hätt'.
Die Jungfrau des Schülers gebet
Leistet, in dem Sinne,
Daß sie wollt' werden inne,
Ob er ihr diente ob ihrer Jugend,
Oder ob er wär
Durch die Fut ihr Diener;
Also bewag sie sich dar.
Der Schüler ward schier gewahr,
Daß die Frau der Fut nicht hätt
Kläglich da der Schüler tät,
Der ihr zu Dienste pflag
Lange Zeit und viele Tag';
Und wurde öffentlich gesagt,
Daß nicht die Fut habe die Magd.
Da wurde sie Futlos genannt
Die Futlos über alle Land,
Und ward ein Fingerzeigen auf sie:
„Sehet, die Futlose ist hie!"
Und wo sie ging unter die Mann',
So kehrten sie die Augen dann,
Recht als ob er sie nicht sehe.
Also erleidet sie viel Schmähe
Von Armen und von Reichen
Sie lebte als Untröstlichen,
Daß ihr das Leben begann zu verleiden.
Nun will ich es bescheiden,
Wie der Fut es inzwischen erging:
Wo sie sich auch sehen ließ,
Da ward es ihr mißboten;
Man hält sie für eine Kroten
Da ging sie viel dicke
Den Mannen zu Blicke
Und erwartete ihr Grüßen:
Doch wurd' sie mit den Füßen
Gestoßen viel sehre;
Ihre Trauer sich begann zu mehren,
Und zu sich selber sie sprach:
„Weh, was Leides mir geschah!
Da mein dummer Mut mir riet,
Daß ich von meiner Frauen schied:
Man hätte mich doch baß bei ihr
Sie hat wahr gesaget mir.
Nun muß ich alles dulden.
Nach meiner Frauen Hulden
Will ich gerne ringen."
Da begann auch die Frau zu zwingen,
Manche große Schmach,
Die sie zu leiden hat
Und gedacht in ihrem Sinne:
„Könnt' ich doch mein' Fut wieder gewinnen,
So hätte ich der Sälden Teil."
Also ging sie, auf das Heil
Gen der Wegscheide,
Da sie sich schieden beide,
Die Fut und auch ihre Frau.
Da kam nun von der Au
Die Fut hergegangen:
Minniglich empfangen
Wurd' von ihnen beiden dô;
Sie waren einander zu sehen froh,
Und klagten sich ihr Ungemach,
Was an Schmach ihnen je geschah,
Des klagten sie einander viel.
Die Rede ich auch kürzen will:
Die Fraue nahm die Fut zu ihr.
Zu Hand sandte sie nach mir,
Und sprach: „Nun gieb mir deinen Rat;
Mein Ding mir kümmerlichen staht:
Mein Fut war mir entronnen,
Die hab' ich wieder gewonnen;
Deiner Lehre bedarf ich dazu,
Wie ich meinen Dingen tu,
Daß ich den Männern beibringen kann,
Daß ich meine Fut wieder han.
Und lehre mich sie wohl behalten,
Wenn du kannst sein walten,
Daß ich sie mög' behalten mit Sinne,
Und sie mir nicht mehr entrinne."
Da riet ich dem schönen Weib,
Daß sie die Fut zu dem Leib
Viel feste nageln hieße,
Und dies nicht unterließe.



Frau mit den Kindern im Bade

15. Kupferstich von H. S. Beham



16. Die Schönheit und der Tod. Holzschnitt von H. S. Beham

Da bat mich die Stäte,
(Daß ich ihr das täte.)
Da tat ich, des sie mich bat:
Hin wieder an die alte Statt
Setzt' ich die Fut, so gut ich kunnt',
Einen Nagel so zur Stund'
Ich viel feste dadurch treibe,
Daß die Fut immer drin bleibe.
Also rat ich jeglichem Mann,
Der ein liebes Weib gewann,
Daß er seinem Weibe,
Nagle die Fut zu dem Leibe,
Daß ihr die Fut nicht entrinne,
Oder er ist verlustig seiner Minne.

Über das altfranzösiche Seitenstück zu dem deutschen Gedicht „Vom weißen Rosendorn", das wir im Original selbst nicht zu Gesicht bekommen haben, resümiert Hagen:

„Für dieses kitzliche Abenteuer gibt es ein altfranzösisches Seitenstück, wodurch dasselbe noch ausschweifend überboten wird. Der als Dichter mehrer leichtfertiger contes bekannte Garin oder Querin erzählt von einem Ritter, der nicht bloß die seltsamerweise männlichen cons, sondern auch die dicht angrenzenden culs sprechen ließ. Dieser Ritter war tapfer, aber arm, und lebte nur vom Gewinn der Turniere. Sie wurden verboten, und er mußte all seine Habe versetzen. Endlich ward wieder ein Turnier zu La Haye in Touraine ausgerufen, da verkaufte sein Schildknappe Huet noch sein Roß, und löste seine Rüstung ein. So ritten beide hin, Huet voran, der fand im Gebüsche an einem Bache drei kostbare Kleider und bemächtigte sich derselben. Sie gehörten drei wunderschönen Frauen, die sich im Bache badeten, und vergeblich um ihr Gewand baten. Bald darauf kam auch der Ritter dahin, die nackten Schönen baten ihn um ihr Gewand, und er eilte seinem Knappen nach und brachte ihnen die Kleider zurück. Die drei Badenden waren Feen, und gerührt von seinem Edelmute verlieh jede ihm eine Gabe. Die erste, daß alle Welt, Mann und

Weib, ihn lieb und wert haben; die zweite, daß ihm le con jedes weiblichen Geschöpfes antworten müsse; und die dritte, daß wenn le con (lat. cunnus) verhindert wäre, le cul sie vertreten, und nicht bloß Sitz, sondern auch Stimme haben soll. Der Ritter hält alles für Spott, erfährt aber als-bald die Bewährung. Ein Pfarrer, dem er begegnet, ladet ihn zu Gast, und auf des Ritters Frage verlautbart des Pfarrers Stute, daß derselbe zu seiner Buhle reite und ihr eben ein Kleid kaufen wolle. Der Pfarrer erschrickt noch mehr als Bileam über seinen Esel, läßt Stute, Mantel und Geld-beutel im Stich und entflieht: der Ritter kommt hierauf zum Schlosse eines Grafen, und wird von ihm und der Gräfin und dem ganzen Hofe freudig aufgenommen und bewirtet mit Gastmahl, Tanz und Spiel; ja zur Nacht befiehlt die Gräfin ihrer Nichte, dem schönsten Fräulein mit blauen (vairs) Augen und blonden Haaren sich in sein Bett zu legen. Hier befrägt der Ritter die nackte Schöne nach den Namen der einzelnen Teile die er berührt; und als er auch an die „Fut" kommt, ant-wortet diese sogleich selber, sie wundere sich, daß sie noch nicht foutez sei. Darüber erschrickt die Schöne dermaßen, daß sie im Hemde zur Gräfin entspringt, und das Wunder erzählt (was mes cons li conta). Nächsten Morgen fragt die contesse den Ritter danach, und wettet mit ihm vierzig Pfund, daß ihr con ihm nicht gehorchen werde. Sie stopft heimlich wohl ein Pfund Baumwolle hinein, und als nun in Gegenwart des ganzen Hofes der Ritter Sire con anredet, und keine Antwort erfolgt (vox faucibus haesit), wendet er sich an Sire cul, der den Betrug verrät. Auf Gebot des Grafen muß die contesse die Maulsperre wegtun, und nun bestätigt le con was le cul gesagt, und der Ritter hat die Wette gewonnen. Ungern sehen alle ihn scheiden, als er zum Turnier reitet. So lebte er fürder ritterlich bei Kampfspielen und Kriegen, überall beliebt und gastlich aufgenommen, und berühmt durch seine Feengaben."

Hagen hat allem Anschein nach Recht, wenn er im Anschluß an diese Ana-lyse schreibt, daß die deutsche Fassung im Vergleich zu der französischen Behand-lung dieses Motives ein unschuldiger lustiger Schwank ist. Für uns bestätigt sich hierdurch auch, was wir im vorhergegangenen Kommentar über das Bestimmende des Unterschiedes zwischen derartigen deutschen und französischen Motiven ge-sagt haben. Als Deutschlands politisch-soziale Entwicklung in dieselbe Linie ein-rückte, in der Frankreich sich damals befand, verschwinden darum auch alsbald diese Wesensunterschiede, und das „deutsche Gemüt" wird „dem welschen Raffinement" ebenbürtig. Ebenbürtig im Wesen, damit frei-lich noch lange nicht kongenial in der Form. Denn alle Kunst ist eben Summe der Kultur, und in dieser Summe ist die Vergangenheit, wie wir schon im Hauptwerk begründet haben, stets eine der gewichtigsten Potenzen.

Zu S. 139. Da wir weiter unten mehrere Fastnachtsspiele völlig ungekürzt zum Abdruck bringen und darunter auch solche, in denen der Wunsch der Frauen, daß man vor allem ihre intimste Schönheit würdig achte, deutlich ausge-drückt ist, so sehen wir hier von einem besonderen Zitat ab und begnügen uns mit der Anführung einiger Sprichwörter, die ebenfalls hieher gehören:

„Paß unten auf," sagte das Mädchen zum Buben, der sie küssen wollte; „dernei und derneben geht viel", sagte das Mädchen, als der Bub auf ihr lag; „immer weiter", sagte das Mädchen, „enger wird's nicht".



Die drei Weiber und der Tod

17. Kupferstich von H. S. Beham

3*



Junge Venezianerin bei der Toilette

18. Gemälde von Francesco Bissolo. 16. Jahrhundert. Original kaiserl. Gemäldegalerie Wien

Zu S. 139. Als Beispiele der Verherrlichung des intimsten Frauenreizes auf dem Gebiete der zeichnerischen und malerischen Darstellung verweisen wir auf die folgenden hier vorgeführten Illustrationsproben: Bild 2, 7, 13 und 14. Man muß schon blind sein, um zu verkennen, mit welcher Liebe die betreffenden Künstler gerade diese Körperpartie dem Beschauer sichtbar gemacht haben!

Aber freilich auch noch eine andere interessante Tatsache kann man nicht übersehen. Das ist der geflissentliche Verzicht auf die Darstellung der Schamhaare am Venusberg der Frau in der ernsten Kunst (Bild 1 u. 3). Selbst ein so kühner Realist wie Rembrandt entschließt sich nicht dazu (Bild 11). Beham, dem es offenkundig eine Freude gemacht hat, den Schoß seiner Frauen den Blicken sichtbar zu machen, begnügt sich mit der Darstellung der Schamspalte (Bild 1, 14, 15 und 17). Wo aber die Schamhaare am Schoß der Frau dargestellt sind, wie bei den Kupfern von Aldegrever, geschieht dies stets in durchaus stilisierter Weise, und es ist umgekehrt dann auf die Andeutung der Schamspalte verzichtet (Bild 2 u. 7). Immer fehlt also das eine oder das andere. Nur Mantegna macht eine Ausnahme; bei ihm ist die Darstellung sachlich und korrekt und zwar bei beiden Geschlechtern (Bild 12).

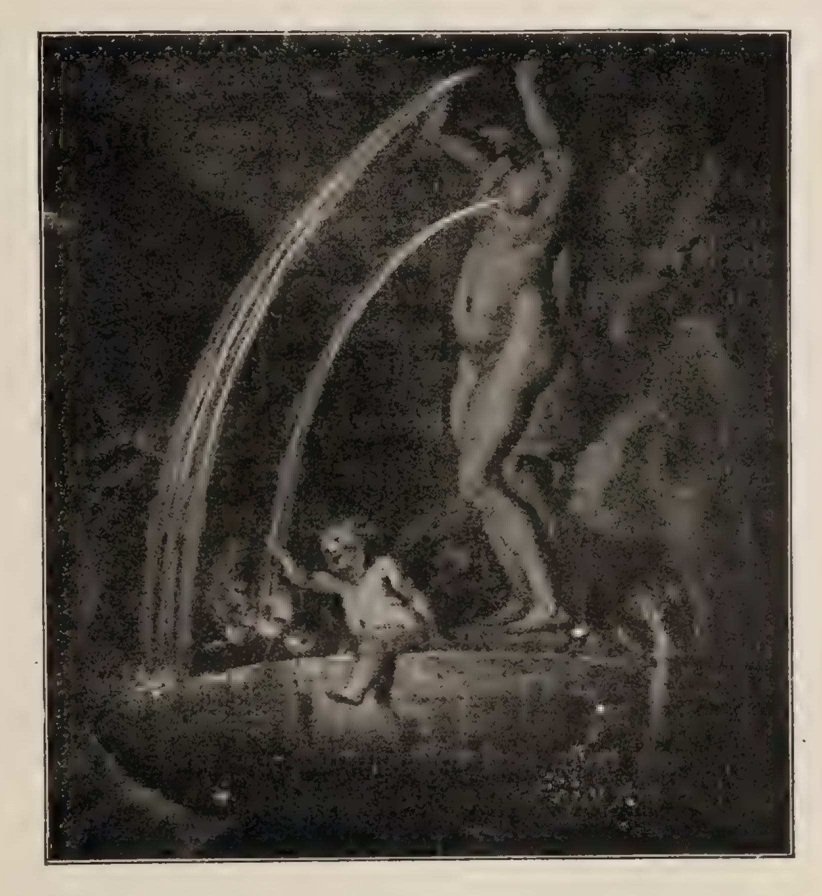
Aus diesem Umstande dürfte wohl zu folgern sein, daß eine realistische Darstellung der weiblichen Schamhaare und vor allem in Verbindung mit der Andeutung der Schamspalte in der allgemeinen Anschauung als pornographisch galt. So zeichnete man nur, wenn man ausgesprochen pornographisch sein wollte, oder das Pornographische charakterisieren wollte. Als Beleg für das letztere kann die Beilage „Das Wappen unserer Zeit" gelten. (Vergleiche hiermit auch meine „Geschichte der erotischen Kunst" Bild 32, 35, 53, 54, 55, 59, 61, 65, 158, 159, 164 und 166).

Zu S. 140. Für die Tatsache, daß der Vorzug eines Mannes darin besteht, in besonderem Maße zu den Werken der Liebe geeignet zu sein, und daß dieser Vorzug derart hoch eingeschätzt wird, daß sogar fürstliche Frauen die Standesunterschiede vergessen, registriert Brantôme das folgende drastische Beispiel, das sich auf eine französische Prinzessin bezieht:

„Was für eine Frauenlaune! Man sagt, daß sie einst vom Fenster ihres Schlosses, das auf die Straße ging, einen Schuster, der außerordentlich groß proportioniert war, an die Schloßmauer sein Wasser abschlagen sah und von Verlangen nach dieser Dimension erfaßt wurde. Sie bestellte ihn durch einen Pagen in eine geheime Allee des Parks und gab sich ihm dort hin unter der Bedingung, daß er sie schwängere. Dazu wurde diese Dame nur durch das Sehen gebracht" (a. a. O., S. 198).

Daß vornehme Frauen auf diese Weise, wie hier von Brantôme erzählt wird, von den physischen Qualitäten eines Mannes Kenntnis bekommen haben und sich einem solchen Mann ohne weiteres anbieten und hingeben, findet man in alten Chroniken noch mehrfach notiert und durch Beispiele belegt. Das gleiche Motiv mit derselben Pointe ist deshalb auch als Novellenstoff nicht selten verarbeitet worden, und zwar in allen Sprachen. Ein Beleg hierfür ist die Novelle „Von einem Schmarotzer, der eine Edelfrau befriedigte" von dem Italiener Morlini, erschienen 1520. Wir geben diese Novelle nach der bei Georg Müller in München 1907 erschienenen deutschen Übersetzung der Novellen Morlinis von A. Wesselski:

Der ehrwürdige Prior von Bari aus dem erlauchten Hause der Pignatelli hatte einen Spaßmacher und Schmarotzer mit Namen Giovanni, der, obwohl schon ein alter Mann, wegen eines natürlichen Gebrechens nicht sprechen konnte, und seiner Gestalt halber, die mehr der eines Ungeheuers als einer menschlichen glich, der Schrecken aller Kinder war; er war klein, lustig und bucklig und hatte einen Hängebauch, einen unförmig großen Schädel und, was das Beste an ihm war, den S . . . . . eines Esels. Eines Tags, als er



Der Liebesbrunnen

19. Aus „Der Liebesgarten" von Rubens. Original Prado Madrid

diesen übermäßigen Striegel, weil ihn der Harnzwang dazu trieb, herauszog und seichte, sah ihm eine Frau zu, die aus dem edelsten Geblüte stammte; da wurde sie von einer solchen Lüsternheit erfaßt, daß sie kaum den Ausfluß des Samens zu hemmen vermochte. Sie rief also Giovanni, führte ihn in ihr Gemach, gab ihm Kuß um Kuß, ergriff seinen wunderbaren S . . . . . mit beiden Händen und versenkte den kraftvoll aufgebäumten in ihren üppigen Schoß; sie umklammerte Giovanni in straffer Umarmung und rührte sich in überreizter Lust so trefflich, daß sie das ungeheure Werkzeug völlig in sich aufnahm und bis in ihr Innerstes eindringen ließ, wobei sie ausrief: „Stoß zu, du süßer Kerl, bohr' ihn tüchtig hinein! Noch nie habe ich einen so wonnigen und holden S . . . . . verkostet! Dich allein lieb ich, und ohne dich kann ich nicht leben, mein Herzblatt! Gib doch, gib doch, ich bitt' dich!" Mit solchem Liebesstammeln begleitete sie die Zuckungen, die sie mehrere Malen die höchsten Wonnen empfinden ließen. Dann beschenkte sie ihren Buhlen reichlich und hieß ihn, sie nach einigen Tagen wieder zu besuchen. Eines Tages aber fiel es dem Prior, der ein verständiger Mann war, auf, daß Giovanni viel Geld und wertvolle Juwelen hatte, er fragte ihn daher verwundert, von wannen er derlei Dinge habe; und der Gaukler kündete den ganzen Sachverhalt mit Zeichen und gebrochenen Worten. Darauf entließ ihn der hochherzige und weise Prälat in seine Heimat, um die Ursache einer derartigen Verirrung beiseite zu schaffen.

Die Novelle zeigt, daß nur die Größe des S . . . . . die Weiber lockt und nicht die Schönheit des Gesichtes.

Morlinis Novelle geht auf eine ähnliche Novelle des Massucio zurück, und seine schöpferische Tätigkeit bestand nur darin, daß er das Motiv nach Kräften verschweinigelte. Was ihm denn auch im vollsten Maße gelungen ist.

Zu S. 141 und 142. Daß der höchste Grad männlicher Vollkommenheit in einem gewaltigen membrum amorum besteht, und ebenso die literarische Verherrlichung dieses Vorzuges ist, wie wir bereits im Hauptwerk anführten, ein derartig populäres und häufiges Motiv gewesen, daß man ihm bei fast allen Autoren der Renaissance begegnet. Man könnte daher über diesen Gegenstand allein einen dicken Band mit charakteristischen Proben füllen. Wir beschränken uns hier in der Hauptsache auf die im Hauptwerk angezogenen Stücke.

Aus der „Fastnacht der Müllerin" zitieren wir:

Der Fünft' spricht:

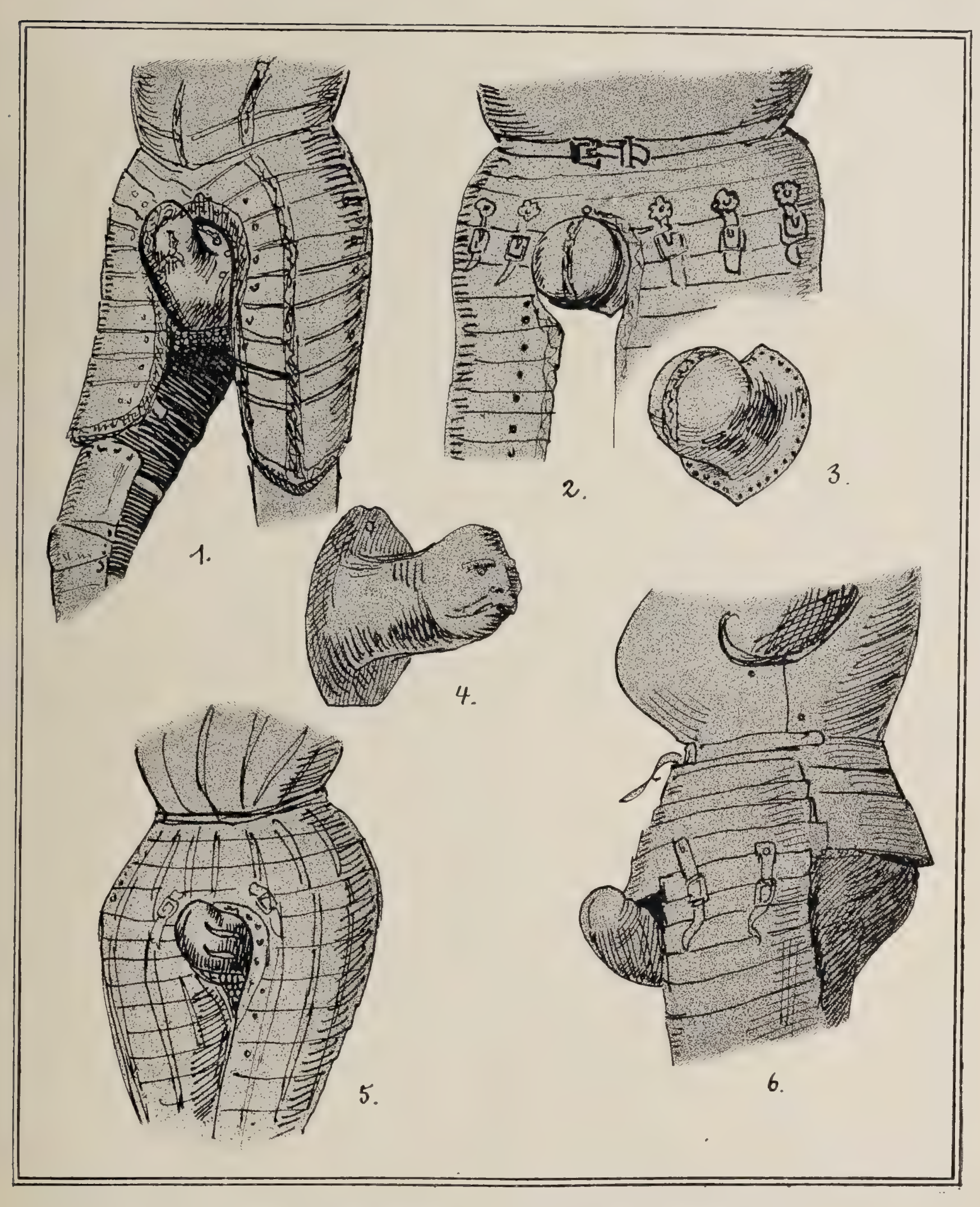
Nachpaur, er hat dir ainn guten Rat geben.
Ain solcher Dienst wer mir auch eben.
Kunt ir sie nicht auß richten baid,
Ich leih dir meinen Esel auch auf ir Weid;
Der hat solch Sterk und solche Macht,
Daß er mir nie kainn Zug hat versagt,
Wie schwer ich ihm je auf hab gelegt;
Zwee Ärs und vier Seiten Flaischs er tregt,
Darunter er sich noch nit beugt,
In rauhem silen er also zeucht,
Daß er ainer Frauen alls ihr Traurn hin führt,
Wenn sie in neur in der Seiten rührt.

Eine andere charakteristische Probe aus der „Fastnacht der Müllerin" haben wir bereits in der „Geschichte der erotischen Kunst" abgedruckt. Vergleiche dort S. 168. Aus dem Stück „Ein hübsch Vastnachtspiel" zitieren wir die folgende Stelle:

Der Sibent Paur spricht:

Heur ein Fahrt do gieng ich vom Wein.
Do buolt ich umb unser Müllnerein
Und redt mit ir gar hübschlich und schan,
Daß sie mir mein Esel sollt einthan
Und ließ mir die Kotzen vor der Thür hangen.
Do warn ir zwen Pfaffen nachgangen,
Die hätten größere Esel, dann ich;
Do versagt sie mir und verschmecht mich;
Do merkt ich, das die Pfaffen zuo ir muolen,
Darumb ich nimmer umb sie wolt buolen.

Die von dem Italiener Cornazano angeführte Sprichwortnovelle „Du bist nicht er", hat nach der von Albert Wesselski besorgten deutschen Übersetzung (Georg Müller, München 1906) folgenden Wortlaut:



1. Feldharnisch König Maximilian II. von ca. 1562 (Wiener Hofmuseum)
2. und 3. Landsknechtsharnisch des Konrad von Bemelberg von ca. 1532 (ebenda)
4. Gliedschirm von einem Harnisch um 1540 (Germanisches Museum, Nürnberg)
5. Prunkharnisch des Fr. W. v. Rogendorf von ca. 1522 (Wiener Hofmuseum)
6. Feldharnisch um 1510 (ebenda)

20–25. Beispiele für die Vortäuschung einer ständigen geschlechtlichen Aktivität in der Form des Gliedschirms am Harnisch der Ritter

Von einem schönen Mädchen in Piacenza rührt dieses Sprichwort her, das noch heute verbreitet ist. Wenn jemand, der entweder sich selbst oder einem andern zuviel zutraut, und mehr sagt, als wahr ist, antwortet man ihm: „Du bist nicht er“ oder „er ist nicht jener.“ Und dieses Wort ist folgendermaßen entstanden:

In der Stadt Piacenza lebte ein artiger Jüngling, der ein Kleinod sein eigen nannte, wie es eine Frau nur wünschen konnte. Auch einer der besten Tänzer jener Zeit war er, und ob dieser Tugend wohlgelitten bei allen Damen. Unter anderen übte er auch die Höflichkeit, daß er, wenn er mit einer Dame tanzte, die ihm ihr Wohlgefallen merken ließ und außerdem noch hübsch war, ihr den bewußten Zipfel in die Hand drückte. Besonders gerne scherzte er so, wenn er maskiert war. Die ganze weibliche Welt hielt ihn also lieb und wert wegen seiner Schönheit und Tanzkunst, dann aber auch wegen der eben erwähnten Eigentümlichkeit, so daß die glücklich erschienen wäre, die ihn an sich zu fesseln vermocht hätte.

Nun kam das Karneval mit seinen Lustbarkeiten, wo er alle Feste in irgend einer Verkleidung besuchte. So gab auch ein edler Bürger in seinem Hause einen großen Ball, wozu der Jüngling sein Erscheinen zugesagt hatte. Aus lauter Sehnsucht, dort das Gewisse berühren zu dürfen, bestürmte ein schönes Fräulein, die durch andere Damen über sein Gehaben wohl unterrichtet war, ihren Vater mit Bitten, sie das Fest besuchen zu lassen, wozu sie sich geschickt eine Einladung zu verschaffen gewußt hatte. Der Vater gab die Erlaubnis, und so wurde die Jungfrau von der Mutter am Festtage in das gastliche Haus geleitet. Als man nach dem Mahle zu tanzen anfing, bekam sie auch schon den jungen Edelmann, wenn auch maskiert, zu Gesichte, da er ihr von den Freundinnen gezeigt wurde. Beim ersten Anblick begann sie mit ihm zu liebäugeln und ließ ihm eine heiße Leidenschaft merken. Darauf hin forderte sie der Junker zum Tanze auf, und mehrmals drehten sie sich im Saale in der Saltarella herum, bis er den Musikanten ein Zeichen gab, nunmehr eins mit der Sackpfeife aufzuspielen, um eine bessere Gelegenheit zu haben, ihr den heiligen Stempel in die Hand zu drücken. Da der Takt gewechselt hatte, drehten sie sich immer



Beispiel für die Vortäuschung der ständigen geschlechtlichen Aktivität in der Hosenlatzmode

26. Holzschnitt von H. Burgkmair



Der Guitarrespieler

Darstellung der Hosenlatzmode

Aus den Maskenbildern des J. D. Geyn

Beilage zu Eduard Fuchs, „Illustrierte Sittengeschichte". Ergänzungsband *

Albert Langen, München



schneller und schneller, mit ihnen eine ganze Schar anderer Tänzer. Und da sie den Druck seiner Hände erwiderte, gab er ihr, als die Musik mit dem raschen Tempo einsetzte, und der Vortänzer den Rundtanz anhob, das kleine Tierchen regelrecht in die Hand; und sie, weit entfernt, es zurückzuweisen, hielt es so fest, als sie in der Heimlichkeit nur konnte. So geschah es auch noch ein zweites Mal.

Der Zufall wollte es, daß sich auf dem Balle auch ein langjähriger Liebhaber der jungen Dame eingefunden hatte, dem es in sechs Jahren nicht vergönnt gewesen war, von ihr irgend eine Gunst oder auch nur eine gute Miene zu erlangen. Dieser hatte ganz deutlich gesehen, was sie mit ihrem Kavalier getan hatte, und voll Zorn sagte er zu einem Kameraden: „Diese Huren von Weibern. Der ist von Gott verlassen, der ihnen traut!" und erzählte ihm alles, was er wahrgenommen hatte. Dann aber sprach er bei sich selbst: Weil es nun einmal schon so ist, und du es liebst, auf der männlichen Saite zu spielen, so will ich dich zufrieden stellen und dir das in die Hand geben, was du verlangst. Darauf ging er weg und zog ein ganz gleiches Kostüm an wie das seines Nebenbuhlers; als sich dieser entfernt hatte, was er belauerte, wartete er noch ein wenig und trat dann in den Saal. Und sowohl in der Größe als auch im Anzuge ähnelte er vollkommen dem glücklichen Junker, so daß niemand zweifelte, es wäre noch immer ein und dieselbe Person. Als es nun zum Tanzen kam, und er die Jungfrau im Arme hielt, gab er ihr nach derselben Zeit und an demselben Orte, wie der andere, das Tabernakel in das Händchen, ohne zu ahnen, daß sein Vorgänger wohl zehnmal besser ausgestattet war als er. Kaum aber hatte die Tänzerin die Sache erfaßt, erkannte sie die grausame Täuschung, öffnete sofort die Finger und stieß ihn zurück: „Zum Teufel mit dir! Du bist nicht er!" Und sie verließ den Tanzplatz, um sich niederzusetzen, und erzählte einigen vertrauten Freundinnen alles, was ihr zugestoßen war. Der junge Mann aber, der sich wegen der Unscheinbarlichkeit seiner Ausrüstung verhöhnt sah, verließ das Fest.



Beispiel für die Vortäuschung der geschlechtlichen Aktivität in der Hosenlatzmode

27. Kupferstich von Virgil Solis

Als die Geschichte in der Stadt bekannt ward, wurden die Worte „Du bist nicht er" sprichwörtlich. Und von dieser Zeit an bis auf den heutigen Tag will kein junges Mädchen in Piacenza die Hand geben, außer ganz frei, und noch jetzt wird dieser Gebrauch geübt: Wenn ein Maskierter eine Dame einlädt, sagt sie: „Zeigt Euer Gesicht, sonst tanze ich nicht."

Der Schwanksammlung „Ratzipori" des Michael Lindener — zum erstenmal erschienen 1558 — entstammt die

Unerhörte Zeitung eines Weibes, das an seinem Manne kein Genügen hatte.

In einer Reichsstadt lebte eine freche geile Weibsperson. Die stand zwar nicht im besten Rufe bei ihren Nachbarn, wagte es aber, ihren Mann vor die Obrigkeit zu fordern, mit der Anzeige, ihr Ehemann sei nicht Mann genug. Der Richter verhörte sie und erkundigte sich, wie denn der Mann unter dem Gürtel ausstaffiert sei: „Lieber Herr Richter, gering genug, ungefähr eine Spanne lang", klagte die Fleischbegierige, worauf der Richter ihr vorhielt: „Ei, meine Liebe, Ihr solltet Euch genügen lassen, selbst wann er wäre wie ein Gerstenkorn." „Ach Gott", lachte die Frau, „was saget Ihr, mein lieber Herr? Mit einem Gerstenkorn vermag man ja nicht mal eine Person fühlbar auf die Hand zu stupfen, geschweige denn . . . Ja, mein lieber Herr Richter, wann Ihr sagen würdet, wie ein Jägerhorn, so möchte es einen Namen und Kraft haben. Es ergibt kein Gerstenkorn nit, es ist verloren, dazu hat es unser Stadtmaß nicht." Der Richter fragte: „Wie lang muß denn das Stadtmaß sein?" — Sie sagte: „Eine gute Mannsspanne und zween Querfinger darüber, das wäre also die Länge eines Hausmessers." Jetzt verhörte der Richter auch den Mann. Da sprach der arme, elende Märtyrer: „O lieber Herr Richter, mein Weib ist nit fromm! Das übrige versteht Ihr ganz wohl. Sollte ich ihr eben in dem Fall recht tun? Sie hat vorher, weil sie mit Laub in



Bethseba am Springbrunnen

28. Gemälde von Peter Paul Rubens. Original staatl. Galerie Dresden

einem Kränzlein gegangen ist, vier ausgehalten, hat doch nicht genug gehabt und den fünften angenommen, Darum ist es kein Wunder, daß ich ihr zu gering im Sattel bin."

Das alttiroler Fastnachtsspiel „Eine Ehescheidung" aus dem Jahre 1529 geben wir in Anbetracht des Umstandes, daß dieses Spiel ohne Frage zu den bestgelungenen zählt, hier in seinem ganzen Umfange und zwar in der von Franz Blei im „Amethyst" angewandten Schreibweise:

Der Pedell.

Hört zu alle, arm und reich,
Frauen und Männer, alle gleich!
Der an seim Weib ein Mangel hat
In der Bettstatt früh oder spat,
Der ein Weib hat, die alltag kreißt,
Und unter der Decken sich übel weist
Und den Mann nit gern läßt überhangen,
Der mag von Stund' an jetzt herkommen
Und dem Richter das zeigen an,
Der sich auf solches wohl verstehen kann.
Oder wenn die Frau hat einen Mann so krank
Hinter dem Ofen auf der Bank
Und die Frau des Bettfutters nicht geraten woll,
Dieselbe Frau, die mag und soll
Das dem Richter sagen,
Was sie über den Mann hat zu klagen.

Die Frau klagt.

Seid gegrüßt, lieber Herre mein,
Laßt euch mein Kummer geklaget sein
Über meinen viel alten Mann,
Bei dem ich keinen guten Tag nie gewann.
Er hustet und kreißt in ein und aus
Und laßt mir keine Ruh' im Haus,
Ich hab kein Freud, nicht Nacht nicht Tag.
So, lieber Herr Richter, vernehmt mein Klag!
Er tut nicht wie ein andrer Mann,
Vergönnt mir zu keim Tanz zu gahn —
Deß ist mein Mann von mir gezeit;
Ich bitt, daß Ihr mich von ihm scheid't.

Der Richter.

Guter Mann, tritt herzu,
Auf diese Klag deine Antwort tu:
Ist dem so, wie sie von dir sagt
Und sie dich jetzt hier hat verklagt?

Der Mann.

Herr Richter, ich sag's so gut ich kann.
Es ist wahr, ich bin ein alter Mann,
Ich leb nit so in Saus und Braus
Und helf mich recht und schlecht im Haus.
Wenn ich bei ihr wär gern gelegen
Und hätt die Freud mit ihr wollen pflegen,
So stellt sie sich als wollt s' mich haun
Und tut mit Fleiß nicht nach mir schaun
Und ich weiß nit um wie und was.
Und dreht sich um, zeigt mir den Ars.
Und weil ich mir aus dem nichts mach,
Herr Richter, so bedenkt die Sach:
Wenn sie begehrt von mir zu scheiden,
So vergönnt's uns, Herr, allen beiden.

Der Richter.

Guter Mann und armer Knecht
Ich will erst fragen das Recht.
Ihr Herrn und Meister alle vier,
Was gedenket ihr?

Meister von Schwaben.

Ich bin Meister Enzian von Schwaben,
Der Ritt hat mich zu dieser Sach hergetragen.
Ich erkenn' der Frauen Gebrechen wohl,
Einen jüngern Mann sie haben woll;
Aber man soll sie darum nicht scheiden,
Man hör denn größre Klag von beiden.

Meister Arnold.

So bin ich Meister Arnold genannt,
Der Bischoff von Kropfing hat mich hergesandt.
Ich hab's in manchen Büchern g'lesen
Und bin auch oft dabei gewesen,
Warum man ein Ehevolk scheiden soll.
Es wissen es auch die Alten wohl:
Welche Frau nicht spinnen kann,
Und einen hat, der nit mag sein ein Mann.
Oder ein Weib, die keine Fud nit hat
Oder einen, dem sein Zers nit staht,
Die soll man scheiden zu aller Frist,
Weil das keine rechte Eh' nit ist.

Meister Leupold.

Meister Leupold bin ich von Wien,
Der Sachen bin ich ganz wohl inn':
Woll'n sie nit andre Ursach vorbringen,
So soll keins von dem Rechten dringen.

Meister Gangolf.

Meister Gangolf bin ich genannt,
Das geistlich Recht ist mir wohl bekannt.
Ich rat euch wohl ohn allen Haß:
Lieber Herr, verhört 'sie baß,
Ob nicht noch eine größre Klag
Eins über das andere noch hab.

Der Richter.

Wo seid ihr, Frau und euer Mann?
Liegt euch kein größrer Kummer an
Oder habt ihr etwas mehr zu klagen,
So tut man euch das Urteil sagen
Hier vor Rittern und vor Knechten,
Ob ich euch scheiden soll in Rechten.

4*

Die Frau.
Herr, laßt mich Euch empfohlen sein
Und sprecht mich nimmer meinem Manne ein.
So will ich erst die rechten Brocken sagen,
Was ich über meinen Mann hab zu klagen.
Er trägt mir das bare Bettfutter aus,
Das ich wohl selber möcht im Haus.
Ich mußt im Haus so Mangel leiden,
Wann er andern Frauen tut aufschneiden.
Er will mir nur die leeren Säck anhenken
Und tut mich damit schimpflich krenken,
Und ich hab was eine Frau haben soll
Und tut mir's Riffeln auch noch wohl.
Ich hab ihm das noch nie verziehen,
Zwar, ich will nimmer bei ihm liegen,



29. Gemälde von Rubens. Helene Fourment, die zweite Gemahlin des Künstlers

Original in der kaiserl. Gemäldegalerie, Wien

Er hat ein Trumm, das ist zu klein,
Drum ich ihm auch nicht gut mag sein.

Der Mann.
Ich antwort als ein biedrer Mann.
Mein Esel tut mir hangend stahn.
Sie macht sich allweg krank und schwach,
So denk ich mir, nun hab gemach,
Und so ich dann zu einer andern geh,
So treibt sie nur das Schimpfen mehr
Und spricht, ich hab zu kurz und klein,
Zwar, es soll ihr nimmermehr gut sein,
Daß du so Schand tust auf mich liegen
Und tust mich allzusehr betrüben.
Ich hab ein Trumm wie ein Schlegelstiel,
Daran sie doch nit gnug haben will.

Die Frau.
Er sagt von Schlegelstiel oder Stangen
Und kann mir doch nit durch die Stauden langen,
Daß er mir die Mutter möcht erreichen,
Sicher, Herr, er tut Euch leichen.

Der Mann.
Sie tut mir unrecht mit Gewald
Ich bin ihr oft g'fahren durch den Wald,
Schier gar zum End der Welt hinein,
Drum, Weib, laß deine Lügen sein!

Der Richter.
So richt ich zu Recht auf eurer Frauen,
Daß man dich soll beschauen
Allhier vor den geschwornen Weiben,
Ob du wohl kannst schießen nach der Scheiben,
Ob du zu groß hast oder zu klein,
Was dir da hanget zwischen die Bein.
Ihr Frauen, geht her zu dem Mann,
Seht, ob er einen Bruch hat an,
Und tut uns die Wahrheit kund,
Ob er mag streiten bis an den Grund
Mit seiner Zuberstangen.
Schaut, ob er hat ein zu kurzen oder langen.
Denn die Frau tut über ihn klagen.
Beseht ihn wohl und tut uns sagen,
Wie's mit ihm sei.
Führt ihn hinauf ins Heu
Oder wo es sonst euch recht ist,
Und schaut, ob das Ding gut oder schlecht ist.

Eine geschworene Hebamm.
Herr, wir tun nach Euerm Gefallen
Und beschauen ihn allenthalben. —
Guter Mann, nit schäm dich sehr,
Setz auf den Stuhl dich her
Und heb vornen auf dein Gewändel;
Hast einen Bruch, so mach auf das Bändel,
Damit wir sehen an der Stat,
Was dir Gott gegeben hat.
Nun tu voneinander deine Bein,



Junge Frau kokettiert vor ihrem Geliebten mit der Schönheit ihres Busens

30. Gemälde von Hans von Aachen. Original kaiserl. Gemäldegalerie, Wien

Laß sehn, ob du zu groß hast oder klein,
Damit wir deß ein Urkund wissen —
Puh, du hast ins Hemd geschissen!

Die andere Hebamm.

Schau her, Gevatterin, wie gefällt er dir?
Mir genüget an einem solchen schier;
Wann er ein wenig bei Kräften wär,
Deucht mich, es käm eine nit gar leer.

Die erste Hebamm.

Mich dünkt ganz im Sinne mein,
Er sollt was größer und länger sein.
Wir wollen dem Richter sagen,
Sein Weib mag sich nit damit behagen,
Dann so wird er fragen um
Die Meister all in einer Summ',
Wie groß und lang einer haben soll,
Der seiner Getraut zu pflegen woll. —
Herr, ich gab Euch Zeugnis wahr:
Er ist zu klein und sitzt im Haar.

Der Mann.

Ihr Herrn, der Weiber Red ist Lug und Mar!
Sie warn mir immer gram und g'fahr!

Nun sag ich auch an dieser Stell,
Was mir an meinem Weib da fehlt:
Sie hat keine Tutten nit am Herzen,
Drum g'lüst mich nit, mit ihr zu scherzen,
Und hat ein Fud, mir viel zu weit,
Daß es mich gar nit in ihr leid't.
Nun habt die Klag ihr von uns beiden —
So wißt ihr wohl uns nun zu scheiden.

Der Richter.

Ich will nun des Rechtes fragen:
Ihr gelehrten Herrn, tut davon sagen,
Wie lang und groß der Stumpf soll sein,
Der einer Frau genug mag sein.

Meister von Schwaben.

Ich Meister von Poppfing aus Schwaben,
Wie groß ein Mann ein Zagl soll haben,
Indem ich les noch immer mehr,
Ulrice, trag mir das Buch davon her.

Ulricus.

Meister, ich bin lang aufgewesen
Und hab alle Bücher überlesen,
Ich find keines von der Eh,
Seht, ob's in dem geschrieben steh.

Meister von Schwaben.

Es hilft nit, wie lang ich auch such,
Ich find kein Fud in diesem Buch.
Ich weiß es aber aus einem Vers,
Der sagt von der Fud und von dem Zers,
Der soll durch's Haar wohl langen,
Eine Weil stehn und danach hangen.
Neun Daumen soll er der Läng nach haben,
Das ist recht in Bayern und in Schwaben.

Meister Arnold.

Meister Arnold bin ich genannt.
Ich hab gehört, im Niederland
Da hab man lieb die langen und großen,
Die mögen gar wohl schieben und stoßen.
Drum sag ich bei meinem Eid,
Daß man sie beid' von einander scheid'.

Meister Leupold.

Hat sie zu weit und er zu klein,
Was ihm da hanget zwischen die Bein,
So scheid sie ein' vom andern —
Zieh sie gen Bruck, zieh er gen Flandern.

Die Frau.

Liebe Herren, seid auf meiner Seiten.
Wollt ihr sein verschwiegen,
So wollt ich heut bei euch einem liegen,
So würd er inne, was ich könnt',
Zu sagen es sich da nit ziemt.

Der Mann.

Einen Gulden will ich euch schenken,
Drum tut mein auch gedenken
Und scheidet mich von meinem Weib,
Es gelt recht: Seel oder Leib.

Precursor.

So, frommer Herr Richter, scheid't diese Leut!
Er hat zu klein und sie zu weit.
Sprecht sie voneinander behend,
Nit daß eins das andre mehr schend'.
Es ist ein Spott da vor Jungfrauen,
Daß man die Männer soll beschauen.
Warum beschaut man nit die Weib?
Es ist oft seltsam um ihren Leib
Und könnt einem oft die Fud verleiten.
Drum tut sie voneinander scheiden.

Der Richter.

Nun geh herfür, du armer Mann!
Dein Sach du anders sollst richten an.
Frau, geh du auch da her zu mir!
Die Meister und ich da alle vier
Haben zu Urteil und Recht erkannt:
Zu vermeiden größer Laster und Schand
Sei eure Eh fortan ganz ab.
Du, Mann, nimm dir eine, die eine enge hab.
Frau, sucht euch euern Genossen,
Habt ihr zu weit, so nehmt einen großen.
Das erlaub ich euch allen beiden —
Damit tu ich euch voneinander scheiden.

In den Briefen der bekannten Markgräfin Elisabeth Charlotte, der Gemahlin des Herzog Philipps von Orleans (herausgegeben von Helmolt, S. 59) findet sich übrigens ein derart begründeter Scheidungsantrag als wirklich vorgekommen registriert. Nur bediente man sich dabei der Zeichensprache, die freilich in ihrer Knappheit ebenso handgreiflich ist:

„Ein Mann und eine Frau gingen miteinander in das Consistorium, sich scheiden zu lassen, man wollte wissen warum. Der Mann tat den Daumen auf zu dem ersten Finger, und sagte s'il étoit; hernach tat er die zwei Daumen und die zwei ersten Finger zusammen, und sagte: ou qu'il fût; mais il est, sagte er, und wies den offenen Hut, qui diable y fourniroit? Darauf ließ man die Frau ihr Wort sprechen, die wies den ganzen Arm, und sagte: s'il étoit, ou qu'il fût, wies den halben Arm, mais il est, sagte sie, und wies den kleinen Finger, qui diable s'en contenteroit? und also konnte man sie nicht vergleichen. Den 31. Januar 1719."



31. Im Olymp. Radierung nach Jak. Jordaens

Der sonst so weitschweifige Rabelais ist in diesem Fall ausnahmsweise der knappere. Aber durch seine Kunst, immer zu allen Dingen die wirklich groteske Formel zu finden, überragt seine Behandlung dieses Motivs sowohl das Opus des Michael Lindener, wie die an sich charakteristische Leistung des unbekannten Tiroler Dichters:

Wiederum bei anderen reckte sich das Glied, welches man den Ackersmann der Natur zu nennen pflegt, höchst bedeutend aus, wurde erstaunlich lang, groß, dick, fett und kräftig und bekam eine Art altertümlichen Kragen, so daß man sich desselben als Gürtel bediente und es fünf bis sechs mal um den Leib schlang; war es aber gerade auf dem Anstand und hatte den Wind von hinten, so sahen die betreffenden Leute aus, als ob sie mit eingelegten Lanzen nach dem aufgehängten Schild zielten. Diese Rasse ist jedoch, wie die Frauen behaupten, ausgestorben; wenigstens klagen sie fortwährend darüber, daß es gar nicht mehr solche große, dicke usw. gäbe. Ihr wißt schon! Wieder andern schwollen die Hoden so ungeheuer an, daß drei eine ganze Tonne anfüllten. Von diesen stammen die Lothringer Hoden, die in keinem Latz Raum haben und immer auf den Hosenboden hinunterfallen.

Weniger grotesk, aber in seiner Satire um so malitiös geistreicher ist der folgende Achtzeiler, in dem Orlando Lasso dasselbe Thema behandelt:

En un château madame, par grand cure,
Vit Hercules en marbre erigé,
Beau le trouva et de belle stature,
N'y trouvant rien pour être corrigé,
Fors le petit membre qu'elle a jugé
Etre imparfait auxprès de ce grand corps:
Vous vous trompez, dit le macon âgé,
Car vos grands trous étoient petits alors.

Bereits aus dem 15. Jahrhundert stammen die folgenden drei altfranzösischen Chansons, die alle mehr oder weniger pointiert dasselbe Motiv variieren:

Prenés en gré du manche de ma couille
Si n'est si gros comme vous vousissés.
Il est tout fait en façon d'une andouille.
Prenés en gré du manche de ma couille,
Puys que souvent ainsi il vous fretouîlle
En vostre trou large par où pissés
Prenés en gré.



Leda mit dem Schwan
32. Kupferstich von Kornelius Bos

Les gros vis qui sont de plain poing,
Plains de vaines roides charnues
Où sont-il? Il n'en est plus nulz:
Ils sont aller ailleurs au gaing.
Veu qui frapoient si bon coing,
Sçavoir faut qu'ilz sont devenus,
Les gros vis.

Dames qui en avés besoing,
Se ne les avés retenus,
Passer vous fauldra des menus
Car je pense qu'il sont bien loing.
(Les gros vis.)

•

Mais est-il vray, ma demoiselle,
Se vous estiés sans chandelle
De dans la venelle d'un lict,
Et vous trouvessiés ung gros vit,
Vous crocqueriés ceste groselle?

Pour avoir de longueur ung pié,
Radde comme ung menche d'espié
En vostre corps se logeroit.
Qu'il vous fauldroit de tel brouoit!
Quel lac à bescher sans fillé!



Dum Satyrum spectas ab eo dum cernis amatam:
Illicitus quàm sit, nosce, petulcus amor.

Propterea licitos et honestos nôris amores,
Sic animo, simul, et corpore sanus eris.

Wolffg. Kilian. schalpsit. Dominic. Custos excud. A.V.

In venetia a preso a stefano scolari a s. zuliano

Das lüsterne Paar

Kupferstich von Wolfgang Kilian nach Jakobus Palma

Albert Langen, München



Midieux! vous estes assez belle;
Mais il me desplaist que estes telle.
Maistre et vaslet, chacun vous suyt;
Et puis, quant vous estes en ruyt,
Comme un bouc puez de l'esselle
Mais est-il vray?


Die Begattung Ledas durch den in einen Schwan verwandelten Jupiter

33. Gemme

Femme de bien, s'il en est point au monde,
Commune à tous, tenant la Table ronde
A tous foulteurs qui ont vit à commande,
Disant: „Foultez, car je le vous commande!
Sy nul s'espergne, le dyable le confonde!

Je veuil tres bien que mon grant con on sonde
D'un grant vit d'âne, affin que tous jours fonde
Foultre en mon corps; car c'est ce que demande
Femme de bien.

L'on jugeroit à veoir à ma faconde
Que je seroye à merveille parfonde.
Taster y fault: car en foultant j'enmende
Jusques au fons; nul n'en paye l'amende.
Ainsi je suis sans per et sans seconde
Femme de bien."

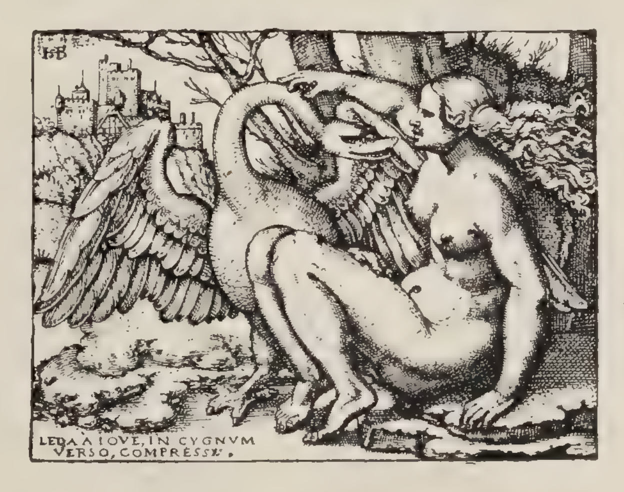
An Sprichwörtern gehören hierher: Aus dem Französischen: „Un grand vit n'a pas de refus"; aus dem Italienischen: „Grande cazzo, piu parole"; aus dem Deutschen: „Ist der Schweiß gut, tut jede Fut gut."

Schließlich als Beleg für den Vorwurf, daß sich eine Frau durch eine Enttäuschung über diesen Punkt als „verschachert und nicht als verheiratet fühlt", verweisen wir auf den naiv grotesken Schwank des Poggio „Von einer jungen Frau, die sich darüber beklagt, daß ihr Mann nicht genügend ausgerüstet sei." Vergleiche „Geschichte der erotischen Kunst" (S. 182 und 183). Anschließend daran findet sich dort auch dasselbe Thema von Heinrich Bebel behandelt und zwar in der Erzählung „Spruch einer Jüdin".

Zu S. 142 und 143. Daraus, daß sowohl beim Mann wie bei der Frau immer die Reife den höchsten Preis hat, folgt, daß ein Mann im Zenith seiner Kraft das Recht hat, damit gegenüber einer Frau die höchsten Ansprüche zu begründen und umgekehrt: die Frau in derselben Lage kann gegenüber dem Manne das gleiche verlangen. So folgert wenigstens die Zeit.

In dem Fastnachtsspiel „Von Frauenrühmen" gibt dementsprechend die schöne Frau die Begründung ihrer Forderungen an, die sie an einen Mann stellt:

Seht mich an, wie ich bin ein Weib.
Ich hab einen stolzen starken Leib
Und bin gerad und auch wolgetan
Und darzu ich wol gebahren kann
In Ehren wol nach adelichen Sitten
Do kann ich mich gar wol erbieten.
Ich kann mich erbieten zu allen Sachen
Und an dem Bett gar lieblich machen.
Darum gar dick muß meinem Mann
Sein Zagelein gen mir aufstan.



Leda und der Schwan

34. Kupferstich von H. S. Beham

In dem Spiel „Des Königs aus Schnockenland Vasnacht" erklärt der liebeskräftigste Mann:

Ich haiß Hans Narolt
Und bin des Wirts Maid holt.

Wolt sie mich heint zu ir ziln,
So wollten wir das Putzepergleins spiln
Das liegt mir besser, denn eur turniern.
Si hat zwu gut Teschelbirn;
Het ich's ain Nacht an meiner Brust,
Fürwar das wär meines Herzenslust.

So hat sie auch gar ainn schönen Kampfkrais,
Als samm in getreten hab ain Gaiß;
Ließ sie mich denselben schauen,
Ich wolts darümb gar sanft krauen
Und wölt ir mein schöne Token leihen,
Wolt sie mich der pet nit verzeihen.

Als weiteren Beleg, daß man dem Reifestadium den höchsten Preis zuerkennt, vergleiche betreffs der Frau den Kupferstich von Beham „Die Frauen und der Tod“, ebenfalls von Beham den Holzschnitt „Die Schönheit und der Tod“, von Bissolo „Toilette“, von Rubens „Bethseba“ und das Porträt der Helene Fourment, von Jordaens „Im Olymp“ (Bild 16–19, 28–31).

Zu S. 145 und 147. Bezeichnende Beispiele der verächtlichen Darstellung des Alters sind die folgenden Proben. Der schon einmal zitierten Weimarer Handschrift aus dem Jahre 1480 entstammt diese Charakteristik:

Item vor Alter wird der Mann greis
Vor Alter wird der Mann unweiß
Vor Alter reifen Münchs bütten
Vor Alter werden lang Tütten
Das Freulunken über den Bauch

Vor Alter wird die Fut rauch (rauh)
Im Alter muß sie gar erkalten
Im Alter gewinnen die Hoden Falten
Daß sie den Beuteln werden gleich
Das fließt alles aus des Alters Reich.

Weil man den Menschen nur physiologisch anschaut, hat das Alter nur Schattenseiten. Der Mensch ist nur mehr noch ein verbrauchter und verdorbener Schlauch. In einem Nürnberger Fastnachtsspiel „Von Jungfrauen und Gesellen“ ist einer „alt Vettel“ die folgende nicht weniger derbe Selbstcharakteristik in den Mund gelegt:

Schlah auf, laß uns tanzen und springen!
Zwen lang Tutten laß ich her schwingen,
Will ich heur eim Schäfer geben,
Sie werden zu einer Sackpfeifen eben,

Wann ich haiß die schön Zagelgeut,
Hol frue ein Suppen, wo man das Kraut geseut,
Und mach auf, laß mich umb her jagen,
Daß mir das Har im Ars werd wagen.

Das gleiche abstoßende Bild und mit denselben deutlichen Pinselstrichen entwirft ein Sprecher in dem Schwank „Vom Heiraten Spiel“ von einem alten Weib, das man ihm zur Ehe angetragen hat:

Heur trug man mir ain altß Weib an,
Die hat vor vernutzt drei Man.
Die hat ein Hälslein weiß und rat,
Gleichsam ain ungefegter Schlaht (Schlot);
So sah man ihr in ihr Mundlein noch
Als in ein rußigs Arsloch;
So storzen ir die Milchflaschen,
Gleich wie zwei lere Satteltaschen,
Do gedacht ich: Wenn du ain solchs test,
So du als lang gefast hest,
Und erst an ainer Mucken an beißen,
So wolt der Teufel dich wol bescheißen.



Tereus mit Progne Hochzeit helt,
Solches den Göttern nicht gefellt.
Die Furien freuen sich das,
Ein Eul auch au dem Dache saß.

35. Illustration zu Ovids Verwandlungen

Vergleiche auch die bereits zu S. 136 und 137 angeführten Ergänzungen „An eine sehr häßliche Jungfrau“ und das Gedicht „Vom häßlichen Busen“ von Clement Marot.

Zu S. 149. Der hier als Beilage vorgeführte große Holzschnitt „Der Jung-



Die Begattung Ledas durch den in einen Schwan verwandelten Jupiter

36. Skulptur von Michel Angelo

brunnen" des H. S. Beham ist die Vorlage, nach der Johann Theodor de Bry ein halbes Jahrhundert später seinen wundervollen, bereits im Hauptwerk (Bild 145) abgebildeten Kupfer gestochen hat. Bezieht sich vieles in diesem kulturhistorisch überaus wertvollen Dokument auf die Sitten des Badehauslebens, so ist doch der Grundgedanke die Idee des Jungbrunnens — des Wiederjungwerdens. Diese Idee ist nirgends mehr so breit ausgesponnen worden wie in diesem Blatt, und gerade dieser Umstand verleiht ihm seinen besonderen sittengeschichtlichen Wert. Derselbe Grund veranlaßt uns auch, uns nicht auf den Nachstich de Bry's zu beschränken, sondern auch das Behamsche Originalwerk selbst vorzuführen, obgleich der Stecher nicht die geringste Korrektur oder Variation sich herausgenommen hat. Außerdem läßt sich auf dem großen Holzschnitt jede Szene viel deutlicher erkennen.

Es ist ein bacchantisches Hohes Lied auf die Sinnlichkeit, das Beham mit seinem derb zeichnenden Stift hier entwirft. Zu neuer Jugend ist man in diesem köstlichen Jungquell wieder erstanden, und in das gepriesene und ersehnte „goldene Zeitalter" ist man auf diesem Wege gelangt. Die gelähmten und geschwächten Glieder strotzen von neuem von Kraft. Wo welke Formen und tausend Falten vordem waren, spannt sich wieder rosiges Fleisch und pralle, sehnige Muskeln. Die Glieder des Mannes sind gar „kein kläglich Klappergerüste" mehr, und die „zwo leeren Flaschen", zu denen der Busen des alten Weibleins geworden war,

5*



Herkules und Omphale

37. Kupferstich nach Annibale Carraci

sind wieder gar wonnige Halbkugeln, „ragend als ein Speer". Und als jung gebärdet man sich auch. Man putzt sich, strahlt und lacht, scherzt, spielt, genießt und liebt. Und zwar Männlein und Weiblein in trautem Verein und beide gleich eifrig. Gewiß ist dieses Junggewordensein nicht so naiv-derb dargestellt wie auf dem gleichnamigen Blatt des Meisters mit den Bandrollen — Bild 48 ist nur ein gesondert erschienener Ausschnitt dieses Blattes —, aber doch derart handgreiflich, daß kein Zweifel darüber aufkommen kann, zu welchen Zwecken vor allem man wieder jung werden wollte.

In dieser Weise dachte man sich wohl auch „das goldene Zeitalter". Und dieses zu preisen, war sicher nicht der letzte Zweck des Künstlers. Dieses fabelhafte Zeitalter war gerühmt und ersehnt, weil es in der Vorstellung als ein ideales Zeitalter der Sinnlichkeit lebte. Das heißt: Höhere als rein sinnliche Wünsche hatte man nicht, also rekonstruierte man sich auch nur so das entschwundene oder ersehnte Idealbild des Lebens.

Zu S. 149 und 150. Die Äußerung, die Brantôme einer noch im reifsten Alter jung und blühend aussehenden Dame über das beste Mittel, ewig jung zu bleiben, in den Mund legte, lautete: „Ich bin deshalb bis in mein Alter jung geblieben, weil ich meine Vulva täglich mit Sperma gewaschen habe." Bei einem anderen französischen Autor sagt eine Dame: „Das beste Vergnügungsmittel für die Frau ist der Tau der Liebe" (la rosée de l'amour), womit natürlich dasselbe wie bei Brantôme gemeint ist.

Zu S. 150. In dem Fastnachtsspiel „Die vier Ärzt Vasnacht" ist es der vierte Arzt, der als seine besondere Kunst die rühmt, daß er verlorene Manneskraft mit seinen Mitteln wiederzubringen vermag. Freilich sagt er das etwas bildhafter:

Ich bin ein Meister, der solch Kunst kann,
Die vor mir kain Maister nie gewann.
Ain Mann, der Frauen nimmer töcht
Und des Nachts im Bett nit möcht,
Und ihm sein Geschirr wär müd gegangen
Und lahm ist an seiner Wasserstangen,
Dem kann ich das hinter herfür kehrn,
Daß sich sein Gailn wird gemehrn,
Daß sein Lenker solch Kräft an sich legt,
Daß er einen Zentner Fleisch an ihm trägt
Und bleibt auch bei seiner Größ und Läng.
Die Kunst ich fern aus hoher Schul her breng.

Noch häufiger findet man solche Mittel angepriesen, durch die die Potenz eines Mannes im allgemeinen gehoben wird; daß der sowieso Gesunde und noch

Rüstige noch mehr „in den rauhen Sielen zu ziehen vermag". Doch dieses gehört in das Kapitel von den Liebestränken.

Zu S. 152. Die ostentative Zurschaustellung der erotischen Schönheit einer Geliebten durch die Kunst ging mitunter so weit, daß man diese in einer ausgesprochen wollüstigen Stellung und Situation darstellen ließ, die in direktem Zusammenhang mit dem anscheinend im nächsten Augenblick bevorstehenden oder eben vollzogenen Liebesakt stand; kurz: die Geliebte in Aktion. Solche Bilder werden verschiedenfach in Chroniken erwähnt, und wir haben solche auch in Privatsammlungen zu Gesicht bekommen. Das wunderbare Gemälde von Knüpfer „Nackte Frau mit Amor im Schoße" in der Galerie Cook wurde ebenfalls so gedeutet: die Geliebte in Erwartung des Liebhabers (siehe Beilage).

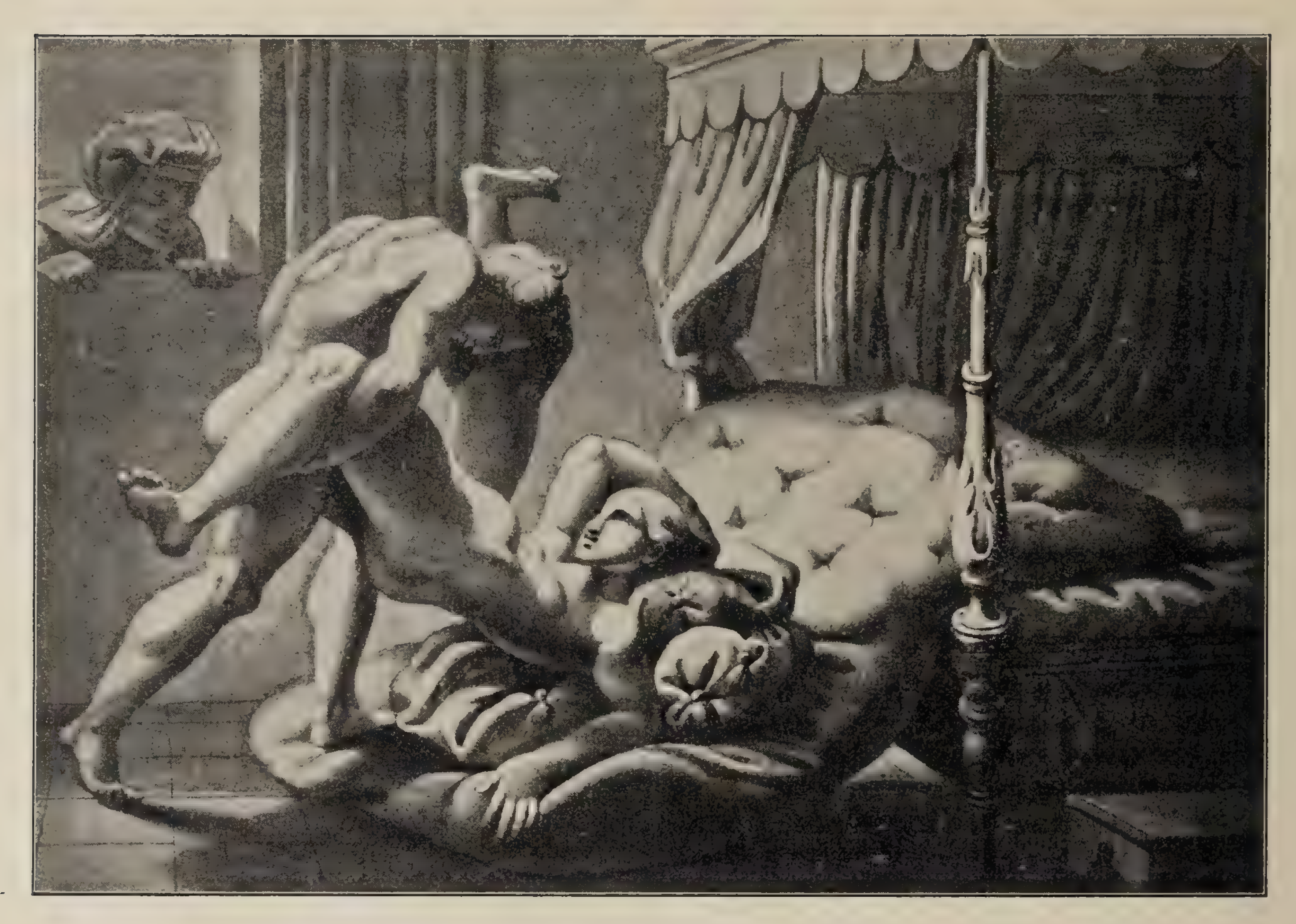
Zu S. 164. Der köstliche Schwank „Auf den Esel gesetzt" wird von August Tünger in seinen 1486 zum erstenmal erschienenen Fazetien erzählt. Wir zitieren nach der Ausgabe von Adalbert von Keller (1874):

„Ein Graf zu Nancy in Lothringen buhlte mit der Frau seines Freundes. Die Frau, eine schöne Blondine, war prächtiglich gebaut, hatte fein gedrechselte weiße Schenkel, große Äpflein mit zierlichen Spitzen, einen schönen gerundeten Nabel, fleischige Arme, fleischige Posteriora und ein gedrungenes rotes Pförtlein zu des Leibes Paradies. Das Feld der Liebeslust war nur leicht mit goldenem Flaum bewachsen. Kein Wunder, daß dieses Weib jedem Mann gefallen mochte. Der Graf, ihr Ehegemahl, hatte sich nun in der Jugend an Küchenmägden abgeritten und war ziemlich kalt, indessen die Frau einen Vulkan in sich trug. So hatte der Freund gut Arbeit.

Lange ging's, daß die beiden sich mit Guggelfur unterhielten, aber einstmals bekam der Graf Wind von dem Treiben seiner Gattin. Wütend kehrte er von der Jagd heim; siehe, das Schlafzimmer seines Weibes war verschlossen. Er wollte die Tür eintreten, aber da kam ihm der Einfall, vielleicht die beiden Sünder auf frischer Tat zu ertappen. Rasch saß er aufs Pferd und ritt mit seinem Diener nach dem Schlosse seines Freundes. Ungehindert bekam er Zutritt bis zum Schlafzimmer, an welchem er ungestüm anpochte. „Hélas! Wer klopft denn da," sprach der Graf, welcher nackt auf der ebenso nackten Gemahlin seines Freundes lag und sich aus den ihn umschlingenden Frauenschenkeln befreite. „Verzeihe Freund! Ich bin's." Als die Frau ihres Mannes Stimme erkannte, verkroch sie sich in die seidenen Decken. „Freund," sprach der Liebhaber, „du kommst zu ungelegener Zeit, aber da dich etwas Wichtiges herführt, muß ich dir aufmachen." Dabei zog er sein seiden Gewand an und öffnete die Tür.



Die Satyrfamilie
38. Holzschnitt von Urs Graf. 1520



39. Liebesszene (Skizze zu den „Stellungen" des Aretin). Angeblich von Giulio Romano

Voller Argwohn trat der Graf in das hell erleuchtete Gemach, da der Galan seine schöne Bettgenossin bei Licht und Glanz genießen wollte.

„Also was wünschest du," sagte der Liebhaber. „Ich suche meine Frau und wollte dich bitten, mir behilflich zu sein," sagte vorsichtig der Ehemann.

„Der Tausend, deine Gemahlin suchst du? hoffentlich wird ihr nichts Böses zugestoßen sein! Ich wollte dir gern helfen, aber ich habe eine hübsche Demoiselle bei mir." Dabei deutete er auf das Bett.

„Freund," sagte da mit erstickender Stimme der Ehemann, „und wenn es vielleicht mein ehelich Weib wäre?"

„Ihr beleidigt mich, Herr Graf," erklärte anscheinend verletzt der Liebhaber. „Verzeiht," meinte der Ehemann, „wenn ich Eure Demoiselle anders als mit blonden Haaren unter Arm und am Bauch finde, will ich Euch aufs Wort glauben."

„Ha, ha, Ihr verlangt viel," lachte der Galan, „aber Euer Wunsch soll Euch werden. Was wünschet Ihr zuerst zu sehen?"

„Ganz nach Eurem Belieben." — Da bat der Galan den Grafen das Gesicht ein wenig abzuwenden, weil die Demoiselle sich im Bett zurecht legen müsse. Rasch nahm der Galan vom Kamin die Schminkdose, damit er seine Augenbrauen schwarz zu färben gewohnt war und fuhr unter der Decke hin und her. Nach wenigen Sekunden faßte er alsdann die seidenen Decken und sprach: „Herr Graf, mein Freund, schauet zu und betrachtet die Demoiselle erst von hinten." Der Graf wendete sich um und sah die Füße, Schenkel und fleischigen Arschbacken, zwischen welchen sich ein schwarzer Strich hindurch nach vorne zog.

„Nein, das ist meine Gemahlin nicht," versetzte der Graf laut, und leiser sprach er zu dem die Decken haltenden Liebhaber: „Das ist ein ganz ordinäres Weib, das zeigen schon die roten Arschbacken. Eine Gräfin hat aristokratische Arschbacken, zart weiße, keine solchen derben." — Darauf bat der Liebhaber den Ehemann, sich wieder ein bißchen abwenden zu wollen. Der Graf tat's und wie er alsdann auf Geheiß wiederum hinschaute, sah er ein bis auf den in Decken eingehüllten Kopf nacktes Weib. Schwarz sah es an der Liebeshöhle aus, schwarz waren die Punkte



40. Liebesszene (Skizze zu den „Stellungen“ des Aretin) Angeblich von Giulio Romano

der Brüste, schwarz war das Gebiet unter den Achseln. „Deckt wieder zu,“ bat er in völliger Ruhe, „ich hab genug gesehen! Es wäre eine Versündigung an der Schönheit meines Weibes, wollte ich auch nur eine Ähnlichkeit mit diesem langen Körper herausfinden. Ihr, Herr Freund, seid nicht verheiratet, Euch verzeiht man die Variatio. Verzeiht, daß ich so unüberlegt bei Euch eingedrungen bin.“ Der Galan wehrte dem ab und bat den völlig in Sicherheit gebrachten Grafen, bei ihm ein wenig zu verweilen. Um seine vermeintliche Dummheit wieder gut zu machen, verwilligte ihm das der Ehemann. Der Galan brachte den Grafen in sein Eßzimmer, klingelte nach feinen Weinen und bat nur um Entschuldigung für wenige Augenblicke zur Verabschiedung der Demoiselle.

Flugs sprang der Galan zu der gefärbten Gräfin, zog die Seidenstrümpfe, in die er geschlüpft war und ebenso das Seidenhemd aus und raste seinen Liebesrausch, der so jählings unterbrochen war, mit erneuter Lust in dem blühenden Fleisch der Gräfin aus. In kurzer Zeit hatte er die Brüste weiß geküßt, in gleicher Weise auch die übrigen finstern Gegenden. Dann war er der vor ausgekosteter Lust ermatteten Gräfin beim Ankleiden behilflich und sorgte, daß sie ungesehen heim kam. „Parbleu, Freund, Ihr seid ja ganz schwarz um den Mund,“ meinte der im Eßzimmer wartende Graf. In der Eile hatte der Galan das vergessen. Über und über rot sprach er: „Da habe ich in der Eile statt meines Puders vom Diener die schwarze Heilsalbe erhalten.“ Beide zechten gemütlich, und als der Graf heimwärts aufbrach, war er nicht mehr nüchtern. Vergebens suchte man den Diener, welcher längst nach Hause geeilt war. Der Ehemann bat den Galan, ihn heimgeleiten zu wollen. Der Galan verwilligte das, nahm einen Diener mit, und so führten beide den betrunkenen Ehemann heim. Dort führte der Galan den Ehemann in dessen Schlafgemach. Kaum war der Graf in seinem Schlafgemach, da riß er die Decken vom Bett seiner Frau und sagte dem Galan: „Schaut her, mein Freund, das ist Aristokratenfleisch.“ Mit erkünsteltem Aufschrei warf sich die Gräfin im Bett herum, so daß man die Rückseite sah: „Sehet Ihr, Herr Graf, so sieht der aristokratische Arsch meiner Frau aus! Weiß und zart.“ — „Weiß und zart,“ bestätigte der Galan, welcher erleichtert aufatmete, als er an Stelle des schwarzen wieder das goldene Vließ an dem schönen Körper seiner Freundin sah. Mit einem leisen Schmunzeln verließ er das Haus seines auf den Esel gesetzten Freundes.

ROSARIVM

CONIVNCTIO SIVE
Coitus.



O Luna durch meyn vmbgeben/vnd ſuſſe mynne/
Wirſtu ſchön/ ſtarck/vnd gewaltig als ich byn.
O Sol/ du biſt vber alle liecht zu erkennen/
So bedarffſtu doch mein als der han der hennen.

ARISLEVS IN VISIONE.

Coniunge ergo filium tuum Gabricum dile-
ctiorem tibi in omnibus filijs tuis cum ſua ſorore
Beya

Der Coitus

41. Titelblatt eines philosophischen Werkes aus dem 16. Jahrhundert

Zu S. 164. Für das Rühmen der physischen Vorzüge des verstorbenen Gatten sei folgender anonyme Schwank „Von der untröstlichen Witwe" erwähnt, dem man in verschiedenen Variationen begegnet, und der sich bis in unsere Gegenwart herauf im Volksmund erhalten hat:

„Eine Frau, die bereits vor Monaten ihren Mann durch den Tod verloren hat, kann sich immer noch nicht über diesen Verlust trösten. Und auch die Zusprüche ihres Beichtigers verhallen wirkungslos an ihrem Schmerz. Als dieser wieder einmal vorsprach, fand er die Frau wiederum schmerzaufgelöst und ihre reichlich fließenden Tränen netzten die Hosen ihres verstorbenen Mannes, die sie gerade in der Hand hielt. Der Beichtiger glaubte keinen besseren Trost geben zu können, als indem er der trauernden Witwe empfahl, sich in die Bibel zu versenken, dort stehe für jeden Schmerz ein reicher Trost. Auf diesen Rat erwiderte die Witwe, indem sie auf die Hose in ihren Händen hinwies: „Was in dieser Hose gestanden hat, steht nirgends mehr auf der Welt, nicht einmal in einer Bibel."

Zu S. 174. Die Kleiderordnungen der Renaissance bedürfen an dieser Stelle noch einiger wesentlicher Kommentare, weil wir in ihnen besonders wichtige Dokumente vor uns haben, die geeignet sind, uns bei richtiger Deutung eine ganze Reihe wertvoller Aufschlüsse über bestimmte sittliche Anschauungen in der Renaissance zu vermitteln.

Die Kleiderordnungen, denen man in der Renaissance an allen Ecken und Enden und jahrhundertelang begegnet, sind den Geschichtschreibern der Renaissance gewiß von jeher aufgefallen und darum nicht nur viel gesammelt, sondern auch viel zitiert worden. Womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß auch immer die wichtigsten Schlüsse aus ihnen gezogen worden wären. Man verwandte sie meistens



Zechende Landsknechte und Dirnen

Kupferstich von Franz van den Wyngaerdt nach Peter Paul Rubens. 17. Jahrhundert

Beilage zu Eduard Fuchs, „Illustrierte Sittengeschichte". Ergänzungsband *

Albert Langen, München



bloß als Dokumente des Tatsächlichen, um die Art, wie man sich in einer bestimmten Zeit und Stadt kleidete, oder um den weitbegehrten oder verpönten Luxus daraus festzustellen. Und bezüglich ihrer Tendenz erblickte man in ihnen Zeugnisse des kurzsichtigen und engherzigen Kastengeistes, der jene Zeit erfüllte. Das heißt: man begnügte sich meist mit den allgemeinen Aufschlüssen, die die äußere Formulierung vermittelte. Eine andere Seite, die nach unserer Ansicht für den Geschichtsforscher die allerwichtigste ist, wurde dagegen ständig übersehen, d. i. die Frage: für welchen geschichtlichen Prozeß sie Dokument sind. Und die richtige Beantwortung dieser Frage ist fürwahr nicht unwichtig. Die Antwort, die wir darauf geben wollen, lautet: Die Kleiderordnungen dokumentieren durchweg nichts Geringeres als das große Rückzugsgefecht des vom aufkommenden Kapitalismus in seiner vordem beherrschenden Situation unwiderstehlich angegriffenen Handwerkes, und sie sind zweifellos eines der wichtigsten Zeugnisse dieses welthistorischen Prozesses, die es überhaupt gibt.



42. Kapitelvignette eines philosophischen Werkes aus dem 16. Jahrhundert

Zu dieser Einsicht kommt man, wenn man die Daten feststellt, an denen die einzelnen Städte zu solchen Erlassen schritten, weiter, wenn man das überall sich steigernde Tempo beachtet, in dem sie erneuert und verschärft wurden, und schließlich, wenn man Ordnung in die Fülle des vorhandenen Materials bringt, dieses also nach den verschiedenen darin zutage tretenden Gesichtspunkten scheidet.

Vom 13. Jahrhundert an entwickelte sich die Geldwirtschaft zum modernen



43. Liebesszene (Kupferstich zu den „Stellungen" des Aretin). Angeblich nach Giulio Romano

Kapitalismus, und zwar fast durchweg auf der Basis des Handels. Dieser Kapitalisierungsprozeß vollzieht sich binnen dreier Jahrhunderte, und er kulminierte um 1500, also im Quatrocento und im Cinquecento. In derselben Zeit entstehen die Kleiderordnungen, und sie werden in dem gleichen Tempo, wie sich in den verschiedenen Ländern und Städten der Kapitalisierungsprozeß vollzieht, erneuert und verschärft, — um in gleicher Weise wirkungslos zu werden. Das heißt: je mehr in einer Stadt das Handelskapital festen Fuß faßte und die betreffende Stadt sich zu einem Stützpunkt oder einer Domäne des Handels entwickelte. Das eine ist so logisch wie das andere.

Der Handel brachte fremde Waren, fremde Produkte ins Land, für die er natürlich Käufer brauchte, Käufer suchte und auch solche fand. Indem er aber dieses erreichte, steigerte er zugleich die Ansprüche. Dies äußerte sich natürlich darin, daß dem fremdländischen Produkt vor dem örtlichen Erzeugnis immer mehr der Vorzug gegeben wurde. Das unvermeidliche Resultat davon war, daß der Geldbeutel des örtlichen Handwerks empfindlich geschädigt wurde, oder daß zum mindesten der Händler, der Kaufmann reicher wurde als der Handwerker; jedenfalls floß das Geld, das der Bürger verausgabte, zu immer größeren Teilen in anderer Leute Taschen. Als dem Handwerk diese Tatsache zum Bewußtsein kam, suchte man nach einem wirkungsvollen Schutzmittel. Dieses fand man, oder glaubte man wenigstens zu finden durch die in der Gestalt von Luxusverboten abgefaßten Kleider-



44. Liebesszene (Skizze zu den „Stellungen" des Aretin). Angeblich von Giulio Romano

ordnungen. Der Luxus wurde zum Verbrechen gestempelt, weil er den Gewinn des ortsansässigen Handwerks schmälerte. Die geheime Logik, von der man sich, wenn auch nur instinktiv, leiten ließ, war: wenn der Bürger keine ausländischen Waren kaufen kann, dann muß er unsere örtlichen Erzeugnisse abnehmen, und damit steigen unsere Absatzmöglichkeiten wieder, der bedrohte goldene Boden des Handwerks ist von neuem gesichert. Es sind das die Anfänge der späteren Schutzzollpolitik, formuliert und ausgeübt entsprechend den Möglichkeiten der Zeit. Wo das Handwerk also politisch herrschend war, schritt es unbedingt zu solchen Verboten. Dabei ist natürlich auch die damals herrschende wirtschaftspolitische Anschauung mit in Betracht zu ziehen. Diese gipfelte in handwerkerlichen Gemeinden ebenso naturgemäß — weil auf denselben letzten Untergründen des ortsansässigen zünftlerischen Sonderinteresses beruhend — stets darin, daß all das Geld als verloren anzusehen sei, das für Gegenstände verausgabt wird, die nicht in dem Gemeindebezirk selbst hergestellt werden, — die engste Form einer Schutzzollpolitik. Solche Gegenstände sind natürlich in erster Linie und meistens Geschmeide, Gold und Edelsteine, Pelzwerk, goldgewirkte Stickereien, kostbare Schleier und so weiter.

Wenn die Luxusverbote dabei häufig mit sittlichen Gründen manipulierten und gerechtfertigt wurden, als da sind: Verbote eines starken Kleiderausschnittes, langer Schleppen und so weiter, wie wir dies im Hauptwerk begründet haben, so lag dies einesteils daran, daß den Menschen die wahren Beweggründe ihres Tuns

6*



Der geile Narr

45. Kupferstich. 15. Jahrhundert

eben meistens unbekannt blieben, andererseits aber haben die biederen Zünftler in ihres Geldbeutels schweren Nöten doch instinktiv begriffen, daß gerade von solchen Moden und Extravaganzen der Luxus untrennbar ist; beide bedingen einander. Das Prunken mit der körperlichen Schönheit kann man immer nur in Verbindung mit möglichst kostbarer Kleidung auf die höchste Spitze treiben.

Was sich also so bieder als Forderung der Rückkehr zur Ehrbarkeit, Zucht und einfachen Sitte der Altvordern auftat, war im letzten Grunde nichts anderes als die in sittliche Formeln umgesetzte Sorge um die gefährdete Profitrate.

Als Beispiel eines typischen Luxusverbotes drucken wir hier nach A. Schultz eine der ältesten Kleiderordnungen ab, die sich erhalten haben, einen Erlaß des Züricher Rates vom 8. März 1371:

„Daß enkein eliche wip noch witwa noch mit namen enkein frow, weder begin noch ander frowen, an enkein tuch, weder sleyer noch ander tuch, weder sidin noch gernin (aus Garn, Leinwanden), enhein endi (Kante) setzen sol, wan daz si es tragen und lassen sol, als es des ersten geweben wirt, dar zu sol ir enkeiner (!) enkeini waggen krenschappel (Haube) mer tragen, das von sidin, von golt, von silber oder von dekeinem edlen gestein gemacht si, und sol auch ir keinü enkein kappen mer tragen, do siden, golt oder kein edelgestein uf si. Aber in dien stuken allen sint vor gelassen tochtern und megt, dien dü selben stuk nit verboten sint. Es soll auch enkein frow, weder ehlich wip noch ledig tochtern enkein gewant obnan an mer tragen, wan daz inen das houptoch zweyer vinger breit uf der achslen ligen sol, und sol ouch derselben gewanden enkeins mer vor uf noch nebent zu knöpfelt noch gebrisen (geschnürt) sin, und sol auch enhein elich wip noch witwa weder golt, silber, edelstein noch siden uf dien selben gewanden mer tragen. Aber tochtern mugent wol uf irem gewant tragen golt, silber, berlen und siden, als si untz her getan hant. Es sol auch enhein frow enhein kappen an ir röck mer machen, der lenger si dan ein eln. Es sol auch enhein elich wip noch witwa enkein rock hinna mer machen dan ein farbe. Es sol auch enhein frow, weder ehfrow noch witwa noch tochter, enheinen gürtel mer tragen, der hocher küst sy, dan v. pf. den wert. Es sol auch nieman, weder frow noch man, knab noch tochter, enheinen schu mer tragen, do kein spitz an sy, da man utzid in geschieben mag. Das zu sol enhein frow noch tochter enhein gebrisen schu (Schnürschuh) mer tragen. Es sol auch ein jeklich man und knab, er sy rich oder arm, jeklich heß (? Mantel oder Rock), das er obnan an tragen will, als lang machen, daz es im untz an die knü abschlach, und der kappen zipfel sol nüt lenger sin, dan als der rock lang ist; und sol auch nüt mer undnan hin zersniden, und so auch ir enkeiner fürbaz kein geteilt noch striffat hosen tragen, wan daz beid hosen von einer farw sin sulent an gewerd, etc."

Je größer die Rolle wurde, die der Handel in einer Stadt spielte, um so mehr Zugeständnisse mußte man dem Luxus machen. Das erweisen die verschiedenen Kleiderordnungen von Ulm, Augsburg, Nürnberg usw. im 15. Jahrhundert. Als schließlich die politische Herrschaft den Händen des Handwerks ganz entwunden und in die des kaufmännischen Bürgertums übergegangen war, als die Pfeffersäcke und Ellenreiter die Herren der Stadt geworden waren, verschwanden zwar die Kleiderordnungen nicht, aber sie wurden jetzt wesentlich umredigiert und bekamen dadurch ein neues Gesicht. Hinfort herrschte in den Luxusgesetzen

immer deutlicher das Interesse der Klassenscheidung vor. Man verbot nicht mehr summarisch, sondern nur bestimmten Klassen bestimmte Stoffe und Schmuckgegenstände. Die Kleiderordnung wurde wichtigster Ausdruck der Klassenscheidung und des Klassenregiments, indem sie, freilich nur nach unten, die Rechte der verschiedenen Stände im Interesse der herrschenden Klasse eingrenzte.

Wenn man von diesen Gesichtspunkten aus die zahlreichen Kleiderordnungen der Renaissance anschaut, dann nur werden sie zu dem, was wir oben sagten: zu wichtigen Quellen der Erkenntnis für die wirklichen Grundlagen der vor sich gehenden Wandlungen in den sittlichen Anschauungen der Zeit, soweit sie sich in der Mode widerspiegeln.

Zu S. 180. Die Entstehung der Schamkapsel wird, wie wir auch bereits im Hauptwerk ausführten, auf die Notwendigkeit eines sicheren Schutzes gegen Verletzungen zurückgeführt. Mit der Anführung dieser Notwendigkeit wurde auch stets den Angriffen auf die Schamlosigkeit dieser Mode entgegengetreten. An diesem vielerörterten Diskussionsgegenstand der damaligen öffentlichen Meinung ging Rabelais, der mit seinem literarischen Meisterwerk doch in erster Linie eine groteske Sittenschilderung schaffen wollte und in der Tat auch geschaffen hat, nicht achtlos vorüber. Das heißt: die Kühnheit, mit der er vor allem zu den Dingen der geschlechtlichen Moral Stellung nimmt, ließ es ihm nicht genügen, dessen Gegenstand bloß im Vorübergehen zu erledigen; das war für ihn unbedingt ein Stoff, dem er ein ganzes Kapitel, also eine umfangreiche Abhandlung, widmen



46. Skizze zu den „Stellungen" des Aretin. Angeblich von Giulio Romano

mußte. Und das hat er denn auch getan. In dem Kapitel „Welchermaßen der Hosenlatz bei Kriegern das erste und hauptsächlichste Waffenstück ist", hat er ebenso ausführlich wie grotesk-kühn den Gedanken entwickelt, daß der Hosenlatz, die Schamkapsel geradezu das wichtigste Bekleidungstück sei, das es gebe, weil keinem einzigen Körperteil soviel Wert innewohne als dem, der durch dieses Gewaffen geschützt werden solle. — Dieses an Geist, Witz und grotesker Kühnheit zu den glänzendsten Partien seines Werkes gehörende Kapitel lautet nach der Übersetzung von Gelbke (a. a. O. S. 341—343):

„Was," sagte Pantagruel, „du behauptest, der Hosenlatz wäre das erste und hauptsächlichste Waffenstück? Das ist ja ganz etwas Neues und sehr paradox. Bis jetzt hab' ich immer geglaubt, die Bewaffnung finge mit den Sporen an." — „Ja, ich behaupte das," sagte Panurg, „und nicht mit Unrecht. Seht nur, wie die Natur, die doch die Bäume, Sträucher, Kräuter und Zoophiten, die sie erschaffen hat, auch erhalten will, so daß die Gattungen bleiben, wenn schon die Individuen vergehen, — seht nur, sage ich, wie die Natur die Keime und den Samen dieser Gewächse, auf denen ihre Erhaltung beruht, auf ganz eigentümliche Art bewaffnet. Sehr zweckmäßig versieht und schützt sie sie mit Hülsen, Schoten, Schalen, Rinden, Gehäusen, Wolle oder Stacheln, die ihnen sozusagen, als schöne, starke, natürliche Hosenlätze dienen müssen. Am deutlichsten kann man dies bei den Bohnen, Erbsen, Nüssen und Pfirsichen, an der Baumwollenpflanze, den Koloquinten, dem Getreide, dem Mohn, den Zitronen, Kastanien und anderen dergleichen Pflanzen beobachten, wo der Same augenscheinlich weit sorgfältiger bedeckt, verwahrt und geschützt ist als irgend ein anderer Teil.



Die Verliebten

47. Kupfer aus dem 15. Jahrhundert

„Solche Vorsicht hat die Natur in betreff der Erhaltung des Menschengeschlechts nicht angewandt; vielmehr schuf sie den Menschen im Stande der Unschuld und im goldenen Zeitalter nackt, zart, gebrechlich, ohne Schutz noch Angriffswaffen, als ein belebtes Wesen, nicht als Pflanze, als ein Wesen, sozusagen, für den Frieden, nicht für den Krieg bestimmt, geeignet, alle Früchte und Vegetabilien zu genießen und friedliche Herrschaft über die Tiere auszuüben. Als aber später, im ehernen Zeitalter und unter der Herrschaft Jupiters, die Bösartigkeit der Menschen wuchs, fing auch die Erde an, Nesseln, Disteln, Dornen und andere dergleichen dem Menschen feindliche Gewächse hervorzubringen, während fast alle Tiere, einem beklagungswerten Triebe folgend, sich seiner Herrschaft entzogen und stillschweigend untereinander verschworen, ihm nicht länger zu dienen und gehorsam zu sein, sondern so viel wie möglich ihm zu widersprechen und zu schaden. Der Mensch aber, der sein altes Genußrecht und seine Herrschaft aufrecht erhalten wollte, auch der Dienstbarkeit vieler Tiere nicht entbehren konnte, war in die Notwendigkeit versetzt, sich nach neuen Waffen umzusehen." — „Bei der Gans des heiligen Guénet!" rief Pantagruel aus, „du bist ja seit dem letzten Regen ein gewaltiger Lifferloffer geworden, so was man einen Philosophen nennt!" — „Nun seht,"



Verliebte Scherze im Bade

43. Nach einem Bilde des Meisters mit den Bandrollen

fuhr Panurg fort, „wohin der natürliche Trieb ihn leitete, und welchen Teil seines Körpers er zuerst zu bewaffnen begann: keinen andern, helf' mir Gott, als das Gemächt.

Und Priapus, das edle Blut
Befand sich wohl in solcher Hut.

Dies bezeugt der hebräische Heerführer und Philosoph Moses, wenn er uns erzählt, daß der Mensch sich mit einem zierlichen, soliden Latz versehen habe, den er auf äußerst sinnreiche Weise aus Feigenblättern anfertigte, als welche ihre Dauerhaftigkeit, Faltung, Krausung, Glätte, Größe, Farbe, ihres Aromas und anderen tugendhafter Eigenschaften wegen ganz besonders dazu geeignet schienen, das Gemächt zu schützen und zu bedecken, — ausgenommen ein lothringisches, das nun einmal mit Verachtung jedes Hosenlatzes in seiner Unförmlichkeit dem Hosenboden zuzustürzen pflegt, wie ich denn einst zu Nancy am ersten Mai den edlen Viardière, diesen galanten Mann, darüber betraf, daß er, um sich recht niedlich zu machen, sein Gemächt auf einem Tische putzte, woselbst es wie ein spanischer Mantel weit ausgebreitet lag.

Wer also sprechen will, wie sich's schickt, muß zum Waffenknecht, der in den Krieg ziehet, nicht sagen: „Nimm deinen Weinpot, d. h. deinen Gehirnkasten, in acht," sondern: „Verwahr' deinen Milchpot gut;" das aber, zum Henker! ist das Gemächt. Mit dem Kopf geht nur das Individium zum Teufel, mit dem Gemächt dagegen das ganze Menschengeschlecht. Deshalb meint auch der brave Galenus lib. I de spermate, es würde immer noch besser sein, kein Herz, als keine Zeugungsglieder zu haben, denn in ihnen ruht, wie in einem Heiligenschrein, der verjüngende Keim der Menschheit. Und für weniger als hundert Franken bekenne ich mich, wenn man will, zu der Ansicht, daß wir in ihnen die eigentlichen Steine zu suchen haben, aus denen Deukalion und Pyrrha das Menschengeschlecht wieder erneuerten, als es durch die poetische Sündflut zugrunde gegangen war. Und sagt nicht auch der gelehrte Justinian lib. IV de capucis tollendis: Summum

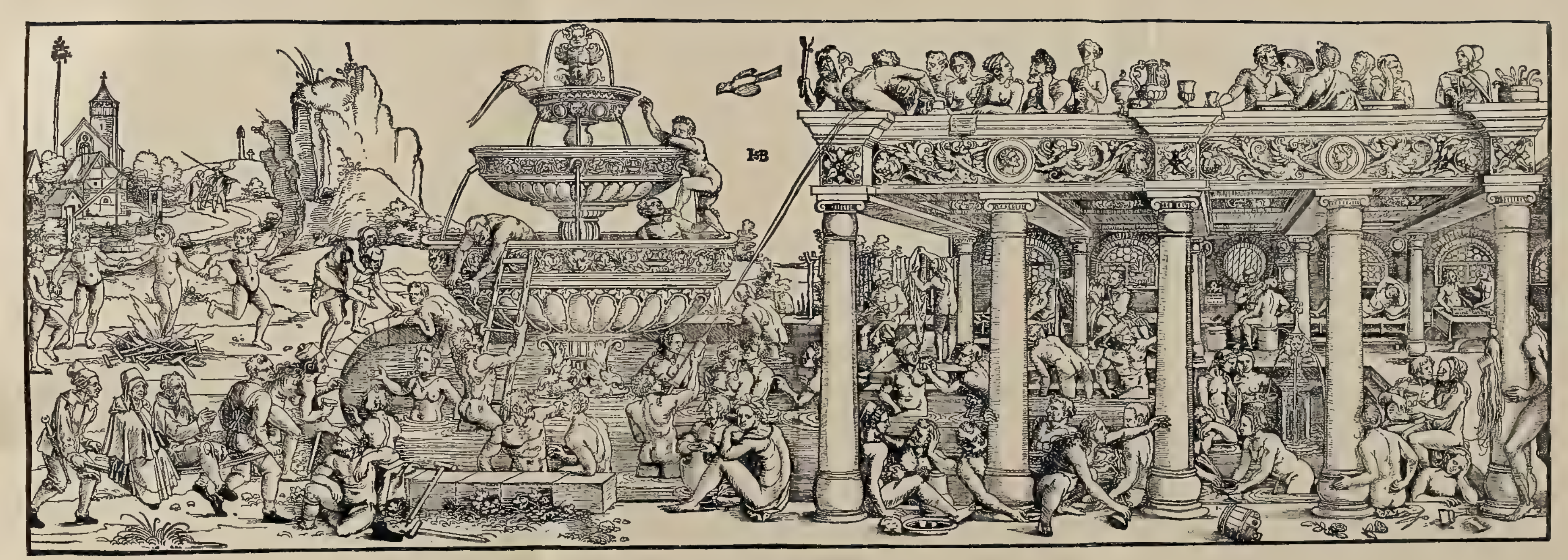
bonum in hosis et latsibus? Aus diesen und anderen Gründen war es wohl ganz natürlich, daß die Frau des Herrn von Merville bedenklich darein schaute, als ihr Eheherr (der mit seinem König in den Krieg ziehen sollte) die neue Rüstung anprobierte (die alte, halbverrostete, wollte nämlich seinen Bauch nicht mehr fassen); sah sie doch, daß für Ehestab und Ränzlein, die auch ihr mit gehörten, gar zu wenig Sorge getragen war, und daß nur ein Ringpanzerchen sie schützte. Also ermahnte sie den Gemahl, beides besser zu verwahren und lieber die feste Eisenplatte davor zu legen, die ganz unnütz in seinem Zimmer hinge. Darauf beziehen sich folgende Verse im dritten Buch des Jungferntröster:

Die ihren Gatten fertig und bereit
Zum Kampf gewaffnet sieht, bis auf den Latz,
Spricht so zu ihm: „Verwahr' doch, lieber Schatz,
Ein wenig besser jene Kleinigkeit!" —

War etwa schlecht der Rat? Du liebe Zeit!
Mir dünkt er gut; denn wär's nicht zu betrübt
Er käme zwar lebendig aus dem Streit,
Doch ohn' das Stückchen, das zumeist sie liebt?"

Wenn man ohne weiteres zugeben muß, daß besonders aus Rabelais immer der groteske Karikaturist spricht, so wäre es gleichwohl eine ebenso groteske Naivität, wollte man in der Weise Abstriche bei seinen Schilderungen machen, daß man eben alles auf das Konto dieses Dranges nach grotesker Übertreibung setzt. Es ist ein ewiges Gesetz, daß die Wirklichkeit selbst schon auf irgend eine Weise sich grotesk gebärden muß, wenn Anreize zu ihrer grotesken Weiterführung in der Phantasie eines Künstlers entstehen sollen. In welch ungeheuerlichem Maße nun die Wirklichkeit eine groteske Weiterführung förmlich provozierte, daß es gar keine Übertreibung ist, wenn es in dem im Hauptwerk zitierten Landsknechtslied heißt: „Ein Latz muß sein daneben, wohl eines Kalbskopfs groß", das möge die naturgetreue Wiedergabe der sechs Gliedschirme — wie der technische Ausdruck dafür heißt — belegen, die wir auf Bild 20—25 vereinigten. Wahrlich, der Schilderer brauchte an der Wirklichkeit nicht mehr viel zu unterstreichen, um zu einer grotesken Wirkung zu gelangen! Überall schon ist durch die kühnste Form der Übertreibung der Zustand der geschlechtlichen Aktivität in die Augen gerückt. Am Feldharnisch König Maximilians II. aus dem Jahre 1562 genau so, wie an dem Prunkharnisch des Friedrich Wilhelm von Rogendorf aus dem Jahre 1522, der wie der vorige heute im Wiener Hofmuseum aufbewahrt wird. Oder man schaue sich gar den Gliedschirm aus der Sammlung Sulkowsky an, der heute im Germanischen Museum zu Nürnberg aufbewahrt wird! Hier ist die Schamkapsel sogar zu einem kühn blickenden Männerantlitz weiterentwickelt. Es ist das eine Symbolisierung der geschlechtlichen Aktionslust, wie sie deutlicher und zynischer kaum dargestellt werden kann. Dabei wollen wir nicht unterlassen ausdrücklich hervorzuheben, daß derartig grotesk vergrößerte oder ausgestaltete Formen, wie wir sie hier zusammengestellt haben, absolut keine seltene Ausnahmen darstellen, sondern daß es sich darin durchaus nur um die allgemein üblichen Formen handelt, von denen wir die typischen vereinigt haben.

Um dieses Verfahren jedoch völlig zu entschleiern und gar keinen Irrtum über seine wahre Bedeutung und Tendenz aufkommen zu lassen, muß noch eine weitere Tatsache hervorgehoben werden. Und das ist: die völlige Unzweckmäßigkeit dieser riesigen Maschinerien für den vorgeschützten Zweck. Diese Konstruktionen widersprechen in den weitaus meisten Fällen direkt dem Bau des Körpers und sie widersprechen infolgedessen ebenso den Gesetzen der Bewegung. Von einer wirk-



Der Jungbrunnen

Holzschnitt von H. S. Beham. 16. Jahrhundert

Albert Langen, München



lichen Zweckerfüllung in der vorgeschützten Richtung konnte somit gar keine Rede sein. Deshalb aber war dieses Gehäuse, sowie es derart dekorativ und in derartig übertriebenen Dimensionen, die mit der Wirklichkeit in gar keinen natürlichen Beziehungen mehr standen, angebracht wurde, nichts anderes als eben ein dekorativ-demonstratives Anhängsel. Und zwar obendrein ein Anhängsel, das, je mehr es übertrieben wurde, desto mehr den Schutz ins Gegenteil wandelte: in eine direkte Gefahr für den damit ausgerüsteten Mann. Durch die groteske Vergrößerung wurde der Latz die exponierteste Stelle des ganzen Körpers; er war in dutzend Fällen seinem Besitzer bei der Verteidigung im höchsten Maße hinderlich und bot außerdem jedem Feind den besten Angriffspunkt. Alles das gilt in verdoppeltem Maße von den Gliedschirmen, die an den Rüstungen der Ritter angebracht waren, denn hier bot schon der Sattel den vollkommen ausreichenden Schutz.

Aus alledem ergibt sich als einzige Logik, daß der wahre Zweck des Latzes eben ein anderer gewesen ist. Die richtige Antwort lautet: Der Mann will mit einer ungeheuerlichen Potenz und einer ebenso ungeheuerlichen Aktionslust prunken. Denn er weiß: das ist's, was die meisten Frauen an seiner Erscheinung vor allem interessiert, das ist es, wodurch er unter Umständen ihre höchste Achtung erwirbt. Und darum symbolisiert er diese Eigenschaften in einer Weise, daß sie der Frau unbedingt in die Augen fallen müssen. Denn vor ihr will er selbstverständlich in erster Linie damit prunken, ihr will er diese seine Vorzüge sinnenfällig demonstrieren, damit sie entsprechende Schlüsse auf die Wirklichkeit ziehe.

Charakteristische Beispiele für eine derartige Vortäuschung ständiger geschlechtlicher Aktivität sind ohne Ausnahme auch die verschiedenen anderen Bildproben, die wir hier noch vereinigt haben: Für den Feldhauptmann von Virgil Solis (Bild 27) und für die Schwertträgergruppe aus dem Triumphzuge Maximilians (Bild 26) gilt dasselbe, was wir vorstehend ausgeführt haben. Der maskierte Guitarrespieler von J. D. Ghein ist ein gutes Beispiel sowohl für die groteske Vergrößerung der Schamkapsel an der bürgerlichen Kleidung, wie für die Erzielung einer tatsächlichen Plakatwirkung durch Verwendung greller und kontrastierender Farben (siehe Beilage).



Satyrfamilie

49. Kupferstich von Ag. Carracci

Schließlich mag noch erwähnt sein, daß es eine allgemeine Anschauung der Renaissance gewesen ist, daß



50. Liebesszene. Angeblich Skizze von Giulio Romano

zum Mann unbedingt ein Latz gehöre. Wir erfahren das aus einem Gespräch bei Shakespeare, das in „Die beiden Veroneser" die Dame Lucetta mit ihrer Freundin Julia hat. Julia will sich als Mann verkleiden. Bei dieser Gelegenheit entspinnt sich zwischen den beiden Freundinnen der folgende Diskurs:

Lucetta: Nach welchem Schnitt wollt Ihr ein Beinkleid tragen?
Julia: Nun, nach dem Schnitt, der dir gefällt, Lucetta.
Lucetta: Notwendig müßt Ihr dann mit Latz sie tragen.
Julia: Pfui, pfui, Lucetta, das wird häßlich sein.
Lucetta: Die runde Hos' ist keine Nadel wert —, ein Latz muß sein, um Nadeln drauf zu stecken.
(2. Akt 7. Szene, zitiert nach der Schlegelschen Übersetzung.)

Zu S. 184. In bezug darauf, daß vom Anblick eines freigebig enthüllten Busens besonders häufig die sinnliche Begierde beim Manne ausgehe, schreibt Geiler in seiner Schrift „Vom höllischen Leuen":

„Wenn du willst erfahren, wie die Frau oder Jungfrau Augen hend (haben) und Schuh hab, und wie ihr der Rock ausgeschnitten sei, als sie etlich über die Achslen herabketschen — sie be- dürfften, daß man sie ihnen mit Bastnägeln anhefte — so folgen böse Begierd."

Natürlich wissen das die Frauen ganz genau, und sie schneiden ihre Kleider auch nur deshalb so tief aus, um die Männer zu erotischen Anträgen anzureizen. Durch solche Mittel — spottete die Satire — wollen die Weiber den Männern ja nur an- kündigen, daß sie von einem bestimmten Hunger geplagt sind. Ein altfranzösisches satirisches Epigramm aus dem 15. Jahrhundert, in dem dies direkt gesagt wird, und in dem als zweites solches Mittel die enganliegenden Kleider genannt sind, die die Körperformen der Frauen plastisch abprägen, lautet:

Femme qui fait tetins paroir
Et cul par estroicte vesture,
A tout homme fait apparoir
Que son con demande pasture.



Ammon vergewaltigt Thamar

51. Kupferstich von Aldegrever. 1540

Ein geradezu klassisches Dokument, das nicht nur alles das pointiert zusammenfaßt, was wir vorhin über den wahren Zweck der grotesken Demonstration der Schamkapsel gesagt und was wir über denselben Punkt im Hauptwerk ausgeführt haben, sondern das auch bestätigt, daß der Anblick eines großen Latzes ebenso die Sinne der Frauen erregte, wie der Busenausschnitt die der Männer, bildet das achtundvierzigste Kapitel in der berühmten Schrift von Johann Huss „de Sacerdotum et Monachorum carnalium abominatione".

„Item, was der Weiber Üppigkeit oben sündigte, darin taten sich ganz ähnlich unten an den Lenden die Männer allzu lüstern und schamlos hervor. Die Männerkleidung war am Hintern und in Sonderheit am Gemächt knapp und kurz, während der Zagel nicht lang genug vorschauen konnte. Maßen die Männer mehr als die Weiber der Unzüchtigkeit sich preisgaben, und wenn ihre Teile allenfalls von der Tunika oder dem Mantel oder, wie's im Volk heißt, von der Joppe notdürftig bedeckt blieben, so taten sie dennoch der Ehrbarkeit Abtrag; denn, zwar wollten sie Zagel und Gemächt den Leuten nicht so geradewegs nackt vorzeigen, aber sie ließen sich aus demselben Zeug, aus welchem ihre Bruch gefertigt war, einen besonderen Überzug machen. Freilich, wenige taten's um der Ehrbarkeit oder Scham willen, vielmehr stopften sie ihr aufgetriebenes Gemächt mit Tuch oder Baumwolle voll, und dies mit Fleiß, um den Weibern auf der Gasse und namentlich in der Kirche ihr ungeheures Glied aufzuweisen, zum Entgelt gewissermaßen für deren eigene Unflätigkeit. Öfters mußte ich indessen diese Schelme bedauern; wenn sie so in ihren kurz beschnipselten Jäckchen mit fast bloßem Hintern einherzogen und gerade noch das Tuch ihrer Bruch den geheimen Ausführungsgang ihrer Leibesbedürfnisse bedeckte, so kam es wohl vor, daß, ohne daß sie's merkten, der Stoff platzte oder die Naht riß, weil's wie das Kalbfell einer Pauke straff gespannt war, und dann mochte jeder, der Lust hatte, ihr nacktes Gesäß und Gemächt auf den Gassen oder in der Kirche nach Herzenslust betrachten, zumal wenn sie sich verneigen oder ein Knie oder auch beide zur Erde beugen mußten, in Gegenwart von Weibern oder Gottes in der Kirche. Die Bruch war eben über dem Gemächt zu heftig gespannt, von der Fülle des aufgeplusterten Stoffes krachten die Nähte voneinander, und zum Vorschein kam der fasernackte Zagel oder das Afterloch oder auch beide, manchmal jedoch nur die bloße Scham."

Zu S. 194. Die Darstellung des Geschlechtsaktes als Ausdruck der animalisch-sinnlichen Anschauung der Renaissance nimmt in der Kunst dieser Epoche einen ganz ungeheuren Raum ein. Der Geschlechtsakt als der Kulminationspunkt der schöpferischen Lebensbejahung ist geradezu das bevorzugteste Motiv dieser Epoche, wie er übrigens stets der oberste künstlerische Vorwurf jedes schöpferischen Zeitalters ist. Auf hundert Wegen suchte die Kunst in solchen Zeiten zu diesem einzigen und letzten Ziele zu gelangen. Und danach strebte sie denn auch stets

im letzten Grunde, ganz gleichgültig, ob sie das Bild des lüsternen Fauns, das der Leda, der Danae, oder irgendein anderes Motiv gestaltete, — immer ist es die Sinnlichkeit in Aktion. Sind aber alle diese Motive nur symbolische Umschreibungen, und damit Lösungen, in einer Weise zum innersten Geheimnis der Sache vorzudringen, ohne den züchtigen Schleier zu zerreißen, den die meisten Zeiten vor der Öffentlichkeit über den intimsten Vorgang des Lebens breiteten, so hat die Renaissance doch auch vor dem letzten nicht zurückgeschreckt. Diese Tatsache belegen uns vor allem jene große Reihe Bilder, die meistens unter dem Titel der „Stellungen zu Aretin" kursieren (Bild 32, 33, 43, 44, 46, 50, 53), weiter zahlreiche direkt erotische Behandlungen der Motive „Faun und Nymphe" und „Satyrfamilie", wovon wir hier zwei Proben geben. (Bild 49 und 54.)

Da nun aber nicht nur im Geschlechtsakt des Menschen das Gesetz des Schöpferischen kulminiert, sondern auch in dem des Tieres, so ist auch dieser ein überaus häufiges Motiv der Kunst, und man begegnet daher in der bildnerischen Kunst der Renaissance der Darstellung von tierischen Begattungsszenen auf Schritt und Tritt. Gerade die Häufigkeit, in der solche Darstellungen vorkommen, — gewiß vorwiegend in der Kleinkunst, aber auch in der großen Kunst, die zu den höchsten Zielen strebt, — dünkt uns ein überaus wichtiges Dokument für die fundamental sinnliche Gesamtanschauung der Zeit. Nicht unwichtig sind auch die Tiergattungen, die man dabei bevorzugte. Es sind vor allem das Pferd und der Hirsch, und unter den Vögeln der Schwan. Das heißt aber nichts anderes, als daß man die tierischen Symbole der Kraft, der Schönheit und der Eleganz bevorzugte. (Vergleiche auch meine Geschichte der erotischen Kunst S. 66 und 89—111).

Schließlich gibt es noch ein drittes künstlerisches Motiv, das in seiner Häufigkeit die animalisch sinnliche Anschauung der Renaissance markant widerspiegelt. Das ist die auf den ersten Blick verblüffend große Vorliebe für die Darstellung von Notdurftsszenen bei Mensch und Tier. Es wäre sehr oberflächlich, in der Vorliebe für dieses Motiv, die späteren Kunstepochen als Bestandteil der großen Kunst vollständig fremd geworden ist, etwa nur einen in den naiven Anschauungen der Zeit begründeten fröhlich-derben Realismus sehen zu wollen. Solches kann höchstens von einem kleinen Teil gelten, so zum Beispiel von der zeitgenössischen Karikatur, in der die Satire sehr häufig in Schimpf antun gefunden wurde, aber dies ist eine Sache für sich. Ganz etwas anderes ist es, wenn man diesem Motiv immer wieder in den Werken eines Rubens begegnet oder in denen der Holländer. Hier ist es nichts



Dejanira
52. Kupferstich von H. S. Beham



53. Liebesszene. Entwurf. Angeblich von Giulio Romano

anderes als die künstlerische Versinnbildlichung des sich vollziehenden Lebensprozesses und in diesem Sinne darum unbedingt auch Ausfluß der Sinnlichkeit. Es ist deshalb auch kein Zufall, daß derartige Darstellungen ohne Ausnahme mit der Darstellung strotzendster erotischer Sinnlichkeit verknüpft sind, und daß sie sich vornehmlich an die Namen der potentesten Künstler knüpfen. Es genügt, in dieser Richtung neben Rubens die Namen Rembrandt, Jan Steen, Brouwer und Ostade zu nennen. (Bild 139—163 und die Beilagen von Hans Baldung, Corregio, Rembrandt, Jordaens und Ostade.)

Zu S. 195 und 196. Eine zweite Darstellung der Einsegnung des Ehebettes und des Beilagers zeigt Bild 58.

Zu S. 196. Ein weiterer Brauch, in dem das Kinderzeugen als hauptsächlichster Ehezweck deutlich zum Ausdruck kommt, ist das sogenannte „kindeln" oder „fudeln" der Hochzeiterin. Diesen Brauch, dem man schon im 13. Jahrhundert begegnet, beschreibt Dr. Aigremonts in seinem Werk „Volkserotik und Pflanzenwelt" folgendermaßen:

Die Frauen sind das empfangende, fruchttragende Prinzip, sie werden mit der zeugenden befruchtenden Gerte auf ihren Geschlechtteil geschlagen. Man vergleiche die Benennungen dieses Brauches im Niederdeutschen (Hannöverschen): fuen, fudeln, futteln, foden; es sind Denominativa zu Fud (Fotze), bezeichnen also: an die Fotze rühren, fassen, schlagen. Das Lösegeld, das die Frauen zahlen mußten, hieß Fudelgeld, so im Bückeburgischen (vgl. Landau i. Archiv für Hess. Gesch. II, 278). Ebenso den Ausdruck „Kindeln", der zugleich auf den 28. Dezember, den Tag der unschuldigen Kindlein, an dem man mit den Ruten schlug, hinweist. Man vergleiche ferner die Polizeiverordnung in der Herrschaft Lauenstein 1599, die das unzüchtige Kindeln verbietet: „Da die großen, starken Knecht den Leuten in die Heusser laufen, die Mägde und Weiber entblößen



Faun und Nymphe

54. Anonymer italienischer Kupferstich

und mit Gerten und Ruten hauen." Im Kassubenlande hob man noch 1850 den Frauen die Röcke hoch und peitschte sie auf den bloßen Leib. In vielen Gegenden Deutschlands peitscht man an den Kindeltagen noch heute mit der Lebensrute Mägde aus den Betten, also wenn sie nackt sind. Auch Mantuanus, der Karmelitergeneral Spagnoli († 1518), berichtet in seinem Festkalender den italienischen Festbrauch zu seiner Zeit, daß die verborgenen Körperteile (membra recondita) geschlagen wurden. Tilemann bekundet, daß man den Weibern den Hintern entblößte und ihn mit Ruten strich. — Zuletzt verweise ich auf den analogen Brauch bei den Tieren: man peitscht die Tiere, besonders die Kühe mit der Lebensgerte der Eberesche auf Hüfte, Kreuz und Euter, also auf die Fruchtbarkeit- und Geschlechtgegend (Iserlohn in Westfalen). — Erst in späterer Zeit schlug man auf andere Körperteile, auf die Schenkel, die Waden, den Rücken (bei diesen Teilen ist eine erotische Anspielung noch erkennbar), auf die Füße, die Knöchel, die Hände, die Finger.

Die Namen des Brauchs sind mannigfaltige. Am deutlichsten reden die Benennungen: „fuën", „fuden", „fudeln", „futteln", (von vut, vud = muliebria) und „kindeln" (= Kinder machen), „quitzen" (im Mecklenburgischen, vgl. quîcken = kräftig, lebendig machen, erquicken), „dengeln" (= hämmern, noch heute als erotisches Wort = coire, begatten gebräuchlich). Andere Namen sind: „peitschen" (Böhmen), „aufhauen", aufpeitschen" (Voigtland), „fitzeln" (Bayern: Hof = mit Ruten streichen), „stäupen", „stiepen" (Altmark, Neumark, Uckermark), „pfeffern" (der Name rührt vom Pfefferkuchen, dem Lösegeld der Gepfefferten her); andererseits ist der Ausdruck noch heute = coire gebräuchlich.

Die Tage und Zeiten des Fudeln mit der Lebensrute sind allesamt solche, da die Natur sich aus dem Winterschlafe wieder erhebt. Es sind die Tage der Liebe, des Lichts, der Paarung, der Empfängnis künftigen Kinder- und Erntesegens. Von der Wintersonnenwende bis zur Sommersonnenwende spannen sich die Grenzen, von Weihnachten bis Johanni. Die Fudeltage sind Weihnachten, der Tag der unschuldigen Kindlein (28. Dezember, ein Tag, der in späterer Zeit lediglich wegen des kirchlichen Namens gewählt wurde, man sieht deutlich den Bezug auf die Kinder), Neujahr, Mariä Lichtmeß (2. Febr.), Fastnacht (bes. in Niedersachsen), Palmarum, Ostern, Walpurgistag (1. Mai), Himmelfahrt, Pfingsten, Johannistag. In den slavischen und später deutsch gewordenen Gegenden ist Ostern das Fest des Schlagens mit der Lebensrute.

Von dieser Sitte, im Frühling die Frauen mit der Lebensrute zu kindeln, ist eine andere nicht zu trennen: das Hochzeitspaar zu fitzeln. In der Oberpfalz treibt der Hochzeitlader die Braut mit einem Birkenrütlein unter beständigem Schlagen zur Kirche. Bei den Katholiken des polnischen Ermlandes treibt man die Braut mit einem fichtenen Stock gewissermaßen ins Hochzeitsbett. Die lettischen Sudauer im westlichen Samlande trieben die Braut ins Hochzeitsbett und schlugen sie (um 1526). Bei den Litauern peitschte der Führer des Brautwagens die Braut in das Schlafgemach (um 1690). Und noch jetzt, 1908, las ich von einer Sitte im Dorfe Tunxdorf bei Papenburg, Provinz Brandenburg, die sich auf diesen uralten Brauch bezieht: am ersten Sonntag im Mai versammeln sich die jungen Mädchen der nächsten Häuser, wo sich eine junge, eben verheiratete Frau befindet. Diese muß durch das Spalier der Mädchen schreiten und bekommt von jedem Mädchen einen leichten Schlag mit einem grünen Zweig. Nach dieser Zeremonie muß sich die junge Frau mit einem Geldgeschenk loskaufen. — Man fitzelt oder kindelt die junge Ehefrau (in späterer Zeit auch den Ehemann), daß sie Segen und Kinder in der Ehe erhalten.

Der Brauch, die Frauen mit der Lebensrute zu schlagen, läßt sich in ganz Deutschland, Schweden, Österreich, Polen, Rußland, verblaßt auch in England, Frankreich, Belgien, nachweisen. Ja, er enthält Vorstellungen, die jedem Naturmenschen in gewissem Grade eigentümlich gewesen sein mußten. In Neukalifornien wird das mannbar gewordene Mädchen in die Erde gegraben und mit Ruten geschlagen. Das Mädchen soll fruchtbar gemacht werden und der großen Mutter Erde gleichen. In Mexiko liefen die Priester beim Feste der großen Lebensmutter Ilmateuctli durch die Gassen und schlugen alle ihnen begegnenden Weiber mit Heubündeln.

Zu S. 198. Eine derb deutliche Zeitbestimmung, wann für einen Jüngling die Zeit gekommen ist, „der Frauen im Bett zu dienen", gibt der folgende aus dem 15. Jahrhundert stammende Merkspruch, der sich in der schon einmal zitierten Weimarer Handschrift aufgeschrieben findet:

Item hernach steht geschrieben
Treu und verschwiegen
Der da hätt' ein Bett
Und dem das Ding steht,
Der soll kauffen ein pfennbert und Birn
Und soll den Zers stopfen in die Dirn.

In dem folgenden Sechszeiler „Von einem Meidlein", der ebenfalls aus dem 15. Jahrhunder stammt, bestimmt die Dirne diesen so wichtigen Termin selbst:

Ein Mägdlein zu ihr selber sprach,
Da sie ihr rauhes Ding ansah:
Siehe, liegst du da, und hast so schwarze Haar,
Fürwahr, lebst du noch ein Jahr,
Und ich bin dazu frisch und gesund,
Sollst du haben eine Pfeife in den Mund.

Zwei ebenfalls hierher gehörige Sprichwörter lauten: „Die Jungfrauen sind zeitig, wenn am Bauch der Rasen wächst" und „Jungfernfleisch ist kein Lagerobst". Weiter verweisen wir hier auch auf das weiter unten folgende Spiel „Der Witwe und Tochter Vasnacht", das denselben Gegenstand behandelt.

Zu S. 199. Einen treffenden Ausdruck für das Sehnen des jungen Mädchens, das nicht früh genug zum praktischen Minnedienst zugelassen werden kann, bietet auch das folgende gereimte Gespräch, das der schon weiter oben zitierten populären Liedersammlung „Das Venusgärtlein" entnommen ist:



55. Susanna und die beiden Greise. Holzschnitzerei in Buchsbaum

Gespräch zwischen einem Kavalier und einer Jungfrau und deren Mutter.

Kavalier.

Ach schöne Jungfrau halt' mir zu gut,
Warum ich Euch tu fragen:
Mit Fragen man nicht irren tut,
Ich bitt', Ihr wollt mir's recht zusagen,
Ob Ihr wollt sein die Liebste mein,
Mein Weiblein in mein Kämmerlein;
Ob Ihr's mit mir wollt wagen.

Jungfrau.

Eure Frag' hab ich vernommen wohl,
Kann drauf keine Antwort geben,
Daß ich sie Euch abschlagen soll,
Ist mir wahrlich nicht eben;
Ich will fragen die Mutter mein,
Und will sie nicht, so muß es sein;
Einen Mann muß sie mir geben.

Tochter.

Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Gute Zeitung tu ich Euch bringen,
Es hat mir ein wacker Knäbelein,
Tun in der Lieb gewinnen;
Er hat mich auch gesprochen an,
Ob ich ihn wollte haben zum Mann,
Ach Mutter, rate zu den Dingen.

Mutter.

Ach Tochter, ich glaub' du seist betört,
Mit einem Mann zu nehmen,
Hab ich doch all mein' Tage nicht gehört,
Ins Herz sollst du dich schämen,
Daß du so gerne hättest einen Mann,
Ja, wahrlich, den hättest du lang sollen han,
Für Gott ja, meinen Herren.

Tochter.

Ach liebe Mutter, sagt's mir recht
Wie könnt Ihr solches wehren,
So groß als Eure ist meine Mütz,
Darauf kann ich wohl schwören,
Und sind auch noch viel Jungfräulein,
Die als meine viel kleiner seyn,
Und tun doch Männer nehmen.

Mutter.

Ei, habe die Pocken und auch die Gicht,
Mit einem Mann zu walten,
Bist du keine fünfzehn Jahr noch nicht,
Willst solche Schanz aushalten;
Wenn du nun wärst die achtzehn Jahr,
So sag ich dir hiermit fürwahr,
Nicht länger aufzuhalten.

Tochter.

Ach achtzehn Jahr ist gar zu lang,
Ach Mutter tut ihr's bedenken,
Ihr macht mir doch so angst und bang
Und tut mein Herze kränken;
Waret Ihr doch noch nicht vierzehn Jahr,
Erstmal, da Eure Hochzeit war,
Ach Mutter, laßt Euch lenken.

Mutter.

Ihr jungen Schnappen, ihr wißt gar wohl.
Wenn ihr es nur wollt sagen,
Ich glaub, ihr seid gar Mannes voll;
Euch gehört darnach zu fragen,
Daß ich so jung nahm einen Mann?
Dasselbig wollt mein Vater han,
Ich durft's ihm nicht versagen —

Tochter.

Dieweil es denn Euch wohl bekommen ist,
In Euren jungen Jahren,
So saget mir doch zu dieser Frist,
Warum sollt' ich denn sparen?
Ich erkenne meine Zeit! und ist nicht weit,
Einen Mann zu nehmen, und das ist Zeit;
An mir ist nichts zu sparen.

Mutter.

Ach Tochter, lieber erwarte nur,
Vermelde achtzehn Jahr,
Alsdann so frei' du immerzu,
Und kein halb Jahr mehr warte.
Denn du kannst noch nicht kündig sein,
Was dir wohl mag gebühren, hinein
In eine große Haushaltung.

Tochter.

Ach Mutter, es sei Euch abgeschlagen,
Achtzehn Jahr die haben Sankt Felten,
Ich will nehmen, wer mich will han;
Will nicht achten Euer Schelten.
Sterb ich denn ein Jungfräulein rein,
Gibt es doch nicht die Gelegenheit mein,
Flederwisch wollen nicht mehr gelten.

Es gibt jedoch auch solche Mütter, die mit ihrer Tochter völlig einer und derselben Meinung sind, und es dieser gönnen, daß sie so früh als möglich ins Ehebett kommt. Dafür sei als Beleg die folgende Stelle aus dem Fastnachtsspiel „Eine Hochzeit zu machen" angeführt:

Geut, geh herfür und laß dich schauen,
Du vergest dich im wol zu einer Frauen,
Und könntst nit ebner sein mit fug;
Fud, Ars und Tutten hast du je genug.
Ich hab dich je mit Fleiß erzogen.



In Erwartung

Gemälde von N. Knupfer. Original in der Galerie Cook. 17. Jahrhundert

Beilage zu Eduard Fuchs, „Illustrierte Sittengeschichte“. Ergänzungsband *

Albert Langen, München



Weil der Sinn des jungen Mädchens in Wahrheit auf nichts so sehr gerichtet ist, als zum praktischen Minnedienst zugelassen zu werden, darum, so spottet der Volkswitz, ist auch der im letzten Augenblick auftauchende Widerstand einer Jungfrau, wenn sie von einem Manne wirklich bei Frau Venus zu Tische geführt wird, immer nur ein scheinbarer. In den Volksliedern aller Zungen ist dies ein beliebtes Motiv gewesen und nicht selten mit köstlichem Humor behandelt worden. Eine deutsche Probe dafür ist das heute noch im Volksmund fortlebende Lied „Das Bräutlein“.

Als ein Bräutgam die erste Nacht
Sein Bräutlein hat zu Bett gebracht,
Wollt er solch Scherzen treiben,
Wie an dem Ort gemein ist und gilt;
Das Bräutlein aber, ziemlich wild,
Sagt, er soll's lassen bleiben.

Er wußt aber bald Rat darzu,
Sprach, wann du förchst, daß dir's weh tu,
So sollst mich in Finger beißen,
Den ich hier leg in den Mund,
Darauf zu scherzen er bald begunnt,
Und tät sich baß befleißen.

Der Handel, da er war vollend,
Der Bräutgam fragt sein Bräutlein behend,
Sag mir mit gutem Gewissen.
Ob ich dir jetzt hab weh getan?
„O nein, sagt's, lieber Bräutigam,
Hab dich auch drum nicht bissen!“

Aus drei französischen Behandlungen desselben Motives wählen wir das folgende Gedicht aus dem 15. Jahrhundert, das eine andere, auch in Deutschland behandelte Variation darstellt:

Il est certain qu'un jour de la seponaine
M'est advenu tres merveilleuse chose:
Car j'estoye seul o la plus souveraine
Entre deux draps sentans lavende et rose,
Couché tout nu; mais quant je l'euz enclose
Entre mes bras, trop me fut chose amere
Quant elle me dit en langage par glose:
Tenez vous coy: j'appelleray ma mere.
Quant je l'ouys, moult fus esmerveillé
Que envers moy elle estoit sy sauvaige.
Riens ne me dist tant que je fus couché:
Advis m'estoit qu'elle faisoit la sage.
Mais j'apparceu pardessus son visage
Larmes courans en diverse maniere,



56. Verlobung. Symbolischer italienischer Kupferstich

Das lied/Ein maydlein an dem laden ſtund.



¶ Ein maydlein an dem laden ſtund/ es ſchrey vberlaut/ het ich ein jungen knaben/der mir die lauten ſchlůg/ vnd ein klaines geyglein mit jm trůg.

¶ Das erhôrt ein junger knab/ein waydellicher geſel/er ließ jm ein geygen machen/von ſilber vnd rotem gold/ O wee liebes maydlein wie bin ich dir ſo hold.

¶ Do das geyglein gemachet wardt/ do trat er der lieben für die thür/vnd biſt du feines lieb dinne/ſo trit zu mir her/für/O wee liebes maydlein wie gefal ich dir.

¶ Du gefelſt mir auß der maſſen wol/mit dir wil ich darvon/mit dir vber die hayde/meinen freünden zu ſpot vnnd layde/O wee liebes maydlein es wirdt dir layd.

¶ Do ſy vber die hayde kam/es daucht ſich můde/het ich vier Roß vnnd wagen/der mich ein klaine weyl trůge/O wee lieber Hanß wie bin ich ſo můde.

¶ Vier Roß vnd wagen vermag ich nit/ich vermag ein bettelſack/mag er dich gehelffen/ich henck dir jn an den halß/O wee liebes maydlein ſo hab dir das.

¶ Des bettelſacks des wil ich nit/ich bin kain bilgerin/ich bin eins Malers tôchterlein/dort niden an dem Rein/O wee lieber narr was wil ich dann dein.

¶ Do es an die klayder gieng/das maydlein trawret ſeer/ſo wil ichs meiner mutter ſagen/das ich hab verloren meineer/O wee liebe mutter ſo zürn nit ſo ſeer.

¶ Der vns das liedlein newes ſang/von newen geſungen hat/das hat gethan ein Salzburger Got geb jm ein fein 'ut jar/O wee liebes maydlein nym jn beym harr.

57. Volkslied. Fliegendes Blatt. 16. Jahrhundert

Disant tousjours tout bas en son langage:
Tenez vous coy: j'appelleray ma mere.

Quant mon voulloir fut fait et accomply,
Pour ceste heure fut la chose parfaicte.
J'en euz le cueur de grant joye remply:
Car je vy bien que la chose luy haicte.
Lors la baisay à sa doucle bouchette,
Dont en riant me faisoit bonne chere,
Et ne dist plus qu'en ce je me remecte:
Tenez vous coy, j'appelleray ma mere.

Prince d'amours, sy belle godinette,
Gente de corps, avecquez beau viaire,
Ne doibt pas dire, tant soit orguilleusette:
Tenez vous coy: j'appelleray ma mere.

Hierher gehört auch die folgende Fazetie des Poggio, die das Thema behandelt, daß der Appetit bei den jungen Frauen sehr rasch mit dem Essen kommt (Die Fazetien des Poggio, deutsch von Hanns Floerke, München Georg Müller 1906. S. 65).

Von Guglielmo, der einen ansehnlichen Penis hatte.

In unserer Stadt Terranuova lebte ein Zimmermann namens Guglielmo, der mit einem sehr umfänglichen Zeugungswerkzeuge ausgestattet war. Diesen Umstand vertraute seine Frau ihren Nachbarinnen an. Als sie gestorben war, führte der Zimmermann ein unschuldiges Mädchen, namens Antonia heim, das nach der Verlobung von den Nachbarinnen erfahren hatte, welch mächtige Waffe ihr Mann besitze. Als sie daher in der Brautnacht mit ihrem Gatten zusammenlag, bebte sie am ganzen Leibe und wollte seine Umarmung nicht dulden, geschweige denn ihn gewähren lassen. Endlich erfuhr der Mann, wovor das junge Ding Angst hatte; er tröstete sie und sagte, was sie gehört habe, sei wahr, er besitze aber deren zwei, einen kleinen und einen großen. „Um dir nicht weh zu tun, werde ich diese Nacht den kleinen benutzen, er wird dich nicht im geringsten stören; später wollen wir's dann, wenn du Lust hast, mit dem großen versuchen." Der jungen Frau war es recht, und sie gab sich ohne Klage und Schaden ihrem Manne hin. Nach Ablauf eines Monats, nachdem sie freier und kühner geworden war, bat sie ihren Mann unter Liebkosungen: „Lieber! möchtest du es jetzt nicht einmal mit dem großen Freund versuchen?" Da mußte der Mann, der beinahe so gut wie ein Esel ausgestattet war, über den guten Appetit seiner Frau von Herzen lachen. Er selbst war es, von dem ich diese Geschichte in einer Gesellschaft erzählen hörte.

Zu S. 203. Das Nürnberger Fastnachtspiel „Der Wittwen und Tochter Vasnacht" lautet in seinem ganzen Umfang:

Nun schweigt ein Weil und seid bei Witzen!
Hier wollen die Herrn einem Rat beisitzen.
Wer sich zu schicken hab, der kumm,
Er sei jung, alt, bös oder frumm.
Hie will man niemand nicht verschmähen
Und will getreulich in sein Sach sehen,
Die Schol er eim Burgermaister erzähln.
Er darf auch hie kainn fürsprechen wähln,
Sein Sach er selber mit Worten erklär.
Wer zu schicken hab, der tret zu her!

Die Witwe.

Herr der Burgermeister, nun hört mein Sach,
Damit ich mir selber Unfried mach!
Ich bin eine stolze Witwe geil
Und beut mein Fleisch den Mannen feil
Und wollt mir gern wieder nehmen einen Mann,
Daran mich niemand geirren kann;
Darzu find ich ihrer auch genung.
Nu han ich eine Tochter, die ist jung,
Die will neur vor mir ainn Mann haben
Und kann noch nicht zelten noch traben,
Und ist zu jung und mag nicht leiden.
Doch will ich sie nicht länger lan meiden,
Denn wenn ich mich mit eim Mann versorg,
Darnach sie mir nit länger borg.

Die Tochter.

Herr der Burgermeister, nun hört mich Maid!
Ich hab meiner Mutter viel für geleit,
Daß mich hat oft ein's Mann's gelüst'.
Wenn unser Knecht mich halset oder küßt,
Das durchging mir alle meine Glieder
Und wurd ganz fluck alls mein Gefieder.
Die Haut ist jung, sie ist aber zäh.
Ich mein, wenn heint ein solchs geschäh,
Daß ich mich zu eim Mann sollt legen,
Ich wollt mich also gen ihm regen,
Daß es kund' niemand unterstehen,
Es müßt der Fisch in die Reusen gehen.
Darum sollt ihr uns hie entscheiden
Und laßt ain Frag umbgehn uns beiden,
Welche am ersten soll zu der Ehe greifen.
Ich kann wohl tanzen nach Mannes Pfeifen.

Der Richter.

Ihr Herrn, ihr habt sie beid wohl vernommen
Warum sie für einen Rat sein kommen.
Die Mutter ist nach Mannen geitig.
Nun gebt ihnen beiden ein Unterschaid,
Welche an dem letzten beut,
Wann sie beid hätten gern Mann.
Herr Heinrich hebt am ersten an!

Der Erst Ratherr.

Ich sprich: Solln die Jungen wachsen und masten
So können sie nicht lang gefasten,
Als die Alten oft verziehen.
Hungert die Dirn ob ihren Knieen,
So soll man ihr vor geben einen jungen Gesellen,



58. Beilager und Einsegnung des Ehebettes

8*

Und der da hab einen guten Schnabel,
Der büßt ihres Hungers unter ihrem Nabel.

Der Ander Ratherr.

Ich hab vernommen ihr beider Begehr,
Die Mutter auch gern die erst wär'.
Man soll ausdreschen eine volle Garben
Und soll ein leere Schut lassen darben,
Wann eine volle Garb' gibt reichlich Korn,
An lerer Schut ist alls Dreschen verlor'n.
Den Sinn sollt ir also verstehen:
Die Tochter soll vor der Mutter gehen.

Der Dritt Ratherr.

Die Frau die ist an den Mann gewöhnt,
Darum sie sich hin wider sehnt;
Das schwächt ihr Fleisch und beschwert ihren Mut,
Wenn ihr der Nachthunger wehe tut;
Die Krankhait kann ihr nicht entfliehen,
Sie wird denn wieder an der Kurm ziehen,
Daran man Mannsdegen soll schleifen;
Die soll am ersten zu der Ehe greifen.

Der Vierd Ratherr.

Ich hab die Tochter wohl gemerkt;
Sie meint, ihr Leib sei also gestärkt,
Daß sie einem Jungen Kampfs genug will geben;
Sie hungert und dürstet nach ehelichem Leben;
Wann ein Pfund Mannsfleischs ihr viel lieber wär,
Denn edels Wildprets zehen Zentner schwer.
Darum wer ihr recht und wohl wöll tun,
Der geb ihr eine Wurst für ein Rebhuhn.

Der Fünft Ratherr.

Ist die Dirn lang gezöpft
Und hat im Busen wol geknöpft
Und hat einen rauhen Kampfkreiß,
Wenn das ihr Mutter an ihr weiß
So soll sie's halten wol in Hut;
Wenn ihr der Nachthunger wehe tut,
Das kann ihr niemand werden drat,
Denn einer, der ein Tuch vorn Augen hat.

Der Sechst Ratherr.

Ein Frau, die vor hat angebissen
Und wohl auch nein und ja kann wissen
Und große Lieb zu Mannen treit (trägt)
Und nie keim hat keinen Zug verseit (versagt)
Mit freundlichem Lachen, mit lieblichem an-schmutzen
Mit hübscher Geberd, mit freundlichem angutzen,
Wenn die Frau lang bleibt ohn einn Mann,
So ist sie mit Recht in Pabsts Bann.

Der Siebent Ratherr.

In geistlichen Rechten man das liest:
Ein junge Dirn, die zeitig ist,
Die sollen ihre Eltern nicht verkürzen,
Daß sie ihr Ehr nicht werd umstürzen.
Belangt sie zu spinnen an einer Stangen,
Da zwen Enspen anhangen,
So soll man sie nicht lang lassen beiten
Und lass' sie am Rücken lernen streiten.

Der Acht Ratherr.

Frau, habt Ihr uns verstanden recht,
So gebt Eur Tochter einem jungen Knecht,
Der wohl auf neuer Wiesen kann mähen.
Darnach Ihr Euch dann auch sollt versehen;
Nehmt einen, der einen starken Esel hat,
Wann auf Eur Wiesen viel Futters staht;
Darum Ihr einem Esel genug habt zu geben
Auß Eurem rauhen Futterkreben.

Der Neunt Ratherr.

Man soll die Tochter vor hin globen.
Ist Sach, daß sie hat einen Kloben,
Damit man Rotkröpf fangen kann,
So ist sie zeitig zu einem Mann.
Hat sie denn Brüstlein als die Birn
So kann man ihr nicht baß hofiern,
Man lehr' sie, daß sie ein Wurst verschlick,
Ein's Fingers lank, ein's Daumen dick.

Der Zehent Ratherr.

Ist nun die Tochter alt genug an Jahren
Und kann auch wohl freundlich gebahren,
Wenn sie denn übel hungert und durst't
Nach einer rohen, rauhen Wurst,
Wer will ihr darum übel sprechen?
Sie laß ihr in das Fleischgaden brechen,
Da man denn solch Würst einhenkt.
Der Nachthunger Jungfrauen und Frauen kränkt

Die Witwe.

Herr der Bürgermeister, ich dank euch allen.
Ihr habt uns beiden wohlgefallen
Und habt uns recht und wohl entscheiden.
Nun wil ich trachten umb einen Aiden (Eidam)
Und will meiner Tochter einen jungen Mann geben.
So weiß ich einen, der ist mir eben,
Den hab ich vor gehabt in Schlegen,
Den will ich an meinen Arm legen
Und will ihn kützeln unter den Üchsen,
So greift er mir zu der Pfefferpüchsen
Und zeigt mir dann sein heimlich Tück.
Wir fahren dahin, nun wünscht uns Glück!

Zu S. 204. Je reifer die Zeit wurde, also von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an, um so häufiger kam es auch zu einem prinzipiellen Protest gegen das Zölibat. In der zeitgenössischen Volksdichtung kam dies besonders charakteristisch in einer Reihe Klagelieder junger Klosterjungfrauen zum Ausdruck. Die folgenden



Eheliche Liebe

59. Symbolischer italienischer Kupferstich

beiden Gedichte sind in ihrem rührenden Empfinden, wie in der naiven Deutlichkeit des sinnlichen Verlangens, mit der sich eine zur Nonne bestimmte Jungfrau nach Aufnahme in einen anderen Orden, nämlich „den ehelichen", sehnte, interessante und besonders gute Beispiele.

Dem Ambraser Liederbuch entstammt:

Ein Klaglied einer jungen Klosterjungfrauen.

Ach Gott, wem soll ich's klagen,
Das heimlich Leiden mein,
Mein Herz will ganz verzagen,
Gefangen muß ich sein,
Ins Kloster bin ich gegeben,
In meinen jungen Jahren,
Darinne muß ich leben,
Kein Freud noch Lust darinne haben,
Das klag ich alles zwar.

Nun höret zu dieser Stunde,
Was ich euch sagen tu,
Verflucht sein all meine Freunde,
Die mich haben bracht darzu,
Daß ich mich soll wehren,
Des nit zu wehren ist,
Mein Gut tun sie verzehren,
Mein Seel höchlich beschweren,
Das klag ich vom Himmel Christ.

Ich weiß ein andern Orden,
In diesem bleib ich nit,
Ich bin des innen worden,
Es sein mir menschengedicht,
Damit ich bin verbunden,
Bis in das zwölfte Jahr,
Die Wahrheit hab ich gefunden,
Mein Strick sein aufgebunden,
Mein Andacht ist verloren gar.

Den Orden den ich meine,
Den hat Gott selbs gestifft,
Den ehelichen Stand alleine,
Als man find in der Schrifft,
Es ist nicht zu sein alleine,
Spricht Gott den Menschen zu gut,
Darumb schafft er noch einen,
Aus seinem Fleisch und Beinen,
Der ihm auch Hülffe tut.

Das war Adam und Eva,
Die Gott zusammen verpflicht,
Den Orden sollten sie halten,
Und den nicht machen zu nicht,
Ihr Brot im Schweiß erwerben,
Für ihrem Angesicht,
Sonst müßten sie beide sterben,
Und ewiglich verderben
Wohl in der Höllenpein.

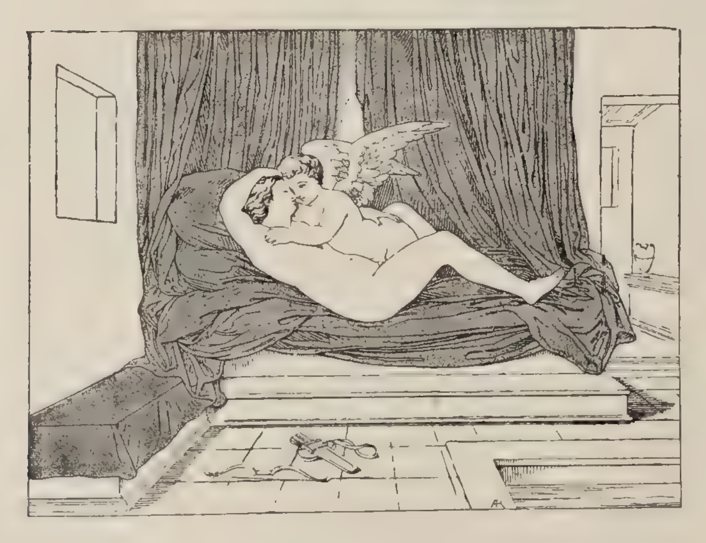
Dem „Venusgürtlein" entstammt:

Die weltliche Nonne.

Wie muß ich meine Zeit verschließen, ich armes Kind,
Ich muß von keinen Freuden wissen, die weltlich sind:
Wie lieber möcht' ich einen Knaben
Als eine graue Kappen haben.

Pfui diesem Kleid und Nonnenleben,
Hinweg mit dir, mir ist kein Nonnenfleisch gegeben.
Ist niemand hier, der mich aus diesem Joch ausspannt
Und meinen frischen Leib bemannt?
Man hat mich jung hieher getrieben, war so schlecht,
Daß ich nicht wußte, was das Lieben, was link, was recht:
Nun mich die Jahre mannbar machen,
Gedenk ich auch an Mannessachen.

Mein Denken ist in eine Orden, da man sich küßt,
Ich bin der Nonnen müde worden, dann mich gelüst:
Ein Weib kann Gott so wohl gefallen,
Als nun aller Nonnenpsalter lallen.



60. Amor und Psyche. Kupferstich von A. Reveil nach einem Gemälde von Raphael



61. Liebesnacht. Kupferstich

Hierher gehört auch der folgende derbe Volksspruch: „Wer gar übel zu einer Nonne taugt“:

Item welche Frau da gern am Rücken leyt (liegt)
So man ihr etwas in Beuttel geyt (gibt),
Und ihr gern in den Busen läßt tasten
Und gern tanzt und nit mag fasten,
Und sich des Morgens gar kaum aufdehnt
Und sich albei ein gut Wein hat gewöhnt,
Und nie kein Mangel hat gewunnen,
Die Frau taug gar übel zu ein Nunnen.

Zu S. 206—207. Ein anderer häufiger Gegenstand der Satire ist auch die Abfuhr, die sich alte Männer bei der Werbung um die Hand einer Jungfrau holen. Die Jungfrau, die in der Ehe vor allem die Erfüllung ihrer sinnlichen Begierden erwartet und darauf mehr sieht, als auf Reichtum, weiß, daß solchem Begehren nur ein rüstiger Jüngling richtig Genüge tun kann.

Eine Probe hierfür ist das folgende „Gespräch zwischen einem Alten und einer Jungfrau“:



Das geile Bauernpaar

62. Kupferstich von Martin Treu

Alter.
Ei, Mägdlein, darf ich's wagen,
Euch was ins Ohr zu sagen?
Beliebt auch einer Euch,
Der etwas zwar betaget,
Doch keine Schwachheit klaget,
Gold-, Geld- und Güterreich?

Jungfer.
Eh' müßt' es Perlen schneien,
Als daß ich sollt' jetzt freien,
In meiner Jugendblüt'!
Es ist von meinen Paten
Der Mutter so geraten!
Daß ich ins Kloster zieh.

Alter.
O! laßt Euch nicht bereden,
Daß Ihr in solchen Öden
Wollt eine Nonne sein:
Es ist ein besser Leben,
Sich in den Ehstand geben,
Als wohnen so allein.

Jungfer.
Ich muß der Mutter Willen
So dieses Mal erfüllen:
Doch hat sie mich vertröst:
Ich würde noch wohl heuer,
Durch einen jungen Freier,
Bald wieder draus erlöst.

Alter.
O! ist es so beschlossen,
So sind es lahme Possen;
Ich hoff, Ihr werdet mich
Für ihnen anzunehmen,
Euch leichtlich noch bequemen,
Und lieben festiglich.

Jungfer.
Wie mich die Mutter lehret,
Das habt Ihr wohl gehöret,
Bis Gott durch guten Rat
Mir einen Junggesellen
Wird an die Seite stellen,
Zur schönen Liebessaat.

Alter.
Bin ich doch nicht betaget,
Daß Ihr darüber klaget,
So hab' ich auch noch Geld,
Euch schöne zu bekleiden,
In Sammet oder Seiden,
Wie es nur Euch gefällt.

Jungfer.
Daß Ihr seid alt von Jahren,
Sieht man an Euren Haaren,
Die sind ja taubenweiß:
Geld machet niemand lieben,
Ich lasse nicht betrüben
Mich einen alten Greis.

Alter.
Arabische Dukaten,
So mir gar wohl geraten,
Die krieget Ihr allein:
Meine Acker, Wiesen, Felder,
Mein Silber, Perlen, Gelder,
Soll alles Euer sein.

Jungfer.
Was frag' ich viel nach Reichen!
Ich hoffe meinesgleichen,
Der vollen Jugend Grün:
Ein Alter ist ein Kalter
Und mürrischer Verwalter:
Ich will ins Kloster ziehn.

Alter.
Ich mein' in solche Klöster,
Da junge Nonnentröster,
Den Mägdlein warten auf:
Das schmecket ihnen süßer,
Wenn solche Nonnenbüsser,
Anbieten frischen Kauf.

Jungfer.
Die hübsch und jung von Jahren,
Sieht man zugleich sich paaren:
Die Liebe sich vergleicht;
Und läßt mit alten Bohnen,
Mitnichten sie belohnen,
Denn Jung vom Alter weicht.

Auch die Schilderung des Sträubens der Tochter, die von ihrer Mutter einem Greis zur Frau gegeben werden soll, gehört hierher. Ein Beispiel dafür ist: „Ein





Liebesg

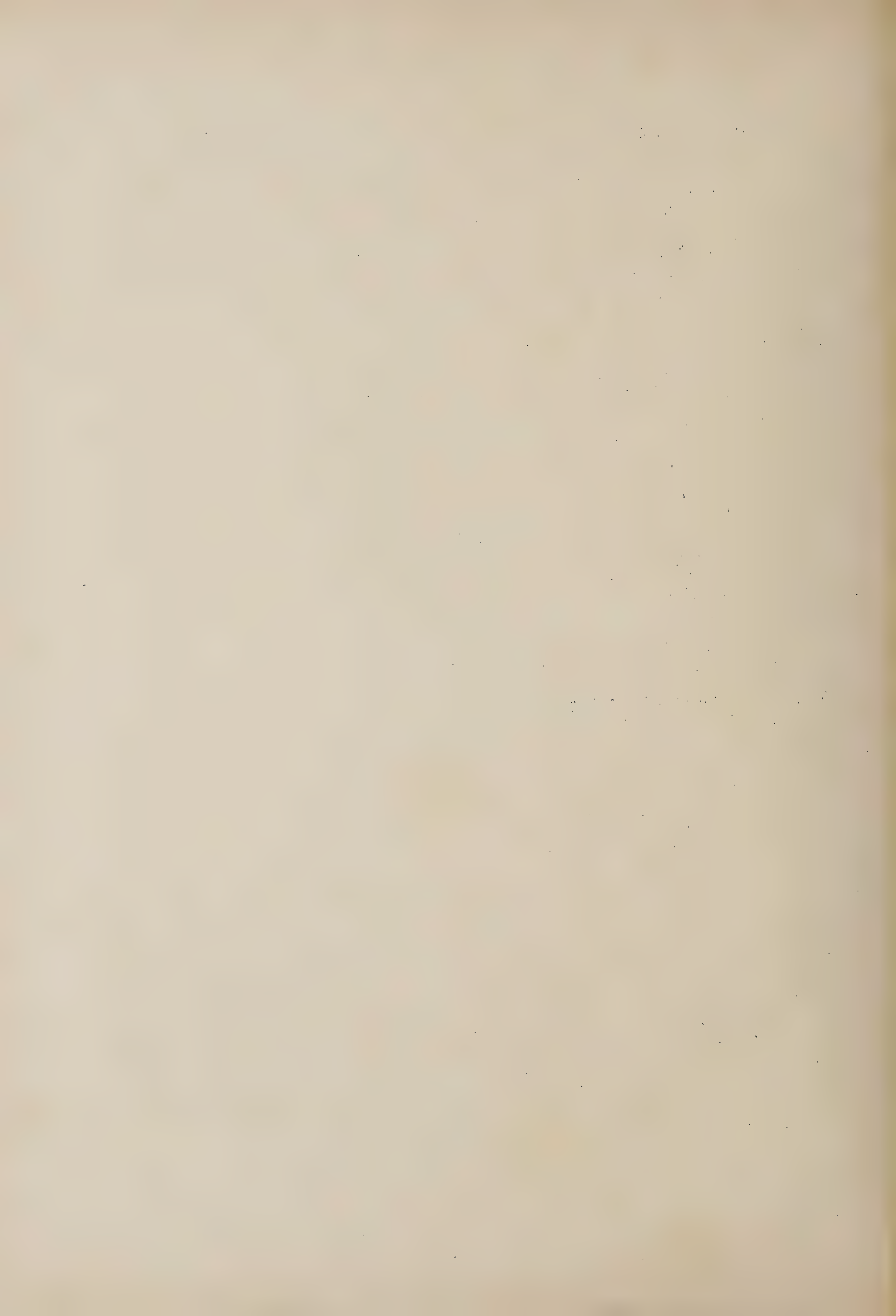
Farbiger Holzschni



ändel

von H. S. Beham

Albert Langen, München



lustiges Gespräch zwischen Mutter und Tochter“, das übrigens mit derselben Pointe ausklingt wie das oben zitierte Stück „Der Witwe und Tochter Fastnacht“: wenn die Mutter einen Jungen wüßt', nähm' sie ihn zuerst für sich, denn „alte Ziegen lecken auch gerne Salz“:

Mutter.
Frisch auf, herzliebstes Töchterlein,
Und hab einen guten Mut;
Über acht Tagen sollst du ein Bräutlein sein.

Tochter.
Ach Mutter, und das ist gut,
Zum Handel bin ich willig und bereit,
Nach einem Mann verlangt mich sehr,
Allein zu schlafen bringt keine Freud,
Machet wenigen Mägdlein eine lange Zeit,
Darum gebet ihn immer her.

Mutter.
Also mein Kind, gehorch mir fein,
Was ich dir heiß', das tu;
So wirst du im Ehstand glücklich sein,
Haben darin Freude und Ruh.

Tochter.
Das tu ich ja mit ganzem Fleiß,
Bin auch gehorsam allezeit,
Wenn ich nur Euren Willen weiß.
Gebet mir zwei; auf Euer Geheiß
Ich nehme sie alle beid.

Mutter.
Meine Tochter, zwei bekommst du nicht,
Schlag dir es aus dem Sinn.

Tochter.
So gebet mir einen daran mir genügt,
Weil ich nun mannbar bin.

Mutter.
Kennst du nicht Doktor gratias?

Tochter.
Den alten Bösewicht.

Mutter.
Halts Maul, er ist ein reicher Mann.

Tochter.
Nein Mutter, ich muß einen Jungen han;
Den Alten hole die Gicht.

Mutter.
Auch kann er künstlich Zähne ausbrechen,
Setzt neue anstatt in den Mund.

Tochter.
Viel meisterlicher kann er Augen ausstechen,
Macht Hörende taub zur Stund.

Mutter.
Deine Schelmerei lass', es wird reuen dich,
So du den Mann schlägst aus.

Tochter.
Nimmermehr überredet Ihr mich,
Daß ich soll leben ewiglich,
Mit einem alten Kreutzer im Haus.

Mutter.
Wäre ich als du, und stünd' es bei mir —
Von ihm ließ ich nicht fern.

Tochter.
Hätt' ich Euern Sinn, wär' ich so alt wie Ihr,
So täte ich's auch gern.
Weil aber ich bin jung von Jahren,
Ist mein Sinn darhin gericht,
Helft mir derwegen zum jungen Knaben;
Ihr beide seid nun grau von Haaren,
Nehmt Ihr ihn, ich mag ihn nicht.

Mutter.
Willst du nicht, so mußt du, merk dir eben,
Dein naseweis' Maul halt zu,
Oder ich will dich in ein Kloster geben,
Vermählen einen hölzern' Mann.

Tochter.
Hoho, mit diesem Narrengedicht,
Bringt Ihr mich nicht an den Tanz,
Nonnenfleisch ist mir wachsen nicht,
Kein Alter mir auch Freud' anricht',
Ein junger gewinnt die Schanz'.



Liebespaare im Garten

63. Kupferstich von H. S. Beham. 1546. (Vergl. auch die farbige Beilage.)



Edelfrau und Junker

64. Kalendervignette

Mutter.

So höre ich wohl, ein' Gesellen nähmst du,
Wenn er wäre fromm von Ehren,
Jungfräulein schön, und sitzen dabei.

Tochter.

Ach freilich von Herzen gern.

Mutter.

Meinst du wohl, wenn solch einen wüßte ich,
Ich wollte dir ihn hangen an den Hals?
Wahrlich, er sollte dich drücken nicht,
Ich wollt' ihn selbst behalten für mich,
Alte Ziegen lecken auch gerne Salz.

Zu S. 208–211. Über das Thema „Wieviel Gänge eine Frau bei der Liebesmahlzeit zu fordern das Recht hat", also das, was das richtige Maß, was zu wenig und was zu viel in der Liebe ist, existiert in der Renaissance sozusagen eine ganze Literatur.

Wir können daher auch hier zur Erläuterung des im Hauptwerk Gesagten aus den verschiedenen Sprachen, Gebieten und Formen, in denen dieser Gegenstand behandelt wurde, nur einige besonders klassische Beispiele vorführen.

Daß der im Hauptwerk zitierte Luthersche Spruch tatsächlich eine bescheidene Forderung enthält, belegen vor allem zahlreiche Merkreime und Gedichte, die wesentlich höher hinaus in ihren Forderungen gehen. So findet sich in den Epigrammen von Clement Marot das folgende Stück (a. a. O. Nr. II):

Vom Liebesspiel.

Ein einziger Gang — damit fängt man nicht an,
Das ist nur Sitte bei dem kranken Mann.

Zwei gute Nummern geziemen dem Philister —
Gesund und satt und auch genügsam ist er.

Der Lebemann geht niemals über drei,
Vier macht der Mönch, auch fünf stehn ihm noch [frei.

Sechs oder sieben ist nicht mehr das Ziel
Des Ehrenmanns: Ein Reitknecht macht soviel!

In Deutschland macht man in dieser Frage keine solchen Unterschiede wie die Franzosen, sondern meint: was hierin dem Fuhrmann zur Tugend gereicht, ist auch dem Edelmann ein Ruhm. Und darum kennt alle Welt in dieser Frage nur einen Wahlspruch: je öfter, desto besser. Ein solcher Spruch, in dem dies mit klaren Zahlen zum Ausdruck kommt, ist der folgende:

Das Liebeseinmaleins.

Einmal ist eine Ehr',
Zweimal ist nicht zu sehr . . .
Dreimal ist nicht aus der Weis',
Viermal ist der Jungfrauen Speis',
Fünfmal tut es nicht wehe,
Sechsmal behält die Ehe.
Siebenmal ist eben gerecht,
Achtmal tät's meines Vaters Knecht.
Neunmal dünket es den Frauen gut,
Ein Joseph, der's nicht zehnmal tut.
Und wer's zum elftenmal nicht kann,
Der stoß' zum zwölftenmal die Nase dran.



Der Knecht in der Magdkammer

65. Kalendervignette

Dieser Spruch war anscheinend stark im Volksmunde verbreitet, denn er wurde auch einigemal illustriert (Bild 77).



Illustration zu den erotischen Rittergeschichten des Amadis de Gaule

66. Französischer Holzschnitt

In dem altdeutschen Roman Ruodlieb begehrt ein Mann als Preis für versprochene Kuppeldienste von einer jungen Bäuerin, daß er sie in der kommenden Nacht dreimal umarmen dürfe. (Ter mihi succumbas in mercedem volo laudes.) Darauf wird ihm von der liebeshungrigen Schönen, die an seiner kräftigen Statur Geschmack gefunden hat, die Antwort zuteil: „Kannst du zehnmal, so tu's, sagte sie, oder so oft du magst (Si decies possis fac, inquit, vel quotiens vis)."

Auch den Gegenstand von gewissenhaften juristischen Diskussionen gelehrter Körperschaften soll diese Frage mehrfach gebildet haben.

Nach einer Notiz von Montaigne (Essay, Livre III, Cap. V) bezeichnete die Königin von Navarra, angeblich auf Grund einer eingehenden Besprechung mit ihren Räten und im Anschluß an die Beschwerde einer Frau über die zu starken Liebesbedürfnisse ihres Gatten eine sechsmalige tägliche Umarmung als das Maß in der Liebe zwischen Ehegatten. Die betreffende Stelle lautet:

„ . . . . . différend advenu a Cataloigne entre une femme se plaignant des efforts trop assiduels de son mary, non tant, a mon advis, qu'elle en feust incommodée (car je ne crois les miracles, qu'en foy), comme pour retrencher, soubs ce prétexte, et brider en ce mesme, qui est l'action fondamentale du mariage, l'auctorité des marys envers leurs femmes, et pour montrer, que leurs herynes et leur malignité passent oultre la couche nuptiale et foulent aux pieds les graces et doulceurs mêmes de Venus; à laquelle plaincte le mary respondoit, homme vrayment brutal et desnaturé, qu'aux iours même de ieune il ne s'en sçauroit passer à moins de dix; intervint ce notable arrest de la royne d'Aragon, par lequel, après meure délibération en conseil, cette bonne royne, pour donner règle et exemple, à tout temps de la modération et modestie requise en un iuste mariage, ordonna, pour bornes légitimes et nécessaires, le nombre de six par iour, relaschant et quittant

9*

beaucoup de besoin et désir de son sexe, pour establir, disait elle, une forme aysée et par consequent permanente et immuable: en quoy s'escrient les docteurs. Quel doibt être l'appetit et la concupiscence feminine, puisque leur raiçon, leur réformation et leur vertu se taille à ce pri . . ."

Brantôme kennt diese angebliche Verfügung auch, aber er schreibt sie dem König Alfons von Aragon zu. Er berichtet (a. a. O. S. 369):

Eines Tages, als der große Alfons, König von Aragon, seinen Eingang in Saragossa hielt, warf sich dem König eine Frau zu Füßen und flehte um Gerechtigkeit. Da der König sie anhören wollte, bat sie ihn allein sprechen zu dürfen, was er gewährte. Nun beklagte sie sich, daß ihr Mann ihr keine Ruhe lasse und sie zweiunddreißigmal bei Tage wie bei Nacht beanspruche. Der König ließ den Mann holen und erfuhr die Bestätigung der Wahrheit. Über den Fall berief seine Majestät den Rat und entschied, daß der Mann sie nur sechsmal berühren solle. Er wunderte sich sehr, wie er sagte, sowohl über die große Hitze und Fähigkeit dieses Mannes, wie über die große Kälte und Enthaltsamkeit dieser Frau.

Aber viel häufiger wird doch die Frau als der anspruchsvollere Teil in der Liebe geschildert. Auf einem Buchdeckel aus dem 15. Jahrhundert fand J. Scheible den folgenden Spruch, den er im dritten Band des „Schaltjahr" (S. 334) abdruckt:

Das beste Lassen g'schicht im Bett,
Sie tut, als wann's das Fieber hätt,
Das machte der gefierdte Schein,
Sie sprach: ach lieber neunmal neun,
Der Bader soll die Weinsupp haben,
Damit er sich kann wieder laben
Und sein Lanzeten nehm'n in acht,
Damit er mich oft lustig macht.

Denselben Gegenstand behandelt Clement Marot mit einer später oft variierten Pointe in dem folgenden humoristisch-satirischen Achtzeiler (a. a. O. Nr. XXX):

„Ach!" sprach er, „wie viele Schulden
Macht man um der Liebsten Schoß!
Glaubt mir, Süße, jeder Stoß
Kostet mich zwei blanke Gulden."
Ei, da fuhr sie zornig los:
„Euer Hirn ist eingerostet,
Stoßt doch so oft, daß der Stoß
Euch nur einen Heller kostet!"

Nirgends ist die Frau so rasch bereit Schulden heimzuzahlen und Revanche zu geben, als wie bei diesem Geschäft, sagt der Volksmund und kleidete es in dementsprechende Sprichwörter: „Wie du mir, so ich dir! sagte die Frau zum Manne in der Brautnacht", oder: „Nun bin ich an der Reihe, sagte die Frau zu ihrem Manne, nachdem er sie dreimal umarmt hatte und schlafen wollte."

Wenn der Mann sich wirklich rüstig auf dem Schlachtfeld der Liebe getummelt hat, so verfehlt die Frau niemals, gegenüber seinen Konstatierungen einschränkend auch auf ihren Anteil hinzuweisen. Clement Marot macht dies zum Gegenstand eines lustigen Gedichtchens „Nach der Hochzeit" (a. a. O. Nr. XLIV):

Am Morgen nach der Hochzeit sah man nach,
Ob nicht vielleicht die Frau gestorben wäre,
Und ob der Gatte seiner Pflicht entsprach . . .
Natürlich — der sagt ja und ruft zum Zeugnis her
Sein junges Weib, ob er nicht tüchtig sei.
Er bittet sie: „Der Wahrheit gib die Ehr'!
Sechs gute Nummerchen! Was will man mehr?"
„Sechs", sagt sie, „doch ich machte davon drei!"

Eine weitere Anschauung ist die, daß eine Frau angeblich niemals so krank ist, um nicht zum Venusdienst geneigt und fähig zu sein. So spottet Poggio in dem Schwank „Von einem Manne, der seine kranke Frau um Verzeihung bat" („Die Fazetien des Poggio" deutsch von Hanns Floerke, München 1906, S. 47):

Ein Mann tröstete seine sterbenskranke Frau und erinnerte sie daran, daß er sich stets als guter Gatte gezeigt, und bat sie um Verzeihung, falls er ihr jemals etwas Übles zugefügt haben



67. Susanne und die beiden Greise. Gemälde von Tintoretto. Original staatl. Gemäldegalerie Wien

sollte; er hob ferner hervor, daß er neben den anderen ehelichen Pflichten niemals jene des Beilagers vernachlässigt habe, außer in den Zeiten, da sie krank war, um sie dadurch nicht zu ermüden. Da nahm die Frau, so krank sie war, ihre letzte Kraft zusammen und rief: „Wahrlich, das werde ich dir nie verzeihen; denn niemals war ich so krank und schwach, daß ich nicht bequem hätte auf dem Rücken liegen können." Mögen sich die Männer daher so verhalten, daß sie niemals ihre Frauen für etwas Derartiges um Verzeihung zu bitten brauchen, sie könnte ihnen — und mit Recht — verweigert werden.

Schließlich soll es auch kein verläßlicheres Heilmittel bei der Krankheit einer Frau geben, und wäre diese Krankheit noch so gefährlich, als die Freuden der Venus; dadurch vermöge man sie oft noch im letzten Augenblick dem sonst sicheren Tod zu entreißen. Auch für dies führt Poggio ein Beispiel an (a. a. O. S. 115):

Von einem Manne, der seine kranke Frau beschlief, die darauf gesundete.

„Als wir so beim Plaudern waren, erzählte ein anderer etwas Ähnliches, das einem seiner Landsleute in Valencia passiert war. Ein junges Mädchen hatte einen ganz jungen Notar geheiratet. Nicht lange nach der Hochzeit verfiel sie in eine schwere Krankheit, so daß alle glaubten, sie würde sterben; denn schon ähnelte das junge Weib, das die Sprache verloren hatte und mit geschlossenen Augen regungslos dalag, einer Toten, und hatten die Ärzte alle Hoffnung auf ihre Wiederherstellung aufgegeben. Der Notar war verzweifelt, daß sein Weib, das er noch wenig genossen hatte und das er, wie man sich denken kann, über die Maßen liebte, ihm entrissen werden sollte. Er beschloß daher, seine Frau, bevor sie ihren Geist aufgebe, noch einmal zu beschlafen. Und nachdem er alle Anwesenden (unter dem Vorgeben, ich weiß nicht welchen geheimen Vorhabens) fortgeschickt hatte, übermannte er sein Weib. Sofort begann sie, gleich als wenn ihr Mann ihrem Körper neue Kraft eingeflößt hätte, wieder zu atmen und bald darauf mit halb offenen Augen zu sprechen und mit sanfter Stimme ihren Gatten beim Namen zu rufen. Voll Freude fragte dieser, was sie wolle. Sie begehrte zu trinken, und nachdem man ihr dann noch Speise gereicht hatte, wurde sie wieder gesund. Dieser Erfolg war der Ausübung der Gattenrechte auf Rechnung zu setzen. Daraus kann man schließen, daß dieses Mittel bei den Krankheiten der Weiber von höchstem Werte ist."

Die Charakteristik der weiblichen Unersättlichkeit im Liebesgenuß wird sehr häufig auch im Gewande des Motivs der Naivität vorgeführt. Der Verführer umkleidet sein Tun auf pfiffige Weise durch irgend eine harmlose Vorspiegelung, und das ebenso harmlose Kind, das sich nichts Schlechtes dabei denkt, kann dann nie genug von dem amüsanten Spiel bekommen. Oder ein Heuchler beweist einem frommen oder unschuldigen Kinde, daß es sich bei der Erfüllung seiner Wünsche nur um die Ausübung eines frommen gottgefälligen Werkes handle. Das fromme Geschöpf, das von der Wahrheit der Worte seines Verführers überzeugt ist, hält es dann für seine Pflicht, das gottgefällige Werk immer von neuem wieder aufzunehmen und keine Stunde zu rasten bei diesem, ihr nebenbei sehr sympathischen Gottesdienst.

Für das erste Motiv kann als eine der bezeichnendsten Bearbeitungen „Die Nencia von Prato oder die Feile", ein anonymer italienischer Schwank aus dem 15. Jahrhundert gelten, der das Thema in der denkbar größten Breite behandelt, für das zweite des Boccaccio Erzählung „Alibech in der Thebaide". Wir lassen beide Stücke hier folgen, und außerdem vom ersten Schwank eine deutsche Variation aus Valentin Schumanns „Nachtbüchlein" (1559), die erweist, daß fast alle derartigen Motive internationales Gut sind oder wurden.

Die Nencia geben wir nach der Übersetzung von Jakob Ulrich (Volkstümliche Dichtungen der Italiener, Leipzig 1906, S. 82 und flg.):

Geweihtester Apollo, o helles Licht, o lebendiges Beispiel der heiligen Dreieinigkeit; heller warmer Glanz, welcher auf Erden Früchte aller Art hervorbringt, bitte, sei du mein Führer und Leiter nicht auf meine Bitten hin, sondern durch deine Güte, und nähre mich so mit deinem Lichte, daß ich diesem erlauchten Publikum einen Spaß erzählen kann. Nicht viele Jahre sind es her, da war in Prato eine Frau, die vor kurzem Witwe geworden war, und wie es das Mißgeschick wollte, überfielen die Geburtswehen ihre Nachbarin, die nebenan wohnte, und niemand war dort, der ihr hätte beistehen können, und so eilte die Nachbarin zu Hilfe, wobei sie ihr Töchterlein allein ließ. Und kaum war sie dort angekommen, als die Wöchnerin unter großem Geschrei eines schönen Knäbleins genas, das die Witwe aufhob, wusch und salbte. Unterdessen kam der ganze Schwarm der Weiber an, und die Witwe kehrte in ihr Haus zurück, wo sie ihr Töchterchen in Tränen aufgelöst fand. Das Mädchen hatte die Schreie gehört und weinte und zitterte vor Angst, und es war ganz bleich geworden, wie ein einfältig und unerfahrenes Ding, das es war. Die Mutter sagte: „Mein süßes Leben, was hast du, daß du so traurig bist?" Die Tochter sprach mit verständigen Worten: „Wer war die, welche so schrie?" Die Mutter antwortete ihr: „Die Frau Soundso schrie beim Gebären." Die Tochter sprach: „Wer hat ihr denn so weh getan?" Die Mutter erwiderte: „Der Schweif ihres Gatten." „Ach", sagte das einfältige Mädchen, „was für ein viehisches Ding! Nie soll mich ein Gelüste darnach ankommen! Mutter, wer hören will, der höre! Einen Mann, der einen Schweif hat, werde ich nie zum Gatten nehmen."

Die Frau lachte über diese Worte und in Frieden lebten sie so manches Jahr dahin, und die Tochter glich, wohl mit Kleidern angetan, einer Sonne. Die Mutter wollte sie durchaus verheiraten, damit Welt und Zeit ihr keine Täuschung bereiteten, und vielen Ehevermittlern teilte sie ihre Absicht mit für den Fall, daß sie eine gute Partie darböte. Es vergingen nicht viele Tage, und einer der Vermittler fand viele geeignete Partien für sie, unter andern einen jungen Mann, der einem Engel ohne Flügel glich, von dem sie mit der Tochter viel sprach. Die Frau, die nicht auf der Kopf gefallen war, sagte: „Ich nähme ihn," und sie fragte die Tochter, ob sie ihn wolle. Die antwortete kurz: „Sagt mir, Mama, hat dieser einen Schweif?" Die Mutter sprach: „Gott mag dir Übles schicken! Mach, daß ich nicht mehr solche Worte höre. Nimmt man einen Mann, der keinen Schweif hat?" Das Mädchen sprach: „Merk dir für alle Fälle, daß ich mit den Schwänzen nichts zu tun haben will!" So findet sie keinen Gatten, der ihr gefällt, und die Mutter weiß nicht, was sie machen soll.

Die Geschichte sprach sich im Lande herum, Nencia wollte bloß einen zum Gatten, der keinen Schwanz habe, und dieses Gerücht wird immer hartnäckiger. Die Mutter sucht ihr die Grillen zu vertreiben und haut sie auf Stellen, die wenig empfindlich sind. Ein geriebener junger Bursche hörte von dem Fall; vernehmt nun, was er anstellte! Der junge Mann lebte eher in dürftigen Verhältnissen, stammte aber aus guter Familie und war als Kaufmann geschätzt. Die Not



68. Susanne und die beiden Greise

machte ihn erfinderisch und er bedachte, er würde einiges Geld bekommen, wenn er der Gatte der Nencia würde, denn ein paar hundert Dukaten besitzt sie als Mitgift und außerdem ist sie gut gekleidet. Der Kaufmann sagte sich also: Ich werde kein schlechtes Leben führen. Und der besagte kaufte sich ein Eselein und schnitt ihm den Schwanz ab; dann schaffte er sich allerhand Waren an, mit denen man Handel treibt. Der gute Kaufmann, der Kopf und Hirn hat, zog nun durch jene Straße, und rief mit lauter Stimme, daß die Nencia es hörte: „Wer will von uns Ware ohne den Schwanz kaufen? Kommt heraus, ihr schönen Mägdlein, wenn ihr etwas kaufen wollt; ich will euch gern befriedigen." Die Nencia, die ihn so reden hörte, sagte zu der Mutter: „Nun kannst du deinen Zweck erreichen, wenn du mich mit diesem verheiraten willst, denn er hat keinen Schweif und der Esel, wie du siehst, ebenso wenig." Die Mutter antwortete: „Wenn du ihn willst, will ich ihn dir geben," und so tat sie wirklich. Als die Hochzeit im Hause der Mutter stattgefunden hatte, führte der Gatte sein Weib nach Hause, in freundlicher Weise und mit fröhlichen Worten, um ihr das Gefäß mit gutem Trank zu füllen. Und wie es Gott, unserm gütigen Vater, gefiel, blieb die Gattin mit dem Gatten allein dort zurück, und sie legte sich mit ihm, der mit einem guten Werkzeug versehen war, ins Bett. Der Gatte, der Lapo hieß, fuhr ihr mit der Hand über den weißen Busen und berührte ihr die Brüste, die zwei Äpfeln glichen, die man gerne betastet. Nun hört, o Publikum, wie Herr Pimpel sich hochmütig, zornig und stolz zum Schleifen erhob, kräftig und fest wie er war. Als der Gatte fühlte, daß er aufgeweckt war, nahm er seine teure Gattin bei der Hand, die er sachte über seine Brust führt und streichelt, um ihre Lust zu entzünden. Sie fand den Schweif, der einem Wickelkinde glich, und zog sofort die Hand zurück, indem sie sagte: „Was ist denn das, Lapo, was du hier ohne Mütze auf dem Kopfe hast?" Der gute Gatte antwortete ihr in wohlgesetzten Worten: „Meine liebe Nencia, fürchte dich nicht, denn das was du gefunden, ist eine Feile, welche mir mein Gevatter geliehen hat; sie ist fruchtbringend, süß, wertvoll und geschätzt, und besser als sie scheint." Da packte die Frau sie beim Schopfe und fragte: „Lapo, was macht man damit?" Lapo antwortete: „Man feilt damit." Die Nencia spricht: „Nimm sie und feile ein wenig." Da nähert sich der Gatte der Gattin und fängt frisch und froh zu feilen an mit der Feile, die ganz in Ordnung war und die durch das Werg fuhr, das hart neben dem Feuer lag. Mächtig feilte er das erstemal, wie die Esel im Wonnemonat tun. Und so gut gefiel den beiden das Feilen, daß die Mühle in vollem Laufe war. Die Nencia sagte: „So wahr dir Gott den heiligen Frieden geben mag, mein süßer Lapo, feile noch einmal! Sicherlich ist diese Feile echt. Ach, mach doch, daß sie niemand nimmt!" Und so scherzte sie mit dem Gatten und ließ ihn zum dritten Male feilen. Und mit dem dritten Male war sie noch nicht zufrieden, denn von neuem hieß sie ihn die Feile anwenden. Und Lapo hilft sich mit Ausflüchten: „Ich möchte nicht, daß sie in Stücke ginge. Du glaubst wohl, sie sei dreißig Soldi wert. Was meinst du wohl, Nencia, was die kostete? Die Feilen zu durchlochen wurde mit Gold aufgewogen!" Die Nencia sprach: „Mein teurer Gatte, das soll dich nicht am Feilen hindern; denn ich künde und verspreche dir, meiner Mutter will ich die nötigen Dukaten stehlen und für alles ein Mittel finden. Sag, wem gehört sie?" „Einem meiner Gevatter, dem ich sie zurückgeben will, denn das ist die Pflicht eines ehrlichen Mannes, und er leiht sie mir immer, wenn ich sie nötig habe." „Tu das ja nicht, gib sie ihm um keinen Preis zurück. Morgen gehe ich zu meiner Mutter; sie hat eine Kassette in einer Wiege, in dem die Dukaten liegen, die ich nehmen werde. Männchen, spiele noch einmal mit mir, denn was ich dir verspreche, halte ich. Hab keine Angst, mein Gatte, feile, feile; es scheint mir, sie hat oben guten Stahl." Die ganze Nacht bis zum hellen Morgen erquickte sie sich an der Feile. Mit Worten und Taten drängte sie Lapo zu der Arbeit mit der Feile. Als die Sonne schon hoch am Himmel stand, zögerte die Nencia nicht länger; nach dem Hause ihrer Mutter begab sie sich, um ihr mit irgend einer Lüge ihr Geld zu entlocken. Als sie beim Hause der Mutter war, erschien diese auf ihr Klopfen hin. Sie ging die Stufen hinauf und ging der Mutter entgegen, nachdem sie im Wohnzimmer stand. Die Mutter sagte: „Jesus, steh uns bei! Was soll das heißen?" und fast fiel sie in Ohnmacht. „Was willst du hier, liebe Tochter? Bist du verrückt, daß du so allein hierher kommst?" Die junge Frau antwortete der Mutter: „Ich bin gekommen, dir einen kleinen Besuch zu machen; es scheint mir eine Ewigkeit her, daß ich dich nicht gesehen habe; ich will dir einen Kuß geben. Bitte, erschrick nicht, Gott steh dir bei; gleich geh ich weg, erhol dich doch; hör doch mit dem Weinen auf, denn ich kehre zu meinem lieben Manne zurück." Als die gute Mutter sie reden hörte, faßte sie sich schnell und es schien, als freue sie sich nicht wenig; sie lobte es sehr und ermahnte sie auch, daß sie zu Lapo zurückkehren wolle, und sagte zu dieser, sie wolle mit ihr kommen, denn sie war immer noch besorgt wegen des Schweifes; aber



Das Treiben in einer Spinnstube

Oberer Teil eines farbigen Glasfensters aus dem 16. Jahrhundert

Aufbewahrt im Germanischen Museum, Nürnberg

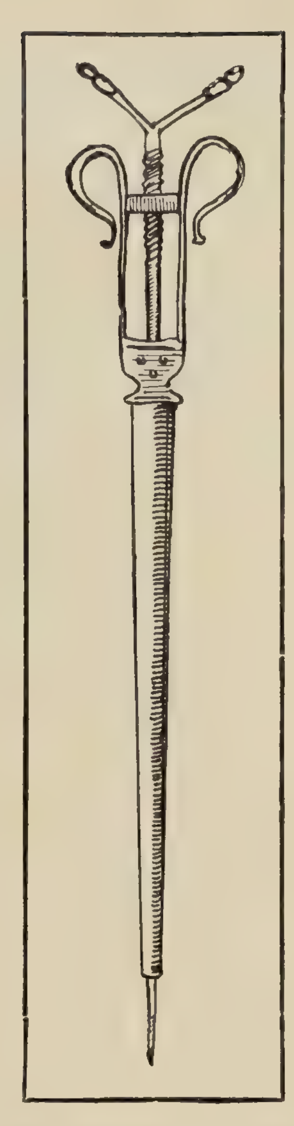
Beilage zu Eduard Fuchs, „Illustrierte Sittengeschichte". Ergänzungsband *

Albert Langen, München



da die junge Frau davon nicht sprach, wollte sie sie begleiten. Da sprach die Nencia: „O meine Mutter, holt doch eine Flasche Tribiano, wascht zwei Gläser mit klarem Wasser, denn wir wollen zusammen fröhlich eins trinken." Die wackere Mutter war darin nicht geizig und holte Wein; die Nencia öffnete aber ganz sachte den kleinen Geldschrank und nahm die Gulden, um sie irgendwo zu verbergen. Als die Mutter mit dem Wein zurückgekehrt war, frühstückte sie mit der Tochter und führte sie dann ins Haus ihres Gatten, um dann sofort zurückzukehren. Die Nencia zeigte fröhlich und zufrieden ihrem Manne die Dukaten; Lapo war des auch froh und mit zärtlichen Worten küßte er sie wohl hundertmal.

Nencia sprach: „Geh, mein Gatte, und bring deinen Gevatter zum Frühstück mit. Laß mich nur machen, denn ich weiß, was ich zu sagen habe, wenn er mit mir redet. Ich habe feste Hoffnung und volles Vertrauen — an Verstand bin ich nämlich nicht blind —, daß er uns nur die Feile abtritt, so daß wir in aller Gemütlichkeit feilen können." Da verließ der Gatte das Haus und begab sich zu einem Freunde, der in dürftigen Verhältnissen war, und bald hatte er ihm die ganze Angelegenheit auseinandergesetzt. Der Freund sagte: „O lieber Gevatter, wenn du nur mit den Dukaten herausrückst und mit mir armen Kerl Mitleid haben willst, kannst du ruhig und sicher sein, daß ich die Feile schon verkaufe." Wie sie es abgemacht haben, so taten sie; der Gevatter kam mit ihm zum Mittagessen. Nach dem Essen brachten sie den Handel in Ordnung, und die Nencia stand nicht an, die Summe sofort zu bezahlen, um nach Belieben feilen zu können. Lapo nahm die Gulden, die abgezählt wurden, und gab davon seinem Gevatter zehn Dukaten. Der Gevatter ging seinen Geschäften nach froh über das Essen und die Dukaten, und der Gatte und die Gattin blieben froh zu Hause. Lapo sagte: „Nencia, die Feile ist nun dein. Laß aber gegenüber niemanden ein Wort davon über die Lippen kommen, damit man nichts von dem erfährt, was zwischen uns vorgeht." Sie sprach: „Behalte du sie, zeig' sie aber niemand."



69. Instrument zur Herbeiführung des Abortus. Sammlung vaterländischer Altertümer. Stuttgart

Und während sie so redeten, wurde es Abend, und als sie gut zu Nacht gespeist hatten, gingen sie zu Bette. Die Nencia sprach gar liebenswürdig: „Männchen, feilen wir jetzt ohne Furcht, denn die Dukaten meiner Mutter bewirken, daß wir in aller Gemächlichkeit feilen können, und wir brauchen jetzt keine Angst mehr zu haben, sie könne in Stücke gehen, denn sie scheint mir recht hart." Lapo sagte: „Laß die Hände davon, liebe Nencia, und bringen wir sie irgendwo unter; es wird schwer halten, sie bis morgen aufzubewahren; beeilen wir uns also damit." Lapo versank in gar sonderbare Gedanken und machte einen guten und anständigen Plan. Um der Unannehmlichkeit zu entgehen und sein Leben zu fristen, dachte er, seine Frau noch einmal zu betrügen. Und er sprach: „Mein Weib, morgen ist Festtag und in der Ebene von Bisencio findet ein hübscher Tanz statt. Rüste und schmücke dich, denn das ist nur anständig. Dann werden wir zu Fuß oder mit einem Wagen zurückkehren." „Ich habe dort recht viele achtbare Verwandte", sagte die Nencia, „nimm nur die Feile mit. Gehen wir also schnell, denn ich weiß, es wird uns große Ehre erwiesen werden, und Mädchen werden dort genug sein und wir werden bis um acht Uhr tanzen." Und so taten sie und dann kehrte Lapo mit seiner Frau mit fröhlichem Herzen zurück, und um sich die Füße zu waschen, gingen sie durch den Fluß. Nun hört den Betrug Lapos. Als sie das erstemal den Fluß durchschritten, ging die Nencia voraus und Lapo hinterdrein, denn so ist es Gewohnheit und Sitte. Die Nencia zieht frohen Gemütes voraus; da schreit Lapo laut: „Ich habe ein Auge verloren", und schloß dabei ein Auge und stand still. Die Nencia sagte: „Mach dir nichts daraus, du hast ja noch ein anderes; paß nur gut auf die Feile auf"; Lapo setzte sich wieder in Bewegung, die Nencia immer voraus; Lapo sprach nichts und tat ganz verwirrt; es scheint, er habe einen schweren Kummer. Und als er wie gewohnt wieder durch den Fluß schritt, schloß er auch das andere Auge und schrie noch lauter als vorher. — Die Nencia sprach: „Was hast du, du Dickkopf?" Lapo antwortete: „Ich sehe auch auf dem andern Auge nichts mehr." „Mein armer unglückseliger Gatte, was willst du jetzt anfangen? Halte dich an meinen Kleidern und tritt mir zur Seite, ich werde dich überall hinführen. Aber gib auf die Feile acht, du Sorg=

loser, denn wenn du sie verlörest, wäre das gar schlimm, da du ja nichts siehst, und ich würde dich in diesem Fluß ersäufen." Der Gatte antwortete dem Weibe: „Führe mich nur ganz sachte, daß ich nicht anstoße." Die Nencia schickte sich an, durch den Fluß zu waten, denn das Wasser war klar und von Fischen war nichts zu sehen. Als sie in der Mitte waren, fing Lapo zu schreien an, indem er sich mit der Hand an die Backe schlug, und zwar noch viel stärker, als er das erste-mal geschrien, und weinend sagte er, er habe die Feile verloren. Als die Nencia hörte daß ihm die Feile ins Wasser gefallen sei, stieß sie ihn voller Zorn an und gab ihm Fußtritte bis an den Scheitel hinauf, und zerriß sich die Haut, die Arme, und sprach: „Da das Leben für mich keinen Wert mehr hat, will ich mich in diesem Flüßchen ersäufen. Weh mir, daß ich geboren bin, da die Feile mir abhanden gekommen ist." Und weinend klagte und jammerte sie lauter, als man je ein Weib klagen hörte. Und die Tränen rieselten ihr über die Backen hinunter und nichts konnte sie trösten. Lapo bleibt ruhig und denkt an seine Angelegenheit. Da kommen zwei Brüder des glorreichen Franciscus daher mit aufgeschürzten Kleidern, um es kühler zu haben. Als die beiden ehrbaren und heiligen Mönche die junge Frau mit so viel Betrübnis und so viel Klagen jammern hörten, trösteten sie sie mit guter Lehre und fragten sie mit liebreicher Miene, weswegen sie so traurig sei. Das Weib antwortete ganz wütend: „Dieser schlechte Kerl hat die Feile verloren." Die Mönche sagten: „Man muß danach suchen; das Wasser ist hier nicht tief und wir werden sie schon finden. Wegen so wenig soll man nicht verzweifeln. Sucht, und wir werden euch dabei helfen. Das hat nichts zu bedeuten, weinet nicht. Du tust ja, als ob du Matthäi am letzten wärest." Und das junge Weib sagte zu den beiden Brüdern: „Sie hat mich fünfhundert Dukaten gekostet." Als die Brüder hören, daß sie so viel wert ist, sprachen sie untereinander: „Das muß ein Juwel sein, oder ein Stück aus feinem Golde, oder eine Arbeit der Goldschmiedekunst, oder eine Hals-kette oder eine Spange sein. Helfen wir ihr die Sache suchen, wenn sie so wertvoll ist", und so machten sich die beiden Brüder daran, mit aufgeschürzten Kleidern zu suchen. Und wie es ihr Mißgeschick wollte, senkten sie den Kopf und streckten den untern Teil des Rückens in die Höhe. Die Nencia sah einen unten aufmerksam an und sah die Feile des Bruders, tat einen Sprung und packte sie übermäßig fest bis zum harten Teil. Der arme Bruder heulte mit Donnergeschrei: „Zerr doch nicht so, du tötest mich ja." „Ha, Schuft, verruchter Mönch, ich soll nicht zerren? Zerren werde ich recht"; und wohl fünfzigmal zerrte sie an ihm, bis ihm der Saft aus dem Rückgrat lief. Drum, ihr Zuhörer, lernt auf fremder Leute Kosten und steckt die Nase nicht in Dinge, die euch nichts angehen. Der andere Bruder hörte den Schreienden, wandte sich um und sah die, welche aus Leibeskräften riß, und der Fall schien ihm gar sonderbar; er wollte ihm zu Hilfe eilen und fiel dabei so, daß er der Länge nach auf dem Rücken lag, und an der Stelle war er abgedeckt, wo er dem Esel glich. Und so stark und heftig war der Stoß, daß er nicht merkte, daß er dort abgedeckt war. Die Nencia sprang auf bei diesem Schrei wandte sich und bemerkte den Sperber mit dem dicken Kopf und mit den zwei Schellen, und sie vergaß den, den sie in der Hand hatte und lief weg, um ihn mit dem Rufe zu packen: „Das ist meine Feile." Und so fest packte sie ihn, daß sich der Bruder nicht mehr um den Stoß kümmert, denn das Zerren dieser Ungebändigten bringt ihn dem Tode nahe; „Tu das nicht", schreit er, „diese Prüfung ist zu scharf." „Ach! verdammter Mönch", schreit sie, und reißt nur noch mehr an ihm; „das ist meine Feile!" Der Bruder keucht, um der bitteren Pein zu entrinnen: „So halt doch ein; wenn sie dir gehört, will



70. Deutsche symbolisch-erotische Karikatur. Kupferstich. 1600

ich sie dir geben." Um Gottes willen, zerr doch nicht mehr so! Gib mir das Messer, ich will die Feile abhauen." „Ha, verfluchter Mönch, gib sie her, sonst will ich sie dir selbst abschneiden." Als die Nencia im Begriff ist, das Messer zu zücken, erhebt sich der Bruder und will fliehen. Die Nencia läuft ihm nach und ruft: „Ich bin tot! Lapo, der Mönch rennt mit der Feile fort." Die Nencia sagt: „O ich Elende, Unglückselige!" Lapo setzt sich lachend allein nieder, und der andere Bruder macht sich ebenfalls in aller Eile davon. Nie hat ein Weib, das ein Kind verloren hat, so stark geweint und ihren Leib mißhandelt wie die Nencia, der am Leben nichts mehr liegt, da sie ihre Feile verloren hat. Sie spricht, als der Mönch entflohen ist: „Was hilft es mir jetzt, zu Fest und Tanz zu gehen, da dieser elende Gatte den Mönchen gestattet hat, die Feile zu entwenden? Dem soll jetzt jede Liebesbegierde vergehen: bei Gott, in diesem Flusse will ich ihn ersäufen." Zu Lapo kehrte sie an den Rand des Flusses zurück, wo sie sah, das er das Augenlicht wieder erlangt hat. „Die Augen wieder zu bekommen, hast du wohl verstanden, kümmert's dich denn gar nicht, von den Mönchen die Feile wieder zu erhalten? Natürlich, weil dich das nichts angeht! Und doch hab ich, um sie zu bekommen, meiner Mutter die Dukaten gestohlen. Mit meiner Mutter muß ich noch diesen Abend über die Sache sprechen!" Lapo antwortete: „Hab doch Geduld; Mönche sind in Gewissenssachen nicht so leichtfertig. Sie werden sie nach Hause tragen; ich habe sehr Angst, der Stahl sei beschädigt. Wenn sie schwächer geworden ist, ist der Schade dein. Wir müssen die Zeit abwarten, wie die Wassermühlen, wenn der Fluß sozusagen ausgetrocknet ist, warten, bis das Wasser wieder in gewohnter Menge sich eingestellt hat. So müssen, Nencia, auch wir verfahren und warten, bis das Öl sie wieder in Ordnung bringt. So können wir die Feile erhalten und dürfen sie eben anstatt zehn- bloß einmal brauchen, denn sie fiel mir in den Fluß, weil ich sie zu oft anwandte." Die Nencia weint vor großem Schmerz und sagt: „Lapo, wenn die Brüder sie uns wiedergeben, soll es mir genügen, viermal im Jahre zu feilen." „Wenn du dieses Versprechen halten willst, werden die Mönche sie uns gerne wiedergeben." „Mein Gatte, dazu will ich mich gern verpflichten, unter der Bedingung, daß du heute Abend wieder anfängst, denn ich spüre, daß ich es nicht so lange aushalte und aus dem Leben scheiden müßte, wenn du diesen Abend nicht ein wenig feiltest." So kehrten sie einträchtig nach Hause zurück. Die Nencia sprach: „Willst du nicht zu den Mönchen gehen, um dir die Feile zurückgeben zu lassen? Wegen der Verzögerung könnten sie sie versetzen; unterlaß es nicht um Geld oder Gut." Lapo machte sich mit schnellen Schritten auf, tut dergleichen, als ob er zu den Mönchen ginge und kehrt mit Erfolg zurück; nachts gehen sie wieder ins Bett. Lapo verhält sich ruhig und spricht nichts. Als er aber sein Weib in der Nähe fühlt und die Bettwärme ihn durchdringt, zeigte sich Bruder Zebedäus, der im Verborgenen geblieben war. Die Nencia packte ihn am Kopf: „Ich habe beschlossen, dir den Hochmut abzugewöhnen und dich etwas demütig zu machen. Die Kirche will ich auf den Kirchturm setzen." So stieg die Nencia auf ihn und setzte ihm die Mütze auf den Kopf. Ob sie gut arbeitete, braucht ihr nicht zu fragen, und wie sie sich anschickt zu mahlen. „Eher werde ich dich zerbrechen, als du dich abdeckst", und damit bedrängte sie ihn so oft und führte ihn hin und her, daß Bruder Zebedäus zu weinen anfing. Von dem Honig, der sich aus dem Fäßchen ergoß, und dem Weinen, das er angehoben, wird sie ganz naß, so daß Lapo anderer Ansicht wird, denn das Mark fließt ihm aus den Knochen. Und Bruder Zebedäus verpflasterte sich die Haare, so daß es aussah wie eine Leim-



71. Erotische Stammbuchillustration. 1648

10*

mischung, und sich, sei es im Ernst oder Spaß, die Bäuchlein nicht mehr einander nähern wollten, es sei denn, wenn es notwendig wäre. So sprach er zu der Frau, und so verging ein Monat und mehr. Die Nencia empfindet bittern Schmerz darüber: „Nicht befohlene Fasten läßt er mich ein-halten.“ Lapo will sie mit Scherzen hinhalten, aber dieser Mund läßt sich nicht mit Stroh ab-füttern, denn je mehr er ißt, desto mehr hat er Hunger. Die Nencia ist verzweifelt und kann sich nicht mehr auf den Füßen halten. „Der macht das bloß, um mich zu ärgern. Diese Nacht, wenn er eingeschlafen ist, will ich ihm die Feile abschneiden, das verspreche ich dir.“ Lapo geht ohne Sorge zu Bette, die Nencia aber will ihren Vorsatz in die Tat umsetzen; Lapo schläft und sie wacht, und schneidet ihm schließlich die Feile ab, und will sie in die Tasche stecken. O weh, bei lebendigem Leibe klappt sie zusammen. Lapo starb tatsächlich und schweigt für immer; die Nencia ist voller Angst. In ganz Prato verbreitet sich die Nachricht davon, so daß auch der Podestá davon hörte; sie wurde verhört und verbrannt.“

Grotesker ist die weibliche Naivität nie behandelt worden als in diesem anonymen italienischen Schwank. Die deutsche Variation dieses Motives ist wesentlich knapper, sie verzichtet auf alle Breite und ist darum nicht entfernt so grotesk. Sie lautet:

Ein Fabel von eim Bauren Knecht, der seines Bauren Tochter Didelmans Pfeifen kauffet.

Ein Baur saß nit weit von Volkach im Franckenlandt, der hett ein gewachsene Tochter; auch so het der Baur ein starcken Knecht. Nun da mußten aber sie alle viere, der Baur und die Bäurin, auch der Knecht und die Tochter in der Scheuren oder Stadel ligen. Wann dann der Baur zu Nacht mit der Bäurin schimpfft, so schnaufften sie laut; auch so kracht das Beth sehr laut, das die Tochter dacht: „was thut nur mein Vatter und Mutter, das sie alle Nacht also ein Keichen und das Beth ein Krachen hat.“ „Ey,“ sprach der Hansel, „mein Gretlin, da gibt er der Mutter Didelmans Pfeiffen.“ „Botz,“ sprach sie, „was ist das für ein Pfeiff?“ „Ja,“ sprach der Hansel, „man kaufft eine umb zweintzig Gulden.“ Die gut Tochter het einen Schatz, nam zehen Gulden, sprach: „Se hin, Hansel, leg du auch zehen und kauff uns auch ein Didelmans Pfeiffen!“

Der gute Hansel zoch in die Statt, aß und tranck ihm genug, gieng darnach wieder heim. Als er aber auff dem Weg war, da lieff im die Tochter entgegen, sprach: „Bringstu Didelmans Pfeifen?“ Er sprach ja. Sie sprach: „Ey, mein lieber, so gib mirs flux! Er sprach: „Ey wart biß heut zu Nacht, so will ich dirs geben.“ Der guten Tochter wolt die Weil zu lang werden, doch wart sie bis Nacht mit großem Verlangen. Zu Nacht kam die Tochter zu dem Knecht in das Bett. Der Knecht wuscht über sie her, stieß ir Didelmans Pfeifen in das Maul. Des lachet sie und sprach: „Ey, das ist ein feine Pfeifen. Mich rewet mein Gelt nicht.“

Nun tryben sie das ein lange Zeit, biß sein der Baur innen ward, gab er dem Knecht Ur-laub und ließ ihn wandern. Als er nun dahin zohe und ein guten Weg von dem Dorff ware, lieff im das Gretlein nach und sprach: „Hör, Hansel, laß mir mein Didelmans Pfeifen da!“ Er sprach: „Ich laß dirs nicht.“ Zancketen so lang, bis sie kamen an den Weyer nit weit von Schwartzach. Und als er die Pfeifen nicht wolt geben, sprach sie: „So gib mir meine zehen Gulden wider!“ Er name ein Stain, den er ohn Gefehr inn der Hand hett, warffe ihn in den Weyer, sprach: „Se hin, hab dir dein Didelmans Pfeifen und laß mich ungeheyt!“ Die gut Tochter maint, er het die Pfeifen hinein geworffen, wute inn Weyer, sucht hin und wider. Dieweil so gieng der gut Hansel davon.

Nun als sie het lang gesucht und nichts funden, da kam ohn alles Gefahr ein Münch ge-rytten, der wolte Gelt gen Würtzburg führen. Der sahe das Gretlein im Weyher umbwatten, rytt herzu und sprach: „Mein Tochter, was suchest du?“ Sie sprache: „Mein Herr, da hab ich mein Didelmans Pfeifen verloren.“ Der Münch verstund wol, was sie meinet, styge ab von dem Roß, wut im Weyher und halff ir suchen. Als er nun tieff hineinwut und ihm sein Didelmans Pfeifen auff dem Wasser schwamm, von Ungeschick sahe die Tochter auf den Münch, sahe die Pfeif auf dem Wasser schwimmen, sprach: „Ja, das ist war. Von Nöten kan ich mein Didelmans Pfeifen nicht finden, weyl ihr mirs habt gestolen. Flux gebt mir mein Didelmans Pfeifen!“ Der Münch wut mit ir auß dem Weyher, gab ir Didelmans Pfeifen und wolte darnach wider darvon reytten. Es wolt in aber die Mayt nicht lassen reyten, er gab ir dann die Pfeifen gar; zancket so lang mit ir, bis daß sie schier gen Schwartzach kamen. Und wolt die Mayt nicht von dem Münch lassen; aintweder er solt ir die Pfeifen geben oder zweintzig Gulden, die sie und der Hansel hetten darumb



72. Symbolische Darstellung der Malerei und Zeichenkunst. Schabkunstblatt

geben. Als nun der Münch der Statt zunahet, rorchte er, man wurde ihr Zancken hören und im ein größere Schand darauß entstehen. Wolt er ledig werden, must er ihr die zweintzig Gulden geben. Die nam sie, zoch heym und ließ den Münch reyten, Gott geb wie er mit dem Gelt bestunde, da ers antworten solte. Auch die Mayt weiß ich nicht, ob sie ir ein andere Didelmans Pfeyffen kaufft hat oder ein Weyl eine entlehnet.

Boccaccios Erzählung „Alibech in der Thebaide" geben wir nach einer Übersetzung aus dem 18. Jahrhundert, die auch der Buchausgabe von Boccaccios Novellen im Inselverlag (Bd. I, S. 398) zugrunde liegt:

Alibech wird eine Einsiedlerin, der Mönch Rustico lehrt ihr den Teufel in die Hölle schicken; dann wird sie von dort fortgeholt und Neerbales Frau.

Dioneus, welcher die Novelle der Königin aufmerksam angehört hatte, fing, da er merkte, daß sie beendet und er nur allein noch zu erzählen übrig wäre, ohne einen Befehl zu erwarten, lächelnd an zu reden: Liebliche Frauen, vielleicht habt ihr nie etwas davon gehört, wie man den Teufel in die Hölle schickt, und darum will ich, ohne mich eben von dem zu entfernen, über welches ihr diesen ganzen Tag gesprochen habt, es euch sagen. Vielleicht könnt ihr dadurch euer Seelenheil retten, wenn ihr es werdet gelernt haben und werdet dadurch auch einsehen, daß, wenn Amor gleich die fröhlichen Paläste und die üppigen Zimmer lieber als die armen Hütten bewohnt, er doch nicht auch zuweilen in dicken Wäldern und auf den eisstarren Alpen und in öden Höhlen seine Kräfte sollte fühlen lassen. Woher man denn leicht einsehen kann, daß seiner Macht alles unterworfen ist.

Doch zur Sache: In der Stadt Capsa in der Barbarei lebte einst ein sehr reicher Mann, der unter seinen andern Kindern eine schöne und artige Tochter hatte, deren Name Alibech war. Da sie keine Christin war, von vielen Christen aber, die in der Stadt wohnten, den christlichen Glauben und den Gottesdienst sehr rühmen hörte, fragte sie eines Tages einen, auf welche Art und wie man mit den wenigsten Beschwerden Gott dienen könnte. Dieser gab ihr zur Antwort, daß diejenigen Gott am besten dienten, welche am meisten die weltlichen Dinge flöhen, so wie diejenigen täten, welche sich in die Einsamkeit der Wüste Thebais begeben hätten. Das Mädchen, etwa vierzehn Jahre alt, noch sehr einfältig und nicht von einem geregelten Wunsche, sondern von einem kindischen Gelüste getrieben, machte sich, ohne irgend einem Menschen etwas zu sagen, den andern Morgen ganz insgeheim und allein auf, um nach der Wüste Thebais hinzugehen. Und mit großer Anstrengung, da ihr Gelüst anhielt, kam sie in einigen Tagen nach dieser Wüste hin, und da sie von weitem eine kleine Hütte erblickte, ging sie auf diese zu, wo sie am Eingang einen frommen Mann fand, der sich sehr wunderte, sie hier zu sehen, und sie fragte, was sie hier zu suchen hätte.

Sie antwortete, es wäre ihr von Gott eingegeben, sich seinem Dienste zu weihen, und einen zu suchen, der ihr lehre, wie sie ihm dienen müsse.

Da der gute Mann sah, daß sie noch jung und nicht häßlich war, fürchtete er, der böse Feind möchte, wenn er sie bei sich behielte, ihn wohl gar verführen, lobte daher ihren frommen Entschluß, gab ihr Wurzeln von Kräutern, wilde Äpfel und Datteln zu essen und Wasser zu trinken und sagte dann zu ihr: Meine Tochter, nicht weit von hier befindet sich ein heiliger Mann, der in dem, was du suchst, ein weit besserer Lehrer ist, als ich es bin, zu dem gehe hin; und er brachte sie auf den Weg. Da sie zu diesem hinkam und von ihm dieselben Worte erhalten hatte, ging sie wieder weiter und kam an die Zelle eines jungen Ansiedlers, eines recht andächtigen und guten Menschen, dessen Name Rustico war, und diesem tat sie dieselbe Frage, die sie den andern getan hatte. Um einen großen Beweis seiner Festigkeit abzulegen, schickte dieser sie nicht, wie die andern, auch fort



Der Ehemann, der sich schlafend stellt, während die Frau einem Liebhaber zu Willen ist

73. Erotische Schwankillustration. 15. Jahrhundert

und weiter, sondern be- hielt sie bei sich in seiner Zelle, und da die Nacht herangekommen, machte er ihr ein Lager von Palm- zweigen, und hierauf, sagte er ihr, könne sie ruhen.

Nachdem dies ge- schehen war, dauerte es nicht lange, so fingen die Versuchungen an, mit seinen Kräften des Wider- standes in Kampf zu ge- raten, und da er sich von denselben bald verlassen sah, so kehrte er, ohne viele Anfälle erlitten zu haben, den Rücken und gab sich überwunden. Er ließ daher die frommen Gedanken, die Gebete und die Zuchtgeißeln beiseite und fing an, sich dafür ihre Jugend und ihre Schönheit recht ins Ge- dächtnis einzuprägen, auch dachte er überdies noch darauf, was er für Mittel und Wege mit ihr ein- schlagen müßte, damit sie nicht bemerkte, wie er, als ein unzüchtiger Mensch, zu dem gelangen wolle, was er von ihr verlangte. Er forschte sie daher zu- erst mit gewissen Fragen aus und merkte, daß sie noch nie einen Mann kennen gelernt hätte, und daß sie wirklich so ein- fältig wäre, als sie es schiene; deshalb dachte er darauf, wie er, unter dem Scheine, sie diene Gott, sie seinen Wünschen gefällig machen könnte. Da zeigte er ihr dann erst mit vielen Worten, was für ein Feind Gottes der Teufel wäre; und dann gab er ihr zu verstehen, daß der angenehmste Dienst, den man Gott erweisen könnte, der wäre, den Teufel wieder in die Hölle hineinzujagen, zu welcher ihn Gott verdammt hätte.



Dem Liebhaber wird der Mantel gestohlen, während er mit seiner Buhlin der Liebe pflegt

71. Erotische Schwankillustration. 15. Jahrhundert

Das Mädchen fragte, wie das anzustellen wäre. Darauf sagte Rustico: Das sollst du bald erfahren, tue nur das nach, was du mich tuen siehst. Hierauf fing er an, die wenigen Kleider, welche er anhatte, abzulegen, und stand ganz nackend da; und das tat auch das Mädchen; dann kniete er nieder, so, als wenn er beten wollte, und ließ das Mädchen sich gerade vor ihm hin- stellen. Da sie nun so standen, und Rustico mehr als jemals in seiner Begierde entflammt ward, als er sah, daß sie so schön war, kam die Auferstehung des Fleisches; Alibech betrachtete diese und sagte verwunderungsvoll: Rustico, was ist das, was ich bei dir sehe, das sich so hervortreibt und ich nicht habe?

O meine Tochter, sagte Rustico, das ist eben der Teufel, von dem ich dir gesagt habe, und jetzt siehst du, was er mir für übergroße Beschwerden macht, so daß ich sie kaum ertragen kann.

Da sagte das Mädchen: Ach, Gott sei gelobt, daß ich sehe, wie ich doch besser daran bin als du, denn ich, ich habe einen solchen Teufel nicht. Rustico sprach: Du hast recht, aber du hast etwas anderes, was ich nicht habe, und hast das statt dieses.

O, was denn? fragte Alibech.

Du hast die Hölle, gab ihr Rustico zur Antwort; und ich sage dir, wie ich glaube, hat Gott dich zum Heil meiner Seele hierher gesandt, damit, wenn dieser Teufel mir so zu schaffen macht, du mir allein den größten Trost geben könntest, wenn du alsdann soviel Mitleid mit mir hättest und zugäbest, daß ich ihn in die Hölle schickte; so würdest du Gott den größten Gefallen und Dienst erweisen, wenn du, wie du sagst, deswegen hierher gekommen bist.

Ganz treuherzig antwortete das Mädchen: O, mein Vater, weil ich denn die Hölle habe, so geschehe, wie dir gefällt. Darauf sagte Rustico: Gesegnet seist du, meine Tochter! So laß uns denn gehen und ihn dahin bringen, damit er mich künftighin zufrieden läßt. Und nachdem er so gesprochen hatte, führte er das Mädchen nach einem ihrer Betten und lehrte ihr, wie man sich haben müßte, um diesen von Gott Verdammten einzukarzern.

Das Mädchen, welches noch niemals einen Teufel in der Hölle gehabt hatte, empfand für das erste Mal einige Schmerzen, weshalb sie zu Rustico sagte: Wahrlich, mein Vater, das muß sehr was Schlechtes sein mit dem Teufel, und ein wahrer Feind Gottes, denn auch der Hölle selbst, wie viel mehr noch einem andern verursacht er Schmerzen, wenn er hineingeschickt wird.

Rustico sagte: Meine Tochter, das wird nicht immer sein.

Und um zu bewirken, daß es in Zukunft nicht mehr so sein solle, schickten sie ihn wohl sechsmal noch hinein, ehe sie sich von dem Bettchen fortmachten, bis sie für dieses Mal ihm den Hochmut so aus dem Kopfe trieben, daß er gern in Fried' und Ruhe blieb. Inzwischen, da er bei ihm in der Folge mehrmals wieder zurückkehrte und das Mädchen immer gehorsam sich anschickte, ihn wieder auszutreiben, geschah es, daß ihr das Spiel zu gefallen anfing und sie zu Rustico sagte: Nun sehe ich wohl, daß die braven Männer in Capsa recht hatten zu sagen, daß Gott zu dienen so etwas Süßes wäre; und wahrlich, ich erinnere mich nicht, jemals etwas getan zu haben, was mir so viel Freude und Vergnügen gemacht hätte, als das, den Teufel in die Hölle zu stecken. Und daher bin ich der Meinung, ein jeder, der auf etwas anderes, als Gott zu dienen, denkt, ist ein Rindvieh. Deshalb ging sie denn oft zu Rustico hin und sagte zu ihm: Mein Vater, ich bin hergekommen, um Gott zu dienen, und nicht, um müßig zu liegen; komm, wir wollen den Teufel in die Hölle schicken! Wenn sie nun das taten, sagte sie zuweilen: Rustico, ich weiß nicht, warum der Teufel immer wieder aus der Hölle herausflieht; wäre er so gern in der Hölle, als die Hölle ihn aufnimmt und festhält, er ginge nie wieder heraus.

Da sie auf diese Art den jungen Rustico oft einlud und zum Dienste Gottes ermunterte, hatte sie ihm die Wolle so von der Jacke gezerrt, daß er fror, wo ein anderer geschwitzt hätte; und deshalb sagte er zu dem jungen Mädchen, man dürfe den Teufel nicht anders züchtigen, oder in die Hölle stecken, als wenn er aus Stolz den Kopf in die Höhe höbe, und wir haben ihm mit Gottes Hilfe den Irrwahn so benommen, daß er Gott bittet, in Ruhe zu bleiben. Auf diese Art legte er dem Mädchen etwas Stillschweigen auf. Indessen aber, da sie sah, daß Rustico sie nicht aufforderte, den Teufel wieder in die Hölle zu stecken, sagte sie eines Tages zu ihm: Rustico, wenn dein Teufel gezüchtigt ist und dir nichts mehr zu schaffen macht, so läßt mich doch meine Hölle nicht zufrieden; darum wirst du gut tun, wenn du mit deinem Teufel mir die Wut meiner Hölle beschwichtigen hilfst, so wie ich mit meiner Hölle dir geholfen habe, den Stolz deines Teufels zu demütigen. Rustico, der von Kräutern, Wurzeln und Wasser lebte, und seinem Posten nicht recht mehr gewachsen war, sagte zu ihr, daß mehrere Teufel erforderlich wären, die Höllen zu beschwichtigen, aber er würde sein möglichstes tun, was er nur könnte, und so befriedigte er sie zuweilen; doch geschah das so selten, daß es nichts anderes war, als dem Löwen eine Bohne in den Rachen werfen. Hierüber murrte das Mädchen nicht wenig, welche glaubte, sie diene Gott nicht so viel, als sie es wollte. Indessen, während zwischen Rusticos Teufel und Alibechs Hölle aus zu großer Begierde und dem minderen Vermögen diese Zwistigkeit obwaltete, begab es sich, daß in Capsa ein Feuer ausbrach, wobei Alibechs Vater mit samt allen seinen Kindern und seiner übrigen Familie in seinem eigenen Hause verbrannte, wodurch Alibech Erbin seines ganzen hinterlassenen Vermögens blieb.

Als daher ein junger Mann, namens Neerbale, der sein ganzes Vermögen in Aufwartsamkeiten verschwendet hatte, hörte, daß sie noch am Leben wäre, machte er sich auf, sie zu suchen, und fand sie auch noch eher, als das Gericht die Güter ihres Vaters als eines ohne Erben Verstorbenen in Besitz nahm, zu Rusticos großem Vergnügen, und führte sie gegen ihren Willen nach Capsa zurück; dann nahm er sie zur Frau und ward zugleich mit ihr Erbe des großen Vatergutes.

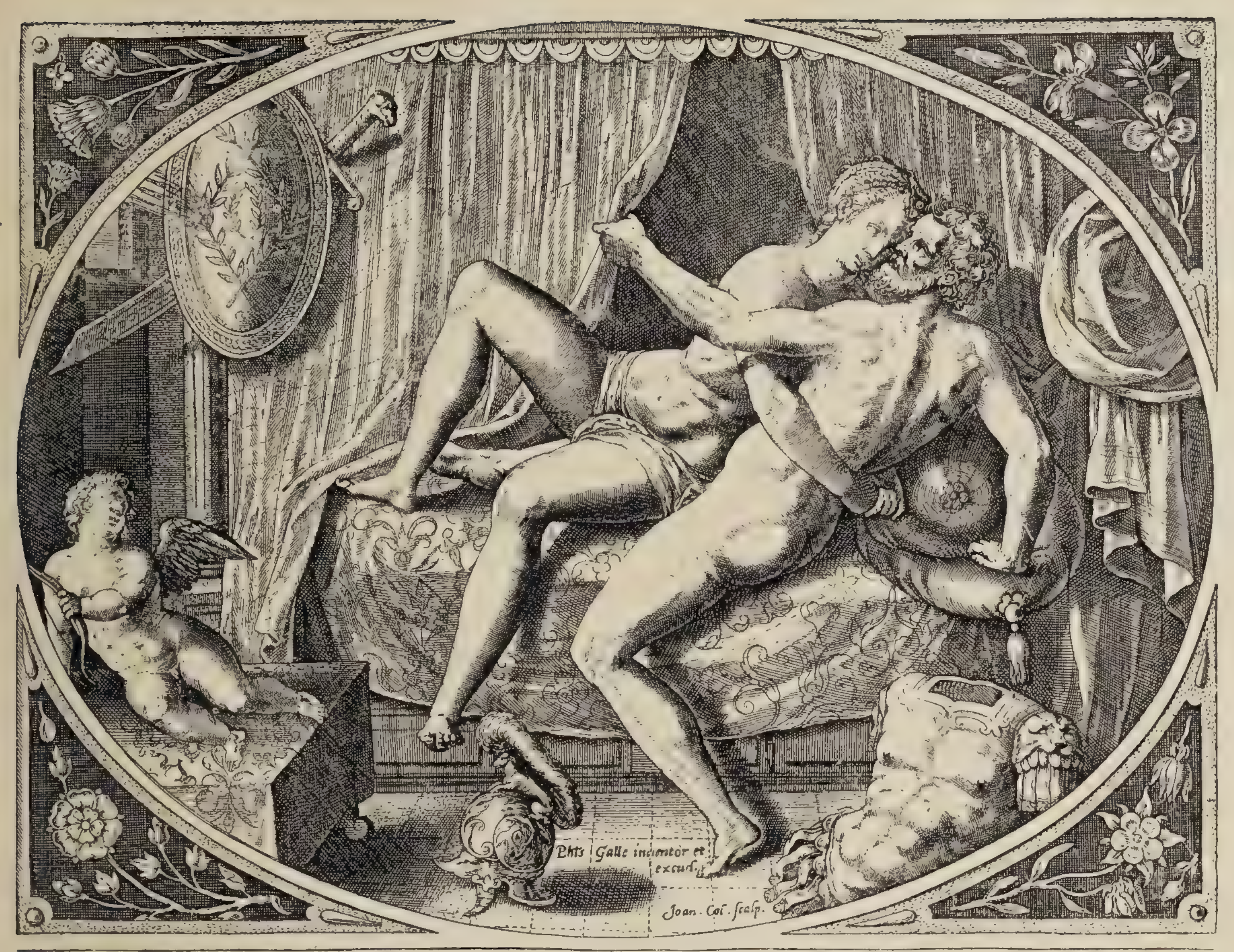
Als sie nun von den Frauen gefragt ward, noch ehe Neerbale bei ihr geschlafen, womit sie denn Gott in der Wüste gedient hätte, antwortete sie, sie hätte ihm dadurch gedient, daß sie den Teufel in die Hölle geschickt, und Neerbale habe eine große Sünde begangen, daß er sie diesem



Venus und Cupido

Kupferstich nach einem Gemälde von Jan Verkolje. 1682





75. Mars und Venus. Galanter Kupferstich von Ph. Galle

Dienst entzogen hätte. Die Frauen fragten: Wie schickt man denn den Teufel in die Hölle? Das Mädchen erklärte es ihnen mit Worten und mit Taten. Hierüber lachten sie dermaßen, daß sie noch immerfort lachen, und sagten: Mache dir keinen Kummer, Mädchen, das geschieht hier auch; Neerbale wird mit dir ebensogut Gott dienen.

Da dies nun eine der andern in der Stadt wiedererzählte, so machten sie es zu einem gemeinen Sprichwort, daß der angenehmste Dienst, den man Gott erweisen könnte, der wäre, wenn man den Teufel in die Hölle schickt; und dieses Sprichwort, von da übers Meer gekommen, dauert noch fort.

Darum junge Mädchen, die ihr der Gnade Gottes bedürftig seid, lernt den Teufel in die Hölle stecken, denn das ist Gott sehr angenehm, den dabei Beteiligten gereicht es zum Vergnügen, und es kann viel Gutes daraus erzeugt und geboren werden." —

Das Thema von der Geilheit der Witwe ist ebenso oft, ebenso amüsant und auch häufig ebenso breit ausgesponnen worden. Nichts ist komischer, als wenn ein Greis eine Witwe zur Frau begehrt. Wenn die betreffende Witwe resolut ist, dann sagt sie es auch ihrem alten Bewerber rund heraus, warum sein Werben bei ihr vergeblich ist. Diesem Motiv begegnet man mannigfach auch im Volkslied. Daraus das folgende Beispiel:

Eine junge Witwe zu einem lüstren Greisen.

Ein Alter soll den Krieg und auch die Liebe lassen,
Weil Mars und Venus ihn als einen Toten hassen,
Es liegt nicht nur am Mut, er muß auch Kraft erweisen,
Sonst ist er nicht für gut in seinem Tun zu preisen

Es ist ein dummes Tun, sich an ein Weib ver⸗
pflichten,
Und das, was ihr gehört, nicht wissen zu ver⸗
richten.
Das sagen Schat und Huhn, ist nichts, es ist mit
sagen
Im Lieben nicht zu tun, man muß viel mehr
noch wagen.

So lasse mich, du Geck, und gehe nach den Grabe,
Weil ich dich im Verdacht des Unvermögens habe,
Was sollen Haut und Bein, was soll das bloße
Sagen!
Soll ich zu einem Schein und Schatten Liebe
tragen?

I, i, es müßte mich sehr wunderlich gelüsten,
Es wäre wohl mein Freund, wann wir nichts
bessres wüßten.
Mit dir ist nichts getan, du bist zu Venussachen
Ein ausgedorrter Hahn; was sollt ich mit dir
machen?

Auch im Sprichwort hat der kräftige Liebesappetit der Witwen prägnanten Aus⸗druck gefunden. Man sagte:

Wer um ein Mädchen wirbt, muß lügen, kosen;
Wer um eine Witwe freit: Herunter mit den
Hosen!

In den „Taten und Abenteuern des Klosterbruders Hannes von Lehnin" wird die Schenkung des Schlosses Zelle an das Kloster Lehnin auf den ungeheuren Liebes⸗appetit einer kurfürstlichen Witwe zurückgeführt. Der Klosterbruder Hannes ver⸗folgte in Frankfurt a. Oder eines Abends eine schöne Frau, die seine Lust rege gemacht hatte, um sich ihr auf irgend eine Weise zu nähern. Die schöne Frau gewahrte diesen galanten Eifer nicht ungern, und als der Zufall es wollte, daß das nach ihr ausspähende Mönchlein durch einen aus dem Fenster ihres Hauses geworfenen Wasserkrug am Kopfe verletzt wurde und scheinbar wie tot niederfiel, ließ sie ihn alsbald zu sich in ihre Stube herauftragen. Dies der Inhalt der lang⸗schweifigen Einleitung, auf deren Abdruck wir verzichten. Die Fortsetzung lautet:

„Da sie nun den lieben Bruder Hannes gleich eim Todten, aber in all sein Kraft und Schön⸗heit da liegen sahe, sich drob auch an sollichem Anblick sehr weidete und erfreuete, sagete sie in hoher admiration über ihn und mit lauter Stimm:

— Ha! Gott wöll beistehen und helfen! Reget sich zum ersten Mal, allda ich Wittib bin, ein bös Verlangen in Grund meiner natura, foltert mich der Behemoth, diewiel mein heilig Schutz⸗patronin mich vergessen und verlassen, sintemalen mir das schönst Männlein geraubet wird, so mein Augen jemalen erblicketen. Schwör's bei der Asch meines Vaters! sölln all gehenket werden und sterben, so Hand an dies Münchlein geleget, dazu an seim Tod geholfen!

— Edle Fraue! riefe Bruder Hannes, dabei er wie ein Blitz vum Tisch sprang, darauf er lag und der Fraue Kurfürstin sich zu Füß warf, ich leb, um Euch zu dienen, bin auch so wenig blessieret, allso, daß ich Euch für dies Nacht doppelt so viel Freud und plaisir versprech, denn Monden im Jahr sind nach Beispiel des Herren Herkules, so ein heidnischer Graf war. Folgete Euch seit zwanzig Tagen, fuhre er fort, und log dabei gar arg, wissend, daß sollich groß Lieb und perseverantia vun all Weiblein ästimieret und wolgelitten wird, ware aber ein grausam Schicksal, so mich verhindert, daß ich mich weder nahen, noch mich weiden kunnt an der süßesten Fraue, so Gott auf dieser elendiglichen Welt zum Trost des ganzen Mannesgeschlechts gesetzet; hätt es auch nit gewaget, sollich hoher und edler Fraue mich zu nahn, verfiele aber, da mein Lieb und Verlangen über die Maaß groß, auf sollich List, allso daß ich zu Euern Füßen lieg, da ich auch gern sterben und umbkommen will, so Ihr es wünschet und befehlet.

Küssete drauf in gar brünstiger Weis ihre Füß, warfe ihr auch einen Blick zu, so all ihr Tugend ruiniret hätt, so solliches nit bereits geschehen.

Selbige Fraue Kurfürstin befande sich aber in Folg des Alters, welches weder die Künigin noch das Bauermensch respektieret, in ihrer zwoten Jugend, allwie man zu sagen pflegt, das heißet in eim Alter, da die Weiblein im Liebswerk am heißesten und tollsten. In sollich Jahreszeit sie, so ehemalen tugendhaft und streng gegen all Amanten und adorateurs, nunmehro diese suchen, hie und da umblicken und zugreifen nach deme, was ihn Gott in seiner Gnad zuweiset und schenket;



Die Wirkung der Eifersucht

76. Gemälde von Lukas Cranach. Original Gemäldegalerie Weimar

sintemalen sie vun Herzen wünschen, müchten nit mit leerer Hand, Herz und Liebsbrünnlein in die ander Welt fahren, vielmehro noch ein wenig Sünd auf sich laden, damit daß sie recht Gott und sein Heiligen anrufen künnten. Ware dahero auch diese Fraue Kurfürstin über sollich Red des Münchleins nit erstaunet, hüret gegenteils seine promessen mit größt Huld und Freundlichkeit, zumalen sollich hohe personae gewohnet seyn, alls zu Dutzend zu haben, behielte derohalben auch diese Wort in ihrem Hirn und Liebsregister, welches im Voraus nach Erfüllung dieser Red lechzete und verlangte. Hobe nu das jung Münchlein auf, solliches Muth genug fühlete, sein neu Herrin anzulächeln, selbige, obgleiche sie in zwoter Jugend stunde, so gar anziehend, mit hübschen Brüsten, klein Füßlein, stolzem Wesen, allso, daß unser Bruder Hannes meinete, künnte wol genugsam dahinter seyn, ihm zu helfen, daß er sein Wort vun wegen der zween Dutzend halten und ausführen künnte.

Wie nennet man Euch? fragete die Fraue Kurfürstin, dabei ein ernst Mien annehmend. — Bin ein arm Münchlein aus Kloster Lehnin, allda man mich Bruder Hannes heißet. — Ha! rief sie, leget Euch wiedrum auf den Tisch, dieweil mein Jungfern und Zofen kommen, welche nit wissen dürfen, allwie ich Euer List und Ränke kenne, solliche dulde und ermuntere.

Aus derer sanften Weis aber, da diese Worte gesprochen, ersahe das Münchlein, daß ihm sein gar groß und kühn Lieb verziehen, legete sich allso gehorsam auf den Tisch, dabei sich im Geheimb sagend, seye schon manch einer bei Hof zum großen Herrn worden dadurche, daß er sich nit vor fürchtete, ein alt Stuten zu reiten, bei welch Einfall er mit seim Glück bishero ganz content ward. Ist nichtes vun nöthen, sagete die Fraue Kurfürstin zu ihren Mägdlein und Zofen, sintemalen das Paterlein sich wohler fühlet. Gott aber und die heilig Jungfrau seyn gelobt und gepriesen dafür, daß sie mein Haus vor grausam Mord und Unthat bewahret.

Und da sie solliches sagete, fuhre sie mit der Hand durchs Haar ihres adorateurs, der ihr so in Gnaden vum Himmel geschenket und zugesandt; nahme drauf das englisch Heilwasser, riebe und waschete ihm damit sein Schläfe, item öffnete sein Kutten, vorgebendt, wöllt sehen, wie sein Herz schlage, auch ob er transpirire, dabei sie ihn aber vun oben bis unten befühlete, summa ein inventarium all seiner Schönheit und Vollkommenheiten machete, bald sich wundernd über sein weich und sammten Haut, bald über sein mächtig instrumentum amoris, davun sie nu wol glaubete, daß es zween Dutzend Mal zu salutiren vermüchte. Über sollich Gebahrn und Thun sich aber all sine exceptione, Mägd und Diener gleich sehr verwunderten; meineten aber, solliches sei pur Mitleid und Erbarmen, welch beid ein gar groß Ornament all fürstlicher Personen (Bild 60).

Bruder Hannes schiene zu erwachen, erhube sich ein wenig, thate sehr erschrocken und erstaunet, dankete unterthänigst der Fraue Kurfürstin, bittend, wöllt den Barbierer furtsenden, indeme er sich itzund um Schmerz und Blessur erholet; item wöllt sich wiedrum entfernen, maßen ihm wahrscheinlich sein promessen leid thäten und er so hart Liebsarbeit nit mehr an sollicher creatura verschwenden mucht, dieweil es ihm nit an jungen Gänslein fehlete, allda die Dunen noch weicher und sanfter.



77. Liebeseinmaleins. Stammbuchblatt

Kann Euch solliches nit gestatten, noch erlauben, sagete sie. Gäst, so in mein Haus kommen, dürfen nit empfahen, solliches Ihr empfangen und Euch geworden. Saget dem Koch, sprache sie danach zu den Mäg-



78. Bathseba im Bade. Kupferstich von H. Goltzius. 1583

den, daß dieses Münchlein zur Nacht hie isset. Item, der, so ihm weh gethan und blessiret, mag sein Urtel empfangen aus seim Mund, so er sich selber nennet, thut er aber nit allso, will ich ihn an den Galgen henken lassen.

Da nu der Page, welcher die Fraue Kurfürstin nach ihr Promenad accompagnirete und sollich Frevelthat an dem Münch begangen, dieses hürete, trate er hervor. — Gnädigste Fraue Kurfürstin, sagete Bruder Hannes, wöllet ihn in Gnaden pardonniren, sintemalen ich ihm zu danken für so groß Glück, allso daß ich Euch sehen und mit Euch zur Nacht speisen darf. — Wol gesprochen, Münchlein, antwortete die Fraue Kurfürstin. Page, ich pardonnir Euch, wollet aber hinfüro nichtes mehr zum Fenster auswerfen.

Danache sie, gare lüstern auf das Münchlein, diesem die Hand reichete, ihn auch mit galanter Manier in ihr Zimmer führete, allwo sie allerlei Zeitvertreib und Liebesplauderei verübeten, bis daß sie zur Nacht gespeiset. Ware hie aber noch nit weder Zeit, noch Ort für den Bruder Hannes, im Geiste der Fraue Kurfürstin sich zu rechtfertigen, item an ihrem Leib sein promessen zu halten, zerbrache sich auch darüber, wo solliches geschähe, nit den Kopf, sintemalen er wol

wußt, daß sich solliches nit machen würd nach façon derer Katzen, welch ihr Liebshandwerk auf jedem Dach und Schornstein verrichten. Fürchtete aber die Fraue sehr, dieweil die Fraue fama ihm vun ihr berichtet, hab ihrem selgen Herrn Kurfürsten in der Bettlade arg zugesetzet, summa, liebete es, vun eim starken und mächtigen Reiter geritten zu werden. So ofte er nu hieran gedachte, griffe er heimlich nach einer Stelln seins Leibs, dabei fühlend und sich fragend: „Werd ich zween Dutzend vull machen künnen?" dacht aber auch die Fraue Kurfürstin an diese affaire, woraufe sie sehr neugierig und erpichet war. Fiele hiebei auf ein fein List, ließe einen ihrer Scribenten rufen, sollichem sie sagete, söllt im Geheimb einen Brief schreiben, darinne die falsch Nachricht enthalten, allso daß die Wenden heranzögen gen Cüstrin, item ihr sollichen, da sie an der Tafel säß, übergeben. Setzete sich danacher mit dem Bruder Hannes zu Tisch, die Fraue Kurfürstin rührete aber vun den Speisen nichts an, sintemalen ihr Herz nach Art eines Schwamms groß worden und sich ausgedehnet, ihr Magen hingegen sich verenget, maßen sie nur an das jung schön Münchlein dacht, dazu auch auf nichtes anders denn ihn Appetit und Hunger hatt.

Bruder Hannes thät aber nit allso, tranke und aße nach Herzenslust, dazu er sein gut, auch mancherlei raisons hatt. Trat drauf der Scribent ein, bracht sein Uriasbrieflein, darauf die Fraue Kurfürstin in groß Zorn gerieth, sagend: Werd ich denn nimmer Ruh und Fried haben vor sollich wendschem Gesindel? Beim heiligen Gott! Künnt davor nit essen, trinken noch schlafen! Erhube sich, ginge auf und ab, zuletzt rufend: Führet den Zelter vor. Item lasset mein Mannen aufsitzen, mich zu accompagnieren nach Cüstrin. Daraufe sich zu Hannes wendend: Söllet mich begleiten, mein frummer Pater — söllet schon occassionem finden, mir und dem Land zu dienen. Kommet! Es seyn heidnisch Wenden zu bekämpfen, dazu jed Christenmensch, vornehmblich die Geistlichkeit die Hand bieten söllt.

Brauchete auch kaum so viel Zeit, als ein Bettler notwendig, ein ave zu beten, saßen all schon zu Pferd, die gnädig Fraue auf eim gar stolzen weißen Zelter, das Münchlein zur Seit, und ritten, vun viel Kriegsvolk gefolget, gen Cüstrin.

Will aber alls kurz zusammen fassen, vermeld derowegen ohn groß Commentar, allwie das Lehniner Münchlein im Schloß zu Cüstrin kaum zehen Schritt vun der Fraue Kurfürstin einlogiret ward, auch so, daß dahin kein Späher, noch Spionaug dringen kunnte.

Kriegsvulk und all Gesind, so gar sehre erstaunet, stritten und frageten aber, wohero denn wol der Feind in Gestalt sollich heidnischer Wenden kummen kunnte; wußt aber keiner solliches besser, wo der ware, denn das arm Münchlein mit sein zween Dutzend Frohn. Die Tugend der Fraue Kurfürstin, so bekannt und gerühmet ward im ganzen Land, schützete sie aber gegen all Calumnie und Verdacht, dieweil sie für tugendhafter galt, denn das beste Castell und Veste.

Da nu Feuer und Licht verlöschet, auch alls geschlossen ware, Augen wie Ohren, im Schlosse es ganz mäuschenstill, schickete die Fraue ihr Zof furt, item riefe an ihrer Stell den jungen verführbaren Beichtvater, mit sollichem sie sich vor den Kamin auf ein schön, mit kostbarm Zeug bedeckete Bank niederließe, daraufe das neugierig Weiblein mit lieblicher Stimm allso zu fragen anfung: Seid Ihr blessiret, mein guts Münchlein? War es nit hart seitens mein, allso daß ich Euch zu Pferd hieher bracht, ein liebvulles Männlein, so vun eim meins Gsinds blessieret, ja fast massakeriret ist? Bin in so groß Besorgnuß und Kummer um Euch, allso daß ich mich nit hätt schlafen geleget, dazu auch kein Aug hätt zuthun mügen, davor ich Euch nit gesehen. Leidet Ihr Schmerz, mein lieber Bruder Hannes?

— Leid gar großen Schmerz vor Ungeduld und Lieb, antwortete das Männlein mit sein zween Dutzend Frohnen, alldieweil er es für weis und klug hielt, hievun nit abzuweichen. Sehe itzund auch, meine gar liebliche süße Herrin, daß Euer Knecht vor Euch Gnade funden, deß mein Herz über Maaß und Gebühr mit Freud erfüllet ist. — Hein! antwortete sie, saget aufrichtig, mein guts Münchlein, loget und übernahmet Ihr Euch nit, da Ihr sagtet — — Was? fragte er. — Allso, daß Ihr mir wol an die zween Dutzend Mal — gefolget wäret, meiner persona und meins Anblicks zu genießen. — Sprech die Wahrheit, sagete er. — Bin drob sehr erstaunet, fuhr die Fraue Kurfürstin fort, allso wie ich Euch heut erst gesehen, da Er doch ein schönes Männlein, dazu Euer physionomia vun eitel Muth und Kraft zeuget. Nehm derohalben kein Wort zurücke vun dem, das ich sagete, da ich Euch todt glaubete, sintemalen Ihr mir gefallet und ich Euch wol gesinnet bin.

Da nun die Stund des diabolischen sacrificii kummen war, fiele Bruder Hannes der Kurfürstin zu Füß, küssete ihr Pantuffel, Händ, item alls am ganzen Leib, so man der Fraue fama glauben darfe. Danacher, sie küssend und sein praeparationes machend, bewiese er durch manicherlei argumenta derer alten Tugend seiner Herrin, allso daß eine Fraue, so die ganze Last des Lands



Die Schande des Vulkan

79. Kupferstich von H. Goltzius. 1585

trägt, gar wohl das Recht besitzet, auch mal ein ander und angenehmer Last aut sich zu nehmen, in summa sich in Lieb und Freud ein wenig zu erholen und zu ergötzen, eine licentia, vun sollicher die Fraue Kurfürstin jedoch nichts wissen wöllt, vielmehro darauf hielt, allso daß er sie gleichsam forcirete, damit sie all Sünd und responsabilität auf den amanten werfen könnt. Ware aber damite nit viel besser, denn mit jener Jungfer, welche klagete darob, daß ihr ein klein Männlein Gewalt angetan, item sie genothzüchtiget, derweil sie doch ein Ries Goliath vun Weibsbild ware. Sprache der Richter: Ei, mein lieb Jungfer, seid Ihr doch stark und er ein gebrechlich, elendiglich Männlein, wie kunntet Ihr Euch nit wehren und defendieren? — Antwortete sie: Lieber Meister und Herre! Saget an, wie söllt ich solliches machen? Derowegen hob ich mit einer Hand das Röcklein hoch, item fassete mit der andern sein Urian und steckete ihn ein. — Sprache der Richter: Gehet in Frieden heimb, mein Männlein, sollich Nothzucht ist nach all göttlich und menschlich Gesetz wol erlaubet. — Allso auch mit der Fraue Kurfürstin, vun sollicher ich zu melden nit vergessen, noch negligiren will, daß sie sich im Voraus gar schön parfümiret, zur Nacht üppig und ausfordernd gekleidet, dazu geschminket, sollichs gar nit vun nöthen, dieweil ihr Brunst und Verlangen auf das Liebesbratlein vun Münch schon genugsam die Wangen gefärbt und gerötet. Leistete zwar bei Beginn gar groß Widerstand und defensionen, gleich eim Jungferlein, so in der Brautnacht torquiret und sorciret wird, ergabe sich aber zuletzt gar frumm in des Münchleins Willen, allso daß man fast hätt glauben söllen, seyn beid seit langer Zeit verheirath. Kame vum Küssen zum Betasten, vun da auf den Kitzel, vun da aut ehrlich Liebeswerk und That, solliches der frumme Bruder in sollicher perfection und Schönheit verrichtete, allso daß die erhitzete Frau sagete, damit sie ihn nur beim Wort halten und herausfordern wöllte, glaubete eher an der heiligen Maria Jungfrauschaft, denn an die zween Dutzend, davun er gesprochen. Ware aber ein gar groß Glück und selten Abenteuer, nämblich, daß unser Pfäfflein, da es in der Bettladen mit dem Weiblein lage, kein Spur eins Alters an ihr verspürete oder wahrnahmb, daraus man klärlich erkennet und siehet, wie sollich Red wahr und wol begründet, daß bey Nacht all Katzen grau seyn, item daß gar viel Weiblein, so bei Tag fünfzig Jahr, zu Mitternacht zwanzig Jahr haben, hingegen wieder kein Weiblein unter der Sonnen zu Mittag zwanzig, danacher zu Mitternacht fünfzig Jahre hat, damit ich mein ihr Verlangen und Lust an Liebsfreud und Werk. Summa summarum, Bruder Hannes dankete Gott dafür, daß er diesem Weiblein und nit eim Kurfürsten begegnet, so ihm wöllt henken lassen, item bliebe bei seiner Red vun wegen deren zween Dutzend. Daraufe die Fraue Kurfürstin sagete, wöllt an ihr Teil dazu thun, was möglich und in ihren Kräften stund, dazu ihme, so er aus diesem Liebeskampf siegreich hervorgunge, Schloß und Gut von Zelle schenken, solliches ein Eigentumb ihrer persona ware, damit, daß er allda ein Kloster gründen und fundiren söllt als Buß für sollich sündhaft Nacht.

Fassete das Münchlein Muth, dieweil es sich um die Fraue ecclesia und ihre Vortheil handelte, drob die ganze Geistlichkeit sich henken, schinden und steinigen läßt, schrie innerlich zu Gott, wöllt ihm Kraft schenken, damite er sollichen Gewinn der mater ecclesia schaffen künnt, hatt drauf auch gute confidenz und machete sich an die zween Dutzend, dabei er sich mit sollicher Red Muth sprache: — Dieses ist für die Burg! — Dieses für den Burgkeller! — Dieses für die schöne Haid! — Item dieses für die Fischerei! — Hiemit zahl ich die Äcker! — Hiemit die Wiesen! — Hiemit all Vieh! — Hiemit all Mannen und Gesind! —

Gelobete auch innerlich seim Schutzpatron, dem heiligen Johannes, wöllt kein Näglein noch Spänlein vun Zelle nehmen, so er ihm in sollicher Arbeit und Kampf beistehen würd, gelange ihm auch, dero Fraue Kurfürstin Zelle und sein Dependenzen in klarer vullklingender Münz auszuzahlen, allso daß, da sie vor Mattigkeit entschlummerten, er vun zween Dutzend drei und zwanzig gezahlet und nur noch eines fehlete, welches er sich auf den Morgen versparen wöllt, damit die gar edel und hohe Fraue in kräftigster Weise nach Art derer brandenburgischen Männlein zu begrüßen, item wie sich sollichs auch für ein galants Münchlein gebühret, so gar weise gedacht und beschlossen ware. Aber hilf Gott! so die Natur über Gebühr karbatschet



Loth und seine Töchter

80. Silberplakette von Peter Flötner



ΠΑΝΤΩΝ ΤΟΚΑΔΙ

Darstellung in der Originalausgabe



Darstellung in der mode

Satyr und Nymphe. Illustration



n französischen Ausgabe

Darstellung in der modernen englischen Ausgabe

dem 1490 erschienenen Roman „Polifilo"

Albert Langen, München



und torquiret wird, gleichet sie deme halsstörrigen Eselein, so sich hinleget und ehr unter Peitsch und Stecken krepieret und drauf gehet, bevore es sich nach Wille seines Herrn erhebet und marschiret. Allso auch hie. Da der Morgen anbrach und der frumme Bruder Hannes sich anschickete, das Weiblein zu begrüßen, ihr auch den letzten Groschen für Burg und Gut Zelle zu zahlen, funde er wol den Geldsäckel, darinne aber kein Heller, ware derowegen gezwungen zu handeln, allso wie die Großen thun, nämblich sie mit einer Salve vun Pulver zu begrüßen, dabei aber kein Kugel ist. Solliches die Fraue Kurfürstin, da sie sich aus dem Bette erhoben, und mit dem Münchlein frühstückete, so sich Herr und Besitzer vun Zelle nennete, vermerkete allso, da er sein promessen nit gehalten, die zween Dutzend nit voll gemachet, sintemalen sie zuletzt wol ein Knall gehüret, aber kein Kugel verspüret, er die Wett verloren, somit kein Recht und Anspruch auf Zelle hat. — Bei Behemoth dem Obersten der Teufel! riefe Bruder Hannes, ware nah dran! Scheinet mir aber, mein gnädig und holdselig Fraue, daß weder Ihr, noch ich in dieser Sach künnen Richter seyn, dermalen Zelle ein Besitzthum Euer Kron, über sollichs nur Euer Rath und Kollegium entscheiden darf. — Hilf Gott! antwortete die Fraue Kurfürstin und lachete dabei, solliches ihr gar selten arrivirete, schenk und überlass Euch die Zelle, damit zu machen wie es Euch beliebt, so Ihr im Stand, vun sollichem Fall vor vollem Colleg meiner Räth relation zu machen, ohn daß hiedurch mein Ehr und Tugend angetastet oder verdächtiget wird. — Will an den Beinen gehenket werden, so mir solliches nit gelinget, antwortete das Männlein mit den zween Dutzend Frohnen, die Sache zur Lächerlichkeit kehrend, sintemalen es wahrnahm, daß auf der physionomia seiner Fraue Beischläferin sich ein Spur von Zorn zeigete.



81. Andrea Vaccario. Der lüsterne Faun

Grämete sich diese aber gar wenig drob, maßen sie in voller confidenz stund, solliches würd dem Münchlein nit gelingen, sintemalen sie Zelle ebenso lieb, denn die Arbeit des Bruders Hannes hatt, darinnen sich ihr fürstlich Weisheit und oeconomia zeiget; bast! vermeinete, söllt nun die ganze Geschicht ihrm collegio vortragen und referiren, hätt diesmal umsunst gearbeitet, künnt aber sollich laborem allzeit wieder beginnen. — Dank Euch vun Herzen für Zelle, Kurfürstliche Gnaden,

antwortete das tapfere Reiterlein, solliches kann mir nit entgehen. Befahle die Fraue Kurfürstin allso, söllt ihr Kollegium, dabei kein Rath fehlen dürft, sich im Schloß versammeln, davor sie, vun dem Münchlein accompagniret, erschiene.

Sprache der Bruder Hannes, wöllt vun der Weisheit dieses collegii solutionem eins Streits erbitten, so vun Wichtigkeit für ihn, vun noch größerer aber kurfürstliche Kron sei. — Hüret zu, liebe Herren, sagete die Kurfürstin. Was er sprichet ist wahr.

Wendet sich das Lehniner Münchlein ohn Angst und Befangenheit an sollichs hohes Collegium und sprache wie folget: — Liebe edle Herren! Bitt Euch, wöllt mein simpel und einfach Sprach zu Gut halten, bin nur ein arms und ungelehrt Münchlein, dazu in weltlich Gesetz gar unwissend und dumm. Gungen zween Junker in eim schön Gärtlein spazieren, allda stunde ein hübsch und hoher Nußbaum, gut gepflanzet, gut gewachsen, steif und grad in die Luft ragend, gar schön zu sehen, noch schöner zu nutzen; summa ein Nußbaum, so stets frisch, deß Anblick Euch bis in die Seele erfreut hätt, deß Besitzthum Euch all über die Maaß reich und mächtig machen würd; ein Nußbaum der Lieb und Freud, des Guten und Bösen, daran der liebe Herregott im Paradeis die verbotten Frucht gehänget, dafür die Mutter Eva sammt dem Herrn Adam, unserm Eltervatter verjaget und bestrafet seyn. Selbiger Nußbaum, liebe edle Herrn, gabe den beiden Junkern occasionem, daß sie macheten ein Wett, wie solliche gar wol und oft unter Freunden gemachet werden. Vermaße sich der Jüngst vun den zween, wöllt mit einem Stecklein, wie man solliches bei sich führet, so man mit lieben Freunden in den Gärtlein spaziret, an die vier und zwanzig Mal in den Baum werfen, also daß jedes Mal ein Nuß darniederfiele. — Ist dieses nit der Knoten des Streites, Kurfürstliche Gnaden? setzete Bruder Hannes dazu, indem er sich an die Kurfürstin wendete.

— Es ist allso, antwortete sie, gar sehr erstaunet über sollich Adresse und List dieses Münchleins.

— Der andere Junker machete Gegenpart, fuhre der Kläger furt, darauf der erste sein Stecken ergriffe, damit in Kraft und Gewandtheit so gut zielent und richtig werfend, allso daß es für Beid ein Freud zu sehen war; summa durch protectionem derer lieben Heiligen, so plaisir dran nahmen, warfe das Junkerlein, allwie er es gelobet, mit jedem Wurf ein Nuß darnieder, fehlete an vier und zwanzig nit ein. Wöllt aber der Behemoth, so sein teuflisch Tatz überall hat, daß die letzte Nuß innen hohl war, item kein Mark oder Kern hatt, daraus ein neues Nußbäumlein hätt entstehen können, so sie der Gärtner in die Erd leget. Sprechet das Urteil, liebe, edle Herren, wer vun beeden Junkern hat die Wett gewunnen, der, so mit dem Stecken warf oder der Ander? Urtelt und saget an!

— Wol gesprochen, Münchlein, sagete Meister Johannes Bolreuter, so zur Zeit die kurfürstlichen Sigilla innehatt, giebt hier nur ein manier, die Sach zu enden. — Welche? fragete die Fraue Kurfürstin. — Der Junker mit dem Stecken hat gewunnen, der Ander muß zahlen, Kurfürstliche Gnaden, sintemalen sie gewettet allso, daß der Erst söllt darniederwerfen an die vier und zwanzig Nüß, dabei kein Red vun Kern oder Mark. — Sehet da den listigen Fuchs! riefe die Fraue Kurfürstin, dabei scherzend dem Münchlein die Hand auf die Wang legend. Glaub sicher, liebs Paterlein, allso, Ihr werdet dereinst noch gehenket werden.

Schenkete der Bruder Hannes aber, allwie er es gelobet, Burg und Gut Zelle der mater ecclesiae, so daraufe zu Gotts Ruhm und gloria ein feins Kloster bauete und fundirte, solliches zu heutiger Zeit noch in Ehren bestehet. Hat aber niemalen eins Menschen Ohr vernommen, wie solliches geschahe und ermöglicht, bis zur Zeit, da der gute frumme Hannes im Herrn schlafen gung, allwo er es zu Erbauung seiner Münchlein in größester Buß und Reue beichtete, dabei Gott lobend und dankend, allwie er in Gnaden sollich Teufelswerk und fleischlich Beginnen in sein Ruhm und Ehre verkehret."



Das geile Weib und der Narr

82. Kupferstich aus dem 15. Jahrhundert

Freilich nicht alle Männer sind so wagemutig, wie das Mönchlein von Lehnin. Weil es allbe-

Beschreibung vnd Figur der zukünfftigen bösen vnd Mannthewren Zeit:
Nemlich / daß sich

Sieben Weiber vmb ein par Mannshosen schlagen werden.

Vermahne derowegen alle böse Weiber / vnd Jungfrawen die jhre Männer vnd Schösse / so wenig / vnd nicht wehrt achten / daß sie from werden / dieselbige jhre Männer vnd Freyer lieben vnd ehren / ehe denn sie solche böse Zeit betreffe.



1.

NAch dem der Männerstreit viel Leut
Gefressen hat mit jhrer Beut:
So gibt sich an ein Weiber-Krieg /
Da ein par Hosen bringt der Sieg.

2.

Vmb welche / nach der Propheceÿ
Sich sieben Weiber schlagen freÿ:
Drümb war vor Leipzig beÿ dem Holtz
Entblösset mancher Jüngling stoltz.

3.

Ach was erhebt sich für ein Strauß?
Sie rauffen sich die Haare auß.
Seht wie eine hie die ander jagt!
Hört zu was eine jede sagt!

4.

An statt des lieben Mannes mein
Wil ich nehmen die Hosen fein /
Vnd wil sie drückn an meine Brust /
So offt mir ankömpt Weiber Lust.

5.

Wenn ich die Hosen nur seh an /
So deucht mich / sie warn meinem Mann /
Drümb wil ich mich mit euch drumb schlagn /
Vnd meine Haar auff dem Kopffe wagn.

6.

So ich mir ließ die Hosen nehmn /
Müst ich mich in mein Hertze schemn /
Sie warn meinm Mann / das riech ich wohl /
Er hat sie offt gehustet vall.

7.

Ghy Hoorn lat my de Broock nur gan,
Se vvarn verſehker mienem Mann,
Off ick ſnyd au de Backen op,
End röep au dai Haar oit dem Kop.

8.

Weil mir vom Mann nichts werden kan /
Ach möcht ich nur die Hosen han /
Ich wolt sie halten lieb vnd wehrt /
Mehr als ich meinen Mann geehrt.

9.

Ich gleub jhr Weiber all seyd toll /
Gefalln euch nun die Hosn so wohl?
Last mir doch nur ein Stück darvon /
Da ich eins Manns bey dencken kan.

10.

Vnser seynd Siebn / hat kein ein Mann /
Drumb mögn wir vns vmb die Hosn schlan /
Welch vnter vns das Glück wird habn /
Die wird die Beüte darvon tragn.

11. Der Bauwer spricht:

O grosse Noth geht all hieran /
Hie schlagn sie sich vmb Hosn vnd Mann /
In groß Gefahr ist mein Person /
Narren die bleibn / ich lauff davon.

12. Der Narr.

Ihr Weiber schlagt euch nicht so sehr /
Hier sind auch Hosn / vnd sonst was mehr:
Ich wil bey euch stehn als ein Han /
Der Bawer reist aus von dem Plan.

83. Deutsches Flugblatt auf den Kampf der Frauen um den Mann. 17. Jahrhundert

kannt ist, daß, wie schon im Hauptwerk angeführt wurde, Witwen doppelt lieben, weil sie das nachzuholen trachten, was sie etwa früher versäumt haben, und weil dieser große Liebeshunger der Witwen geradezu sprichwörtlich ist, darum getraut sich gar mancher Mann nicht, mit einer Witwe zur Ehe zu schreiten; er fürchtet, ihr nicht Genüge tun zu können und darum noch früher als sonst zu Hörnern zu kommen. In dem schon einmal zitierten Fastnachtsspiel „vom Heiraten Spiel" ist dies die Meinung des vierten Sprechers:

„Heur trug man mir ein Witwe an,
Die sprach, sie hätt vor gehabt ein Mann,
Der hätt' kein Nacht an ihr gefeirt,
Er hätt eins oder zwei rab gleirt.
Da gedacht ich: Hastu den Gebrechen,
So will ich kein solchs Faß anstechen,
Darauß das lauter als ist hinwek.
Für das Loch ist zu klein mein Fleck.
Wann du so hungrig bist und geitig,
Mir würdn di Küfererbeis übers Jahr zeitig,
Wann ich dir nicht könnt büßen dein heschen.
Mein Flegel soll nicht in deiner Scheurn dreschen."

Im Sprichwort hat die Unersättlichkeit der Frau in der Liebe ebenfalls einen überaus deutlichen Ausdruck gefunden. Wir verweisen nur auf die folgenden, deren Zahl beliebig vermehrt werden könnte: „Bei allem gelangt man auf den Grund, nur bei der Fut nicht"; „Die Augen verraten den Arsch"; „Der Esel will geschlagen, der Nußbaum geschwungen, das Weib geritten sein"; „Ein Ei ist ein Mund voll, ein Brüstli ist eine Hand voll, ein Arsch ist ein Schoß voll, aber eine Fut ist ein Nimmervoll"; „Das hungrigste Tier auf der Welt ist der Weiber Schoß".

In den darstellenden Künsten ist die angeblich besondere Geilheit der Weiber vornehmlich in dem Motiv von „Josef und die Potiphar" gestaltet. Gute Beispiele zeigen die Bilder 82, 84, 87 und 93. Nicht übersehen darf auch Rembrandts Radierung werden, die unbedingt als die kühnste Behandlung dieses Motives bezeichnet werden kann (vgl. „Gesch. d. erot. Kunst" Bild 65). Die naturalistischen Holländer verzichteten jedoch meistens auf die mythologische Einkleidung. Die ins Stadium der Mannstollheit gesteigerte weibliche Geilheit war für sie viel häufiger der Gegenstand des Humors und des saftigen Spottes. Der Arzt wird an das Bett einer angeblich auf den Tod kranken Dirne oder Frau gerufen. Aber dieser kennt sich über den wahren Sitz des Leidens nur zu gut aus, und sein malitiöser Blick verrät den Umstehenden, daß diese Krankheit nicht zum Tode führt, daß das Fieber nur ungestillte Liebessehnsucht ist. Weil er aber das einzig probate Mittel weder verschreiben noch anraten kann, so greift er zum Klystier: man muß das Füllen etwas von Kräften bringen, dann bekommts wenigstens für einige Tage Ruhe. Für den unvergleichlichen, stets zu den derbsten Anzüglichkeiten aufgelegten Jan Steen



84. Joseph und die Potiphar



85. Cimon und Pera. Gemälde von P. P. Rubens. Original im Rijksmuseum, Amsterdam

mit seinem breiten behaglichen Lachen war dies ein Lieblingsmotiv, er hat es darum mehrfach variiert und immer gleich köstlich, das heißt gleich eindeutig. Beruht in dem Haager Bilde der malitiöse Doppelsinn in dem Klystier (Bild 89), so in der Londoner Variation in der derben Anspielung auf das wahre Leiden, die der junge Bursche im Hintergrund macht, indem er einen Fisch demonstrierend in die Höhe hält. Diese Geste hat einen erotischen Sinn; die Redensarten „man muß den Fisch in die Reusen tun“ oder „ihr hungert nach Liebe wie der Reuse nach dem Fisch“ erklären diesen Sinn hinlänglich (Bild 86). Einer Frau in dieser Weise einen Fisch zu demonstrieren, war darum die deutlichste Form dafür, um welche Art Gunst man bei ihr buhlt. Die gleichzeitige Vorweisung von Knoblauch hat natürlich auch einen erotischen Sinn: der Mann verspricht damit ein unermüdlicher Liebhaber zu sein, denn Knoblauch, Sellerie und Spargel gehören von jeher zu den populärsten Stimulanzmitteln. Auch dieses Thema war ein Lieblingsmotiv Jan Steens. Vergleiche auch die Beilage „Verliebte Unterhandlung“. —

Sind das, was bis jetzt in diesem Abschnitt angeführt wurde, zumeist Produkte der Phantasie, der satirischen Laune, so werden in Chroniken und Memoiren nicht selten auch tatsächlich vorgekommene Fälle der weiblichen Unersättlichkeit in der Liebe geschildert. Aus Brantôme stammt folgendes Beispiel (a. a. O. S. 369):

„Eine junge Dame meiner Bekanntschaft, die am Tage nach der Hochzeit ihren Freundinnen die Begebenheit der Nacht erzählte, sagte enttäuscht dabei: ‚Wie? weiter ist es nichts? Ich hatte von euch und andern gehört, daß die Männer wunder etwas ausrichten; aber dieser Mann‘ (sie meinte ihren Gatten), ‚der gar so hitzig tat und sich für einen wackern Ringstecher ausgab, hat

nur vier Ritte gemacht; und gewöhnlich reitet man doch dreimal für den Ring und einmal für die Damen, und zwischen jedem einzelnen Ritt machte er längere Pausen, als gestern abend bei dem großen Ball gemacht wurden.' Da ihr dies so wenig schien, so wollte sie wahrscheinlich ein Dutzend haben."

Ebenfalls Brantôme entnommen ist das folgende Zitat, das an grotesker Kühnheit fürwahr nichts mehr zu wünschen übrig läßt (a. a. O. S. 368):

Drei große Damen, von denen die eine ein Mädchen war, tauschten eines Tages ihre Wünsche aus. Die eine sagte: ,Ich möchte einen Apfelbaum haben, der alle Jahre so viel Äpfel aus Gold hervorbrächte, wie sonst natürliche Früchte.' Die andere: ,Ich möchte eine Wiese haben, worauf so viel Edelsteine wüchsen, wie sonst Blumen.' Die dritte, das junge Mädchen, sagte: ,Und ich möchte einen Taubenschlag haben, dessen Löcher mir dazu dienen sollten, wie das eine einer gewissen Dame, die die Geliebte eines gewissen Königs ist, den ich nicht nenne. Aber zu meinem Taubenschlag sollten viel mehr Tauben kommen als zu ihrem'.

Ein solches historisches Beispiel ist auch „Die fleischgierige Herzogin", von der in der Zimmerschen Chronik die Rede ist. Die betreffende Schilderung lautet:

Mechtilde, Tochter des Pfalzgrafen Ludwig IV., hatte als ersten Mann Graf Ludwig von Württemberg, nach dessen Tode ehelichte sie (im Jahre 1452) den Herzog Albrecht von Österreich, den Bruder Kaiser Friedrichs III. Der hat bei ihr auch nicht lange gelebt. Die verwitwete Herzogin blieb ihr ganzes Leben lang zu Rottenburg am Neckar. Ihre ganze Hofhaltung und Lebensweise war nur auf Wollust und sinnliche Reize zugeschnitten. Man hätte ihren Hof besser Frau Venusberg genannt. Der alte Ritter, Herr Hermann von Sachsenheim, hat auch ein schönes Gedicht über sie gemacht, welches die Mörin benannt und gar köstlich zu lesen ist. Also diese Herzogin hatte in Rottenburg große Feste und köstliche Fastnachtsfeiern zu veranstalten gewußt, denn nach Absterben ihres Gemahles, des Herzogs, war sie ganz mannstoll und gierig geworden. Da wurde keiner, er sei denn sonderlich mit einem langen und starken Penicill begabt gewesen, zugelassen. Viel guter Gesellen, die auch gerne ihr Bestes geleistet hätten, wurden ausgemustert und durften nicht mehr hierzu schmecken. Denen ging es auch wie dem Luciano bei seiner Liebhaberin, die sprach: Abi in simiam es conversus; damit zeigte man ihm die Stiege.

Bei der Herzogin waren im Spiel der Graf Heinrich von Fürstenberg, der saß zu Wolfach und hatte das Kinzigtal inne, ferner ein Edelmann vom Stain, und einer von Rechberg mit dem Namen Veit. Der beste und angenehmste an jenem Ort war Ritter Veit von Emmershofen, dieser hatte die besseren Briefe. Das ergibt sich aus folgendem Fall. Einstmals an Fastnacht war in Rottenburg auf dem Marktplatz ein großes Rennen und Stechen veranstaltet worden. Die Herzogin war mit ihren Hofdamen auch erschienen und sah von einem Hause aus dem Spiele zu. Herr Veit von Emmershofen kam in dasselbe Haus und als er sah, daß die Herzogin in einem Stüblein ganz allein war und von da aus den Ritterspielen beiwohnte, da war unser Ritter nicht faul. Rasch schloß er die Türe am Stübchen und eilte auf die Herzogin, welche den Kopf zum Fenster hinausgesteckt hatte. Veit von Emmershofen hob der hohen Dame die Röcke hinten auf und fing an dem Nest zu schanzen. Die Herzogin ergrimmte über diese Gugelfur, blickte rasch um sich und fragte mit groben Worten etwa: „Wer plagt mich da hinten?" Kaum hatte die Dame indessen Herrn Veit erblickt, da legte sich sofort der herzogliche Unmut: „Siehe da! Herr Veit, seid Ihrs? Fahrt fort!" Nach diesen Worten blickte sie wieder zum Fenster hinaus und ließ den Ritter Veit weitermachen. Wenn der Graf von Fürstenberg oder Herr Veit nicht bei der Hand waren, mußte ein anderer Mann namens Halberdrein der Herzogin den „Ofen heizen", das geschah aber bei diesem Halberdrein ganz heimlich. Dieser Mann hat ihr viel Spaß gemacht durch Rätselaufgaben. Einmal wollte die Herzogin auch ein Rätsel von ihm haben, da hat er gesagt: „Gnädige Frau, nehmen Sie an, Euer Gnaden wären nackend und ständen auf allen Vieren. Jetzt käme ein Hühnervolk und würde zwischen den Armen und Beinen durchlaufen. Wie würden Euer Gnaden es anstellen, daß dero Gnaden kein Huhn, sei es von vorne oder hinten hineinflöge?" Die Herzogin mußt' so nach ihrem Gefallen raten. Bei solchen Rätseln kann man wohl ermessen, was das für ein Regiment am Hofe der Herzogin gewesen sein mag.

Weitere Belege zu denselben Gegenständen werden übrigens noch verschiedene Ergänzungen zu anderen Punkten darstellen, und zwar schon mehrere der folgenden.



86. Die Liebeskranke. Gemälde von Jan Steen

Zu S. 212. Die italienische Sprichwortnovelle des Antonio Cornazano „Wenn es an Heu mangelt, tut es Gerstenstroh“ lautet nach der ausgezeichneten Übersetzung von Albert Wesselski (Bd. IV. der Perlen älterer romanischer Prosa, herausgegeben von H. Floerke und A. Wesselski, München 1906 S. 3 u. flg.) folgendermaßen:

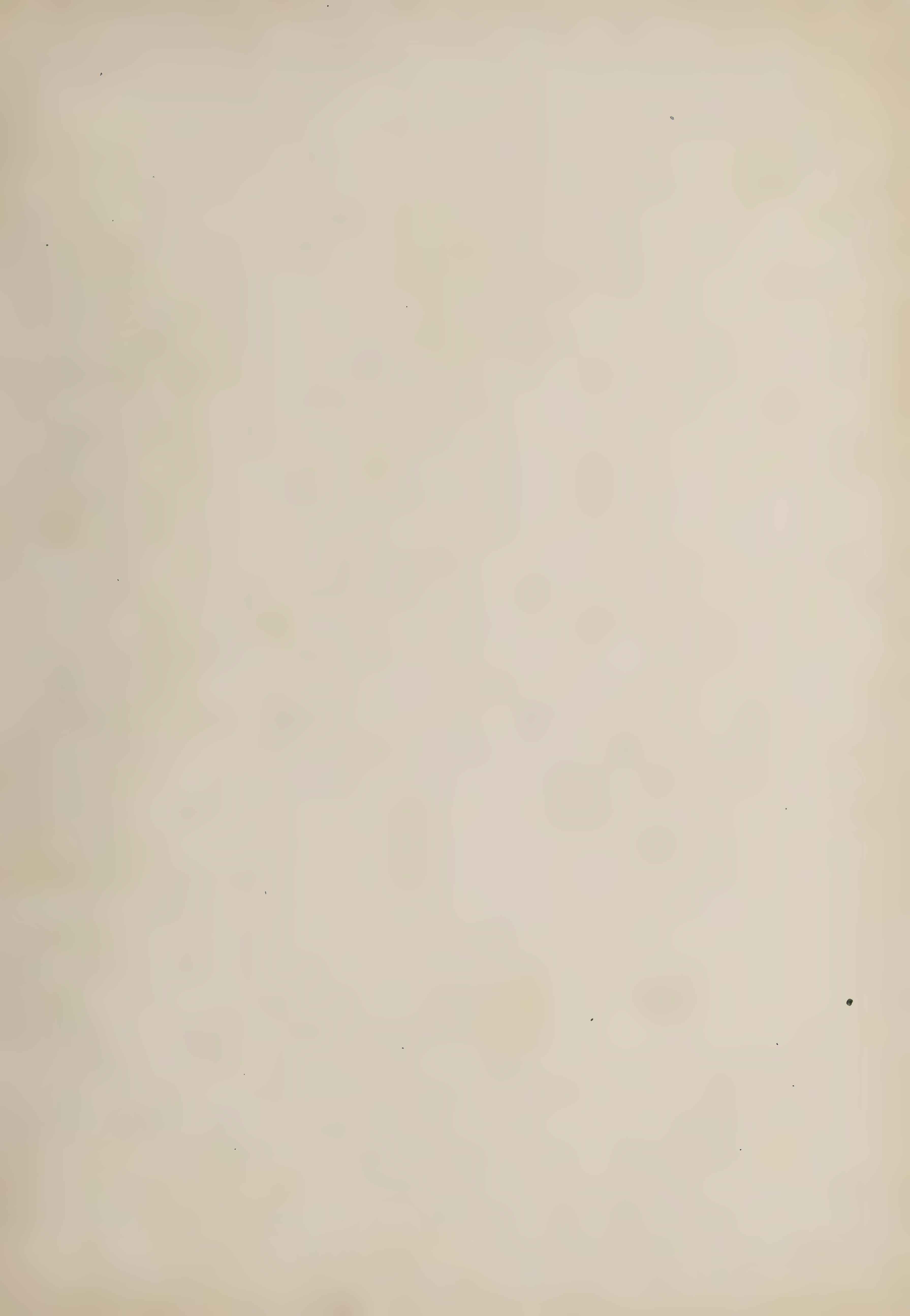
Es gibt, müßt Ihr wissen, ein sehr gebräuchliches Sprichwort, das man überall gegen überlästige Leute anwendet. Ist jemand in irgendeiner Sache sehr zudringlich, und kann oder will man ihm nicht willfahren, so sagt man: „Wenn es an Heu mangelt, tut es Gerstenstroh." Der Ursprung dieser Redensart ist aber folgender:

In unserem Lande Italien, und zwar in der schönen Provinz Toskana, lebte eine an Landgütern und Schlössern reiche Witwe, allgemein bekannt unter dem Namen Mama Cecca. Sie hatte nur eine einzige Tochter, die bestimmt war, einmal alle Liegenschaften und Reichtümer zu erben. Diese war ungefähr achtzehn Jahre alt, schön, wenn je eines Malers Kunstwerk diese Bezeichnung verdient hat, und von ihrer Mutter geliebt, wie der rechte Augapfel. Und es war der Mutter höchster Herzenswunsch auf dieser Welt, für das Mädchen einen guten Gatten zu finden, einen Mann, kräftig genug für die ehelichen Strapazen und furchtlos im Liebeskampfe. Denn es schien ihr, daß der Tochter zum vollständigen Lebensglücke sonst nichts fehle oder je fehlen könne, da sie doch reich, jung, hoch angesehen und dem edelsten Blute Toskanas entsprossen war. Viele Bewerber hatte die Mutter schon zurückgewiesen, darunter reiche und vornehme Herren, die die Jungfrau zur Ehe begehrten, da sie aus ihrem Äußern zu schließen glaubte, sie wären nicht besonders tauglich für die nächtlichen Scharmützel. Dieweil Mama Cecca in dieser Absicht verharrte, geschah es, daß, als der Karfreitag herankam, der größte Feiertag des Jahres, wo alle Mädchen, die sonst immer zurückgezogen leben müssen, von ihren Müttern zur Bußandacht geführt werden, auch sie mit ihrer Tochter, gefolgt von vier Begleiterinnen, ausging, um am Sündenablasse teilzunehmen. Und da bewirkte die Schönheit des Fräuleins, daß sich um sie immer ein Kreis verliebter Jünglinge bildete, die durch den herrlichen Anblick angelockt wurden. Als die Holde nun in eine sehr besuchte Kirche eintrat, begegnete ihr ein junger Landedelmann, schön und im Alter von fünfundzwanzig Jahren, vielleicht etwas darüber, der sich in Gesellschaft einiger Freunde befand. Kaum hatte er sie erblickt, wandte er sich auch schon mit losem Munde zu seinen Kameraden: „Herr Gott, was gäbe ich drum, könnte ich die nur eine Nacht in meinen Armen halten!" Die Genossen, denen seine Tüchtigkeit im Liebeskampfe wohl bekannt war, fragten: „Nun Sandro, wieviel Meilen rittest du wohl? Sag' es ehrlich!" „Zehn!" war die Antwort, „bei meinem Leben! und ich könnte die Maid so süß finden, daß es auch zwölf würden!" Diese Rede hörte die Mutter im Vorbeigehen, kehrte sich scheinbar zu den Alten, die sie begleiteten, zurück, heftete aber ihr Auge scharf auf ihn und betrachtete ihn aufmerksam. Er war hoch von Gestalt, die Glieder ebenmäßig, das Auge männlich blitzend und groß, nur der Rücken und die Beine etwas schmächtig. Da er eben erst aus dem Feldzuge zurückgekommen war, starrten die Waffen von Schmutz und Rost, und von den Ärmeln hingen die Schnüre herab. Als es Mama Cecca genug schien mit der Musterung, sagte sie, bereits in die Kirche eingetreten, zur Tochter: „Bei meinem Leben! Wiewohl heute der Passionstag ist, und uns weltliche Gedanken fern bleiben sollten, ein schöner Mann ist er doch!" Die Jungfrau neigte sich zu ihr: „Habt Ihr gehört, Mutter? Zwölfmal in einer Nacht, hat er gesagt. Erkundigt Euch doch und trachtet zu erfahren, wer er ist." Kurz und gut, Mama Cecca ließ Christus in der Passion unter den Juden, richtete sich nach der Passion des Mädchens, besprach die Sache mit einigen erfahrenen Damen und erhielt den Bescheid, der Betreffende sei ein tapferer Jüngling von nicht besonderm Adel, aber auch nicht von zu schlechter Geburt, und sei arm und ohne irgendein zu erwartendes Erbteil. Sie eilte heim und teilte alles der Tochter mit, die, ohne auf Abkunft und Vermögen Rücksicht zu nehmen, merken ließ, wie gut ihr der Junker gefiel. Ohne Verzug suchte ihn die Mutter auf und bot ihm die junge Schöne zur Gattin an, indem sie ihm erzählte, ein wie großes Vermögen ihn erwarte, das ihm leicht zu Adel und Ansehen



Joseph, der treue Diener und Bezwinger der Begierde

87. Kupferstich von H. S. Beham. 1544





In Erwartun

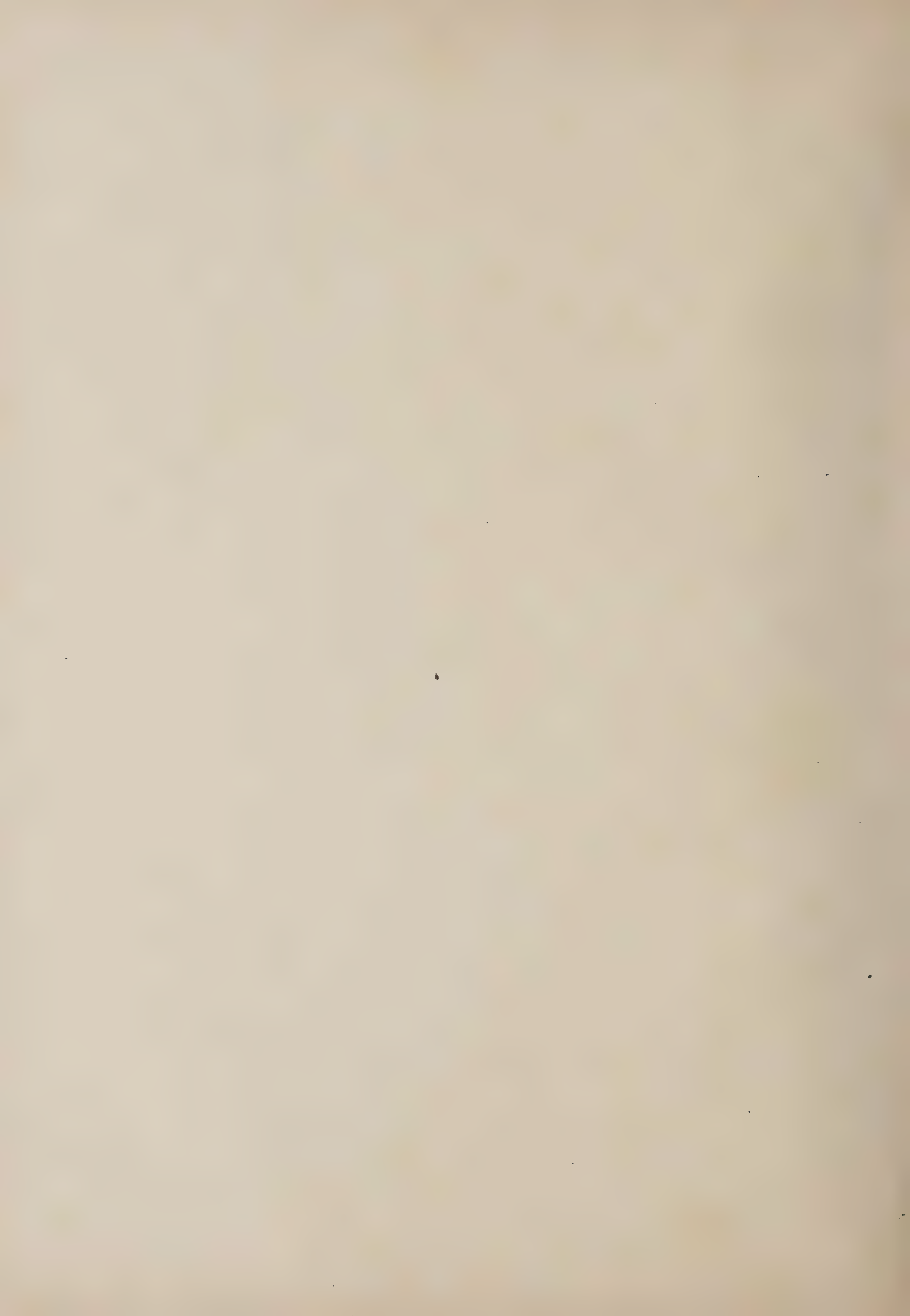
Aus einem Gemälde von Rembrand



des Geliebten

Original in der Eremitage Petersburg

Albert Langen, München



verhelfen würde. Nur die eine Bedingung stellte sie, er müsse seiner Gemahlin eine gute Behandlung angedeihen lassen. Der Jüngling beugte sein Haupt dem Glücke und ließ sich das Mädchen samt der Mitgift gefallen. Sie zählten ihm sofort zweihundert Gulden auf die Hand, damit er sich kleide und in Ordnung bringe, und kargten überhaupt nicht mit dem Gelde, zur größten Verwunderung des ganzen Landes.



88. Symbolische Darstellung der weiblichen Geilheit. Kupferstich von Aldegrever. 1549

Es kam der Tag der Hochzeit, endlich auch die Stunde, wo sich das junge Paar zu Bette begab. Und da fand die sehnsüchtige junge Gattin in ihrem Gemahle einen Menschen, der sich so gar nicht darauf verstand, mit einer Frau zu kosen. Ohne einleitende Umarmungen wollte er auf sie springen wie auf ein Pferd. Das edle Kind erschrak über diese ungeschlachte Art, verhielt sich daher beim ersten Angriffe spröde, zog sich an den Bettrand zurück und stieß ihn mit den Händen von sich. Und bei diesem Streite erhielt der Gatte einen Schlag aufs Auge und eine Kratzwunde an der Wange. Er, wie gesagt, unerfahren und roh in der Liebe, obwohl er sich späterhin sehr gut darauf verstand, legte sich auf seine Bettseite und schwur, da er die Backe bluten fühlte, in seinem Herzen, sein Weib nie mehr zu berühren, es sei denn, sie bitte ihn darum. Und so ward es langsam Morgen.

Für diese eine Nacht hatte die junge Frau nicht den Mut, ihren Kummer der Mutter mitzuteilen; es verging der Tag und es verging ein zweiter. Da er fest bei seinem Gelübde blieb, insurgunt taedia corvo, und die Mutter fing an, die töchterliche Traurigkeit zu verstehen. Zur guten Stunde trat sie eines Morgens in das Schlafzimmer der jungen Leute, und da sah sie zwischen den beiden Betten eine Erhöhung und auch sonst kein Zeichen, daß eine Annäherung stattgefunden habe. Und als sie insgeheim die Tochter fragte, antwortete diese, sie sei noch immer so, wie sie gewesen sei. Monna Cecca, die ja keinen andern Wunsch hegte, als ihr Kind in diesem Punkte zufrieden zu sehen, rang seufzend und jammernd die Hände: „Geliebte Tochter, habe ich dich denn geopfert? Habe ich dich denn begraben? Einen Mann habe ich dir geben wollen und habe dir ein schlechtes Stück Holz gegeben! Das ist ja kein Mann, das ist ja ein Strohsack!" Während sie in dieser Weise zu klagen fortfuhr, kam der Gatte dazu und vernahm alles. Und da er hörte, wie sie sagte, er sei kein Mann, entschuldigte er sich bei ihr mit kurzen Worten und zeigte die Kratzwunde, die er beim Versuche der ersten Nacht erhalten hatte. Sodann bewies er, daß er nicht vielleicht ein Weib sei, indem er ein Glied von einer so großartigen Beschaffenheit vorwies, daß es seine Schwiegermutter deuchte, etwas ähnliches noch nie gesehen zu haben; „Madonna," fuhr er fort, „das ist alles, was ich habe. Wenn Lisa (also hieß die Jungfrau) es will, so muß sie mich darum bitten, nicht vielleicht ich sie. Denn zu jener Stunde, als sie mir mit ihren Krallen ins Gesicht fuhr, schwur ich mir, nichts mehr mit ihr zu machen, es sei denn, sie selbst ersucht mich. Ich habe keine Lust, mich mit Katzen herumzubalgen." Als er seinen Zapfen enthüllte, hatte Monna Cecca schnell die Hände vors Gesicht gehalten, die Finger gespreizt, wie man durch ein Gitter sieht; und als sie alles gut gesehen und die Gründe ihres Eidams gehört hatte, eilte sie zur Tochter, um sie auszuschelten: „Lisa, mein liebes Kind, du hast dich schwer verirrt. Dein Gatte ist ein Mann und ein vollkommener Mann. Glücklich du, wenn du ihn freundlich zu behandeln weißt! Du hättest es nicht notwendig gehabt, deine Jungfernschaft dadurch zu beweisen, daß du ihm die Nägel ins Gesicht grubst. Bekenne deine Schuld und bitte ihn: ich versichere dir, er hat alles, um dich zufriedenzustellen." Die junge Frau, lüstern und züchtig zugleich, entgegnete: „Mutter, süßeste Mutter, wie kann ich mich je darein fügen? Ich, die ich mich als Jungfrau erweisen soll, ich soll mich soweit erniedrigen, daß ich ihn bitte: Mach mir's?" Darauf die Mutter: „Ich werde die Sache schon ordnen. Du bist schamhaft, und er ist ein Soldat. Du wirst ihn auf eine verblümte Art bitten, auf eine Art, die sich für dich schickt und wodurch weder sein Eid, noch deine Ehre verletzt wird. Wenn ihr zu Bette geht, sagst du zu ihm: Gib meinem



89. Der Arzt und die Liebeskranke. Gemälde von Jan Steen. Original Steengracht-Sammlung im Haag

Pferde Heu!" Der Jungfrau war es recht: „Meiner Treu, so ist es gut. Geh' ihn nun bitten, daß er damit zufrieden sei."

Monna Cecca ging also als Unterhändlerin, traf den Schwiegersohn mitten im Saale und sagte zu ihm: „Sandro, du weißt, wie die Dinge liegen. Meine Tochter ist ein züchtiges und unberührtes Mädchen. Du kannst füglich von ihr nicht erwarten, daß sie dich bittet ‚mach mir's'! Da du aber doch Soldat gewesen bist, wird sie dich auf eine Art bitten, die du wohl verstehen wirst." „Wenn sie mich nur überhaupt bittet," meinte Sandro, „mehr will ich ja nicht." „Sie wird dir sagen: Gib meinem Pferde Heu!" „Sehr gut, sonst verlange ich nichts weiter. Ich werde glauben, wieder im Felde zu sein, und munter eine Lanze brechen."

So war man also einig. Der Abend kam, und als die beiden Gatten unter den Betttüchern lagen, sagte die Jungfrau: „Gib meinem Pferde Heu!“ Sofort tat der Gemahl seine Schuldigkeit, indem er ihm die Krippe ordentlich vollfüllte. Aber das Rößlein war nicht so schnell gesättigt, und so rief sie zum zweiten Male: „Sandro, gib meinem Pferde Heu!“ Sandro gab ihm Heu auf die bewußte Weise, und so geschah es ein drittes Mal, ein viertes Mal, ein fünftes Mal, bis er ihm endlich neun Arme voll Heu gereicht hatte; aber ohne Unterbrechung schrie sie, lüstern nach der süßen Speise: „Gib Heu!“ Doch der Gatte hatte sich ein wenig auf seine Bettseite zurückgezogen, um seine Kräfte zu sammeln und Atem zu holen, im übrigen in der ehrlichen Absicht, das Dutzend vollzumachen. Da rückte die unbescheidene und nach den Leckerbissen gierige Lisa zu ihm, um ihn zu quälen, und stieß ihn, als sie sein Schnarchen hörte — er hatte schon ein großes Schlafbedürfnis — mit Ellbogen und Knien: „Sandro, gib Heu meinem Pferde!“ Da er nun die Einfalt seiner Frau erkannte, versenkte er die Hände in den Strohsack, erfaßte ein ordentliches Bündel Stroh und stopfte es ihr zwischen die Beine an die Stelle, die schon so viel Heu verschlungen hatte: „Madonna, Heu gibt es nicht mehr. Hier ist Gerstenstroh! Hat Euer Klepper noch Hunger, soll er fressen; will er nicht, soll er Geduld haben.“ Auf diese Weise abgeführt, entfernte sich das allzu genäschige Mädchen von der Seite des Gatten, um das Stroh wieder zu entfernen, und verhielt sich den Rest der Nacht ruhig, während sich der Ermüdete erholte.

Später erzählte er die Geschichte und legte so den Grund zu obigem Sprichwort, das bis zum heutigen Tage gegen allzu lästige Menschen angewandt wird.

Zu S. 212—214. Der im Hauptwerk durch Inhaltsangabe beschriebene bäuerliche Schwank „Der Minnedurst“ lautet in seinen Hauptteilen (nach Hagen) wie folgt:

Und als die Nacht dann herzukam
Und das Essen war bereit,
Da ward niemand verseit (versagt),
Weder Trinken noch Essen;
Als männiglich war gesessen,
Da gab man in allen Größen Rat,
Was der Wirt Gutes hatt,
Das hieß er alles tragen dar.
Man gab je zweien — sunderbar,
Gebratne Wurst zu letzte
Der Wirt pflag seiner Gäste
Schön und wohl ohn allen Haß,
Der Bräutigam an dem Ende saß
Und pflag der Speis' da all die Nacht —
Er hatte keines Dinges Acht,
Niemand wie er wurde so voll.
Man nahm den Tisch auf, als man soll
Da man gegessen hatte.
Nun war es also spate
Daß man nieder wollte gahn
Das wurde schier getan.
Sie gingen nieder, das geschah.
Als schier der Knabe das ersah,
Sein Herz gewann da guten Wahn,
Er gedacht: „Mein Ding will für sich gahn.“
Als es wohl auf die Zeit ward,
Der Knabe da nit länger spart;
Er ging hin fröhlich unverzagt,
Als ihm seine Lieb hätt getagt
Und auch seines Herzens Traut.
Er hub auf und sang viel laut;
Beide, wieder und vür,
Sein Lied vor seiner Lieben Tür.

Und als sie ihn erhörte,
Ihr Mann sich wenig kehrte
Ob des Spiels, das sie umpflag,
Denn er an dem Bette lag
Und war des Weines und Schlafes voll,
Als von Recht ein Schlauch sein soll,
Der nicht Liebe pflegen kann.
Sie sprach: „Hörst du, lieber Mann?
Mich durstet also sehre,
Daß ich kein Weile mehre
Mag liegen, ich muß aufstehen
Und zur Wassergölten gehen
Und da löschen meinen Durst;
Ich aß die Nacht ein gebraten Wurst,
Die so sehr versalzen war;
Deswegen du nicht zürnen darfst,
Weil ich von dir gehe zum trinken;
Mein Herze will versinken
Von großem Durste, den ich han;
Deshalb muß ich hinabe gahn
Trinken, das mag nit anders sein.“
Er sprach: „Lieg stille, Fraue mein,
Ich bringe dir mit ganzer ger
Die Schapfe voll mit Wasser her.“
Sie sprach: „Lieg still, das tu ich nit,
Ob Gott will, nimmer das geschieht,
Daß ich dich von mir laß aufstahn:
Du sollst liegen und Ruhe han,
Und sollst das Bette wärmen mir;
Ich schmieg mich des dann näher dir,
So ich her wieder kehre.“
Was soll ich sagen mehre:
Der Krieg unter ihnen lange währt,

13*



90. Venus und Adonis. Gemälde von P. P. Rubens. Original Eremitage St Petersburg

Doch folget er ihr, des sie begehrt
Und ließ sie von ihm gehn hinabe.
Dort hat gewartet ihr der Knabe,
Den ließ sie treten zu ihr ein.
Sie sprach: „Traut Geselle mein,
Sei mir und auch Gott willkommen."
Als ich die Märe han vernommen
Und ich unterweiset bin,
Den ersten Nutz nahm er da hin,
Den sie ihm verheißen hatt;
Mit ihrem Willen er das tat,
Und legt sie zu der Gölten nieder
Und tat ihr da, als man noch sider
Tut nächtens in dem Bette.
Er bot ihr da zur Stätte
Den Schapfenstiel in ihre Hand,
Den setzte sie an zu Hand,
Da er ihr alles beste tät;
Als wohl sie ihn gefasset hätt,
So gut sie es kunnte.
Sie ruft aus lautem Munde:
„Hörst du's? mein viel lieber Mann,
Daß ist gestochen und gefangen an;
Ich setz jetzt an, das sag ich dir,
Davon wünsche Glückes mir,
Und sprich, daß mir es Gott gesegen,
Denn ich han mich trinkens verwegen
Und will löschen meinen Durst
Auf die wohlgesalzen Wurst,
Die hienach kommen ist in mich,
Davon laß nicht verdrießen dich
Und laß dich nicht belangen;
Ich han erst angefangen,
Und komme, so ich erste mag;
Wie ich dir für wahr sag',
Ich will mich jetzt ergötzen
Meines Durstes, und ansetzen
Als dik, und ich erlösch ihn gar."
Der Knabe bot ihr aber dar
Seinen Schapfenstiel, zum zweit.
Viel laute sie da aber schreit:
„Hörst du's? Ich setz wieder an
Zu dem andernmal, weil ich nit kann
Meinen Durst erlöschen noch."
Da sprach ihr Mann: „Nun hast du doch
Wassers eine Gölte voll,
Daß du ihn magst erlöschen wohl;
Davon trink fest, mein liebes Weib.

Daß es muß wohltun deinem Leib,
Das wünsch ich, so ich beste kann."
Der Knabe setzt ihr aber an
Zum dritten Mal den Schapfenstiel.
Den konnte sie eben und viel
Wohl ansetzen an die Statt,
Da sie den Durst, den großen hat.
Als ich mich versinne,
Sie durste nach der Minne,
Der sie da mit dem Knaben pflag:
Drei Stunden er bei ihr gelag
Bei der Wassergölten do.
Er löschte ihr den Durst ja so
Mit Fleiße an derselben Fahrt;
Sie sprach: „Traut Geselle zart,
Wir sollten uns heben von hinnen,
Eh es mein Mann wird innen,
Daß unsere Liebe bleibe rein.
Wäger ist mit Lieb ein klein,
Den Michel freut mit Ungemach.
Mein Mann het mich je mehr schwach
Sinn, wurd er's an mir gewahr:
Sonst sein wir aller Sorgen bar.
Und zu Lieb uns beiden,
Ob wir eine Zeit uns scheiden."
Sprach sie: „Traut Geselle gut,
Maß ist zu allen Dingen gut."
Als ich es vernommen han,
Just schied der Knabe von ihr schon,
Und nahm Urlaub von ihrer Seite.
Zu ihrem Mann sie sich wieder leite;
Der war Schlafes also voll,
Daß nit konnte merken wohl,
Noch da nehmen in Acht,
Was sie begangen hatte die Nacht
Mit dem Knaben fein und klug.

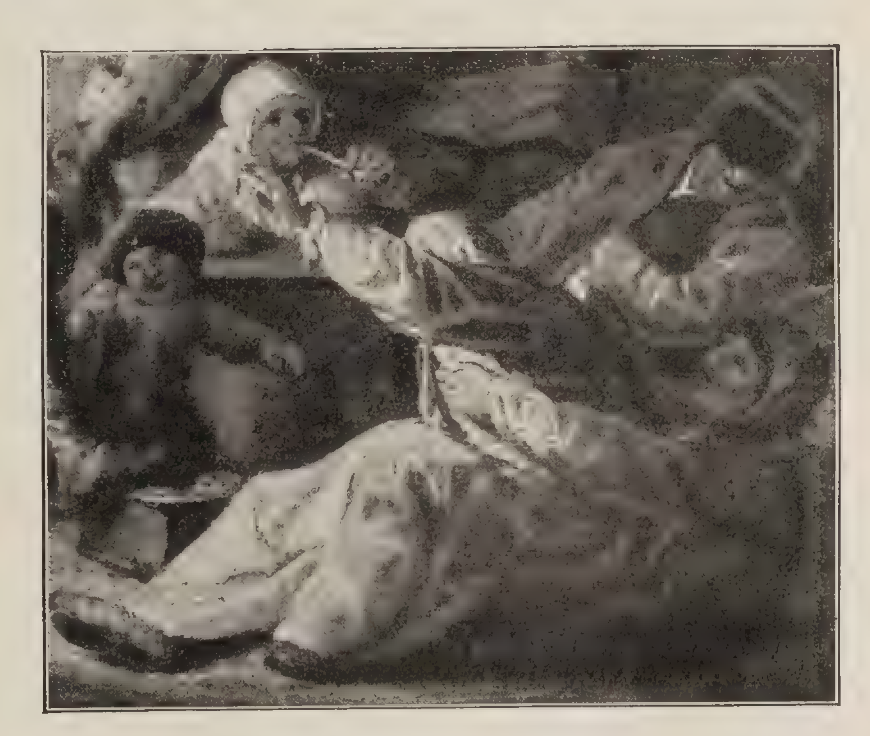
Zu S. 214. „Die Tücke des Objekts" in Liebessachen ist nach Clement Marot das größte Unglück, das einem Mann bei einer Frau passieren kann (a. a. O. Nr. X):

Das größte Unglück

Das größte Unglück, das passieren kann,
Wenn man bei der geliebten Freundin weilt,
Ist nicht, wenn sie den Abschied übereilt,
Nachdem man treulich seine Pflicht getan ...
Selbst das erträgt der sehr verliebte Mann,
Wenn ihm verschlossen bleibt der Liebesgarten.
Doch unerträglich ist auf Liebesfahrten.
— Wer es erlebte, der versteht mich nur —
Wenn man in schönster Liebespositur
Noch immerfort gezwungen ist zu warten. —

Durch das folgende Beispiel belegt Brantôme (a. a. O. S. 4) die von uns im Hauptwerk erhobene Behauptung, daß eine Frau, die sich einem Manne ohne Erfolg hingegeben hat, darin andererseits die größte Beleidigung erblickt, die ihr jemals hat zugefügt werden können:

„Eine andere Dame hatte eine Liebschaft mit einem Edelmann, der ihr unter anderm sagte, daß er sie in der Nacht sechsmal bedienen würde, so sehr hatte ihn ihre Schönheit gereizt. „Ihr rühmt Euch sehr," sagte sie, „ich will Euch eine solche Nacht geben." Er verfehlte denn auch nicht zu erscheinen; aber zum Unglück wurde er im Bett so von Konvulsionen, Erkältung und Nervenzuckungen befallen, daß er sie nicht ein einziges Mal bedienen konnte. Da sagte die Dame zu ihm: „Wollt Ihr weiter nichts machen? Dann verlaßt mein Bett! Ich habe es Euch nicht als Gastbett geliehen, damit Ihr Euch hineinlegt und ausruht. Deshalb hinaus!" So gab sie ihm den Laufpaß, machte sich über ihn lustig und haßte ihn wie den Tod."



Bäuerliche Scherze (Detail)

91. Gemälde von Ostade. Original Alte Pinakothek München

Zu S. 217. Denselben Gedanken, daß eine Jungfrau, die schon „ein Eisen abgeworfen hat“, immer zur Untreue bereit ist, behandelt auch das satirische Gedicht auf den „Hahnrey“. In diesem Gedicht wird der Mann verhöhnt, der ein solches Mädchen zur Frau nimmt, obgleich er wohl weiß, daß er mit der Kuh bereits das Kalb bekommt; also wird's ihm in Zukunft immer so ergehen, er wird Hahnrey sein und bleiben sein Leben lang:

Der Hahnrey

O Joseph, liebster Joseph mein,
Laßt uns heute fröhlich sein,
Darum so kommt zu uns herein
Alle insgemein, beide, groß und klein,
Zum Hahnrey.

Der Bräutigam, der ist lobenswert,
Ein Eisen hat abgeworfen sein Pferd,
Fährt immer fort, nach seinem Kopf,
Der arme Tropf, der Dudendopf,
Der Hahnrey.

Die Braut ist Jungfrau lang gewest,
Die Jungen, die kriechen ihr aus dem Nest,
Das Kalb bekömmt er mit der Kuh, ist fröhlich dazu,
Der arme Schweiß, solch's gar wohl weiß:
Der Hahnrey.

Gar wunderbar ist es in der Welt,
Einer hat den Beutel, der ander das Geld,
In der Liebe brennt der junge Held, er liebet [das Geld,
Denn es ihm ganz wohlgefällt,
Dem Hahnrey.

Gaudeamus omnia,
Ach lieber Hahnrey, bist du da,
Die liebe Geduld ist dir sehr gut,
Einen breiten Hut mußt haben gut,
Du Hahnrey.

Laßt uns immer fröhlich sein
Und trinken gut Bier und guten Wein,
Ob schon die Braut nicht Jungfrau ist,
Ihr nichts gebrist, ohn ihrer List,
Dem Hahnrey.

Frau Gloria im roten Rock,
Bist du da, du Edle Dock,
Du bist ein Fräulein von Plasant,
Im ganzen Land, ganz wohlbekannt,
Dem Hahnrey.

Ach lieber Hahnrey, hab Geduld,
Es ist doch deiner Frauen Schuld,
Bist lustig, fröhlich und guter Ding,
Herummer spring, und mit uns sing,
Du Hahnrey.

Wer eine Hur kriegt zu der Echt,
Der kömmt in der Hahnreyer Geschlecht,
Davon sagen alle Menschenkind',
Die Liebe ist blind und kömmt geschwind
Zum Hahnrey.

Brillen mußt du haben nun
Und durch die Finger sehen dazu,
Willst du anders haben Ruh —
Die Tür schleuß zu, sei fromm dazu,
Du Hahnrey.

Warum willst du traurig sein?
Du weißt, du bist es nicht allein;
Gar viel Geschlecht in unser Gemein,
Beid', groß und klein,
Auch Jung und Alte Hahnrey sein.

Darum ist dies Liedchen erdacht,
Einem vornehmen Hahnrey zu Ehren gemacht,
Ein jeder jetzo seiner lacht,
Dieweil er tracht nach Lust und Pracht,
Der Hahnrey.

Hierher gehört auch das Sprichwort: „Es ist eine reine Jungfer mit dem siebenten Kinde.“

Zu S. 218. Der betreffende Nürnberger Ratserlaß lautet in seinem ganzen Umfang folgendermaßen:

Nachdem ein Edler/Ehrnvester, Weiser Rath diser Statt Nürnberg, bißhero mit grossem Mißfallen erfahren, das ungeachtet jrer Herrlichkeiten hiebe vorn zu mehrmalen offentlich Publicirten und angeschlagenen Mandaten und Verbotten: Auch darneben der Herrn Predicanten täglichen abmahnungen und starcken warnungen auß Gottes Wort, dannoch das Unchristliche Sündtliche Laster der Unzucht, nicht vermidden werden will. Sonder dasselbig vil mehr je lenger je mehr einreissen thut. Also, das under denselben etliche, welche zum Standt der heiligen Ehe greiffen, bede Eheverlobte, zuvorn und ehe Sie Christlicher Ordnung gemeß, offentlich zu Kirchen und Strassen gehen, und vor den angesicht Christlicher Gemein sich einlaiten lassen, verbottener weiß leiblich vermischen, und zu vilmahlen die Braut geschwängert sein, und entweder vor: oder unlangst nach



92. Der symbolische Liebesantrag. Gemälde von Jan Steen

gehaltener Hochzeit, zu menniglichs Ärgerung in das Kindbeth kommen. Dieweil dann einer jeden Christlichen Obrigkeit, in krafft ihres von Gott auffgetragenen Ampts in alleweg gebüret, solch unzüchtig Sündtlich leben, (dardurch der Allmechtig Gott je mehr und mehr zu zorn bewogen, und zu schickung schwerer Landstraffen höchlich verursacht wirdt) alles ernsts zu wehren, und den heiligen von Gott eingesetzten Ehestandt in seinen Ehren zuerhalten. Als haben jhre Herrlichkeiten nicht underlassen können noch solen, zu verspürung jhres mißfallens über der verachtung

vor angeregter jhrer Mandaten, abermalen nachfolgendt Verbott außgehn und menniglichen verkünden zu lassen, Nemlichen wann sich hinfürter mehr zutragen werde, das zwey Eheverlobte hie in diser Statt, vor jhrem Ehelichen Kirchgang und einlaitung, sich miteinander Sündlich vermischen, und solches vor der Hochzeit ruchtbar wirdt, daß alsdann dieselben bede Eheverlobte zu ihrem sonderbahren, jhnen selbst zugezogenen spot und schandt, und damit Sie von männiglichen erkennet und offenbaret werden, an keinem andern ort, dann hie in diser Statt, offentlich Hochzeit zu halten, macht haben, und jhnen keines wegs verstattet werden, an jhrem Kirchgang mit blosem geschmucktem Haupt, und darauff ein Krantz zu tragen, sonder die Braut soll geschlaiert: und der Bräutigam mit bedecktem Haupt ohne Krantz auff dem Hut oder Arm zu Kirchen gehen, und sich einlaiten lassen. Sie sollen auch zu solchem ihrem Kirchgang mehr beruffener oder unberuffener Leute nicht haben, denn sechs Manns- und sechs Weibspersonen, Welches dann die Hochzeitlader in acht nehmen, die Leut zuvon warnen, und nicht zugeben sollen, das mehrere Personen sich zum Kirchgang einstellen und beywohnen. Dann so sie die übertrettung verschweigen: und hernacher dieselbige in andere weg an ein Ehrnvesten Rath gelangen würde, und sie sich mit Leistung eines leiblichen Eyds nicht purgirn kündten, so soll jhrer mit solcher straff, die jhnen schwer fallen wirdt, nicht verschonet werden. Es sollen auch solche vergriffene Eheleut, an solchem jhrem Hochzeittag, nach verrichtem Kirchgang, bey der Malzeit nicht mehr dann nur einem Tisch mit Leuten, und darbey weder Tantzen, noch einig freudenspil haben, bey straff zehen gulden unnachläßlich zu bezahlen. Und wann solche Hochzeit fürüber ist, sollen alsdann bede Eheleut von Obrigkeit wegen erfordert, und der gewesene Bräutigam vierzehen Tag auff versperrten Thurm und die Braut vierzehen Tag an Banck und Eisen mit dem Leib gestrafft, und solche Zeit über, bede mit Wasser und Brot gespeiset werden. Wie dann ein Ehrnvester Rath den Stattpfendern anbefohlen, auff dergleichen verbrechende Personen, so wider dise Ordnung handlen würden, kundtschafft fleissig zubestellen, welchen kundtschafftern von jeder angezeigten Person vier gulden zur belohnung solle gereicht werden.

Da aber die begangene Unzucht beder Eheleut erst nach gehaltener Hochzeit kunth und offenbar wird, sollen dieselben einen als den andern weg von Obrigkeit wegen erfordert, und umb jhrer sträflichen verhandlung willen, sonderlichen, das Sie die Kirchen und gemein Gottes mit jhrem verschweigen betrogen, und solches nicht zuvorn den Schaffern in den Pfarrhöfen offenbaret und angezeigt, sondern andern ehrlichen Leuten gemeß jhr Hochzeit angestellet, und gehalten, nicht allein ebenmessig der Mann vierzehen tag auff ein versperrten Thurm: und das Weib vierzehen tag in die Eisen mit dem Leib und Wasser und Brot: sondern noch dazu an Gelt, umb fünff und zwantzig gulden gestrafft, und dem Kundtschaffter der solches angezeigt, davon der dritte theil zu lohn gegeben werden. Welche aber das Straffgelt nicht zu bezahlen haben, die sollen nach erkenntnuß wohlgedachtes eines Ehrnvesten Raths, entweder mit doppelter Leibsstraff belegt, oder Sie müsten so lang dise Statt meiden, biß sie das Straffgelt bezahlet haben.

Es soll auch diß Mandat die meinung nicht haben, das man so eben bey obspecificirten Straffen verbleiben werde, sondern ein Ehrnvester Rath behelt jhme bevor, die Verbrechere nach gestalt jhrer verhandlung, mit stärckern und schärpffern Straffen anzusehen und gegen denselben fürzunehmen. Darnach hab sich menniglich zu richten und vor schaden zu hüten.

Decretum in Senatu, 11. Martii, 1619.

Zu S. 221. Über die Häufigkeit des vorehelichen Geschlechtsverkehrs auch auf seiten der Frau bieten die Sprichwörter die kräftigsten und deutlichsten Belege. Hier eine kleine Auswahl:

„Es wollen viele für Jungfrauen angesehen sein, die doch von vorn zeigen, daß man hinten kein Kind trägt“; „Manche Jungfer will wohl keinen Mann haben, sie ist aber gern bei dem Volke, das Frauen machen kann“; „Auf die Jungfernschaft kann man keine Semmel bauen“; „Es ist keine Jungfrau, sie weiß die Straß zum Venusberg“; „Wer Jungfrauen traut und sein Bett verkauft, muß auf dem Stroh liegen“; „Wer eine Jungfrau will erkennen, der muß Luchsaugen haben“; „Jungfern, die mannbar sind, sein schwer zu verwahren“; „Jungfrauen, die über 18 Jahr, sind feile War“; „Wenn eine Jungfer fällt, so fällt sie auf den Rücken“; „Wenn sich die Jungfer aufs Küssen legt, so legt sie sich auch aufs Kissen“; „Jungfernfleisch und warme Sonne zu Weihnachten sind selten“.

Zu S. 222—224. Eine Bearbeitung des Themas vom vorehelichen Geschlechts-



Bauern in der Schenke

Gemälde von Adrian von Ostade





93. Joseph und die Potiphar. Kupferstich nach einem Gemälde von Tizian

verkehr und der Schlauheit, die die Mädchen zu entfalten verstehen, um dahin zu gelangen, stellt auch die weitverbreitete, in verschiedenen Sprachen variierte Erzählung von der Nachtigall dar. Der Gedanke der Fabel ist der, daß ein junges Mädchen mit großer Schlauheit bei ihren Eltern die Erlaubnis durchsetzt, einmal auf dem Balkon schlafen zu dürfen. Als Grund gibt sie ihren Eltern an, daß sie den Gesang der Nachtigall hören wolle. In Wahrheit wollte sie dort mit ihrem Geliebten zusammenkommen. Als der Vater am andern Morgen nach der Tochter Ausschau hält, findet er sie schlafend in den Armen ihres Liebhabers, und zwar in einer Situation, die ihm gar keinen Zweifel darüber läßt, welcher Nachtigall Gesang seine Tochter hören wollte. Am bekanntesten von den verschiedenen Bearbeitungen dieser Fabel ist Boccaccios gleichnamige Erzählung. Weniger bekannt dagegen ist die deutsche Fassung, die in Gedichtform erschien und aus dem 15. Jahrhundert stammt. Die Hauptstelle dieses altdeutschen Gedichtes lautet:

Da sah er an dem Fensterlein,
Daß der Knabe und die Tochter sein
Beieinander lagen
Und schöner Ruhe pflagen;
Also stund er und sah sie an:
Da waren sie gar wohlgetan,
Der Schlaf hatte sie ergriffen
Und war ab ihnen geschliffen
Die Decke und auch ihr Gewand;
Sie hatte den seinen in der Hand,
Der stund in aller seiner Kraft
Und ragte fast als wie ein Schaft,



Symbolische Darstellung der Wollust

94. Kupferstich von Crispin de Passe nach Martin de Voß

Er stund ihr herrlich für.
Der Ritter da verschloß die Tür
Und er sie also schlafen ließ,
Zu seinem Bette er wieder ging.
Er sprach: „Viel liebe Fraue,
Nu steh auf und schaue,
Es ist deiner Tochter wohl ergangen,
Sie hat den Vogel gefangen,
Als du sie nächten hörtest sagen;
Sie hat ihn ergriffen bei dem Kragen."
Sie sprach: „Es ist leicht dein Spott."
„Nein, Fraue, so wahr als Gott
Wollt ihr mir das gelaubt,
Er brennet um sein Haupt,
Daß er nicht schöner möcht gesein."
„O weh, das (arme) Vögelein"
Sprach sie, „ich will auch dar gahn
Und die Wahrheit schauen an."
Sie ging zu dem Fensterlein,
Da der Knabe und das Mägdelein
Beieinander lagen
Und hübscher Ruhe pflagen.
Alsbald die Mutter es gesach,
Zur Hand sie raufet sich und sprach:
„Daß mich meine Mutter je getrug!"
Die Hände sie fest zusammenschlug.
Der Knabe erwachte und hört den Schall
Und da der Sonnenschein überall
Er sprach: „wâfen (wehe), Herre, wâfen!
Wir haben zu lange geschlafen
Beide in diesem Bette hie."
Der Ritter zu der Tür einging
Und sprach zu dem Mägdelein
„Tochter, hast du das Vögelein?
Bist du genesen — das ist gut:
Die vähnen (Wahn) gibt uns schweren Mut;
Nun warte des Vogels mit Sinne,
Daß er dir nicht entrinne."

Eine ebenfalls gereimte Behandlung dieses Motivs gibt es noch von dem Italiener Casti; im Spanischen ist dasselbe Motiv von Lope de Vega zu einem Lustspiel verarbeitet worden.

Ein Beleg aus einem deutschen Fastnachtsspiel über den vorehelichen Geschlechtsverkehr der Mädchen ist das folgende Zitat:

„Nachbar, ich hab eine Dirn, die ist stark und feist
Und tut alles das gern, was man sie heißt;
Die geht an dem zersigen Hunger.
Das hatt' sie längst gewöhnt ein Junger
Mit einem rauhen Schlenkerbraten.
Nun wollt' ich ihr nie zu der Ehe geraten
Und hatt' doch lang der Mannsfleischgelüst.
Ich hab sie oft selbst gehalst und geküßt.
So gab sie mir einen Schmatz hinwieder,
Daß wir da beide fielen nieder.
So tat sie mir denn soviel bekannt,
Daß sie mir gern hätt' abgelöscht mein'n Brand
Unten in ihrem Löschtrog.
Mit ihr so will ich reden noch
Und will sie dir morg'n zu ein'm Weib geben
Denn sie hat gar ein'n voll'n Futterkerben (korb)."

Zu S. 224 und 225. Als ein solches Mittel, eine „versuchte Dirn" wieder

„in den ehrbaren Stand der Jungfrauschaft" zu versetzen, nennt Brantôme (a. a. O. S. 374) das folgende:

„Man kann den Mädchen auch scheinbar die Jungfrauschaft wiedergeben, indem man Blutegel in die Scheide setzt, die durch das Saugen eine blutgefüllte Blase erzeugen. Diese zerplatzt dann in der Hochzeitsnacht, das Blut fließt heraus, und der Gatte ist voll Vergnügen, nicht minder die Braut, denn l'onor della citadella è salvo."

In den Gesprächen des Aretin berichtet Nanna bei dem Gespräch, in dem sie ihrer Freundin vom Leben der Ehefrauen erzählte, von einem solchen Betrug, und zwar handelte es sich in dem betreffenden Fall um sie selbst; nur kam dabei ein anderes Mittel in Anwendung. Nanna erzählt (Die Gespräche des göttlichen Aretin, Inselverlag 1. Bd. S. 106):

„Da zeigte sich die Schlauheit meiner süßen Mama so recht in ihrem schönsten Lichte. Sie wußte ja, daß meine Jungfernschaft in die Brüche gegangen war, darum schnitt sie einem von den Hochzeitskapaunen den Hals ab, füllte das Blut in eine Eierschale, und belehrte mich, wie ichs zu machen hätte, um die Keusche zu spielen; dann als ich mich zu Bett legte, salbte sie mir mit Blut die Spalte ein, woraus später meine Pippa zum Vorschein kam."

Der Betrug gelingt. Und um es nun auch vor aller Welt an den Tag zu bringen und dadurch etwaige Lästerzungen von vornherein unschädlich zu machen, erhebt Nanna bei und nach der ersten Umarmung ihres Gatten ein großes Geschrei, das alle Nachbarn an die Fenster lockte (a. a. O. S. 108):



95. Loth treibt Unzucht mit seinen Töchtern. Kupferstich von Lucas von Leyden. 1530

14*

„Auch meine Mutter kam wieder in die Kammer gelaufen, und als sie das Hühnerblut sah, das die Bettlaken und das Hemd meines Mannes ganz rot gefärbt hatte, da bat sie so lange, bis er für diese Nacht sich zufrieden erklärte und mir erlaubte, bei meiner Mutter zu schlafen. Am anderen Morgen kam die ganze Nachbarschaft zusammen und hielt Konklave über meine Keuschheit; im ganzen Viertel sprach man von nichts anderem!"

Zu S. 225. Als sogenannte sympathetische Keuschheitsproben, die schon aus ältester Zeit stammen, führen Ploß-Bartels auf:

„Wenn ein Mädchen einen Topf kochenden Wassers vom Feuer hebt und er hört auf zu kochen, so hat es die Jungfrauschaft verloren." — „Gibt man einem Mädchen das Pulver von verbrannten Efeuwurzeln ein, so vermag es, wenn es nicht mehr Jungfrau ist, seinen Urin nicht mehr zu halten."

Daß man sich in der Renaissance auch schon chirurgischer Eingriffe zum Zweck der Einleitung eines künstlichen Abortus bediente, ist durch die historische Medizin bekannt. Wir geben in Abbildung 69 ein Instrument, das mit höchster Wahrscheinlichkeit einst diesem Zwecke diente. Das Instrument besteht aus einer Hülse in der Länge von 19 cm. In dieser Hülse ist eine in einem Gewinde laufende lange Nadel verborgen, die durch Drehen allmählich herausgetrieben werden kann. Vermittels der stumpfen Hülse konnte man also diese Nadel in die Gebärmutter einführen, ohne diese zu verletzen. Nach erfolgter Einführung brauchte man nur die Nadel zu drehen, um dadurch die Eihaut zu durchstechen und den gewünschten Abortus herbeizuführen. Dieses Instrument befindet sich im Stuttgarter „Kabinett vaterländischer Altertümer" und wurde dort von meinem Freunde Leutnant Hans Stöcklein, einem klugen Waffenkenner, in der Abteilung der — Folterwerkzeuge (es gehört unbedingt dahin!) bei einer gemeinsamen Studienreise entdeckt und in dem beschriebenen Sinne gedeutet. Ein zweites derartiges Instrument wurde von Stöcklein bald darauf im Nürnberger Germanischen Museum entdeckt.

Zu S. 249—251. Die blos passive Hingabe eines Weibes an den Mann wird der Betreffenden überall als der größte Mangel angerechnet. Ein altdeutscher Vers, den wir in einer Weimarer Handschrift aus dem Jahre 1487 fanden, lautet:

Item: Ein Weib als ein Scheit
Die da(nn) mit dem Arsch still leyt (liegt)
Und nit gut widerstoß geyt
Die wird gar selten wohl geheyt.

In den Gesprächen des Aretin (a. a. O. Bd. I, S. 23 u. 24) heißt es ähnlich:

„Solche Liebe hat natürlich weder Saft noch Kraft und wer's mit so nem Mädel zu thun kriegt, der hat nicht mehr Vergnügen dran, als wenn er 'ne Bohnensuppe ohne Salz ißt." Und darum sollen die jungen Mädchen durch Anschauungsunterricht zur Liebeskunst schon möglichst frühzeitig erzogen werden: „damit sie sich im Bette nicht so tölpelig anstellen, wie gewisse Frauenzimmer, die alle viere von sich strecken und daliegen wie die Klötze."

Als ebenso großes Defizit wird wie gesagt empfunden, wenn eine Frau es nicht versteht, durch pikante Worte die Erregung des Mannes zu steigern:

„Die Liebe solcher Frauen aber, die nichts sagen können, ist ohne Reiz und Geschmack."

Um so höher werden dagegen jene Frauen geschätzt, die in diesen Künsten der Venus Meisterinnen sind und mit allen Sinnen genießen. Brantôme schreibt über diesen Punkt (a. a. O. S. 171):

Herr du Bellay sagt von seiner Geliebten und ihren Sitten:

De la vertu je scavois deviser,
Et je scavois tellement eguiser,
Que rien qu' honneur ne sortait de ma bouche;
Sage au parler et folastre à la couche.



96. Loth treibt Unzucht mit seinen Töchtern. Kupferstich von S. Sanredam. 1597

Die letzten Worte bedeuten, daß sie vor der Welt nur anständige Reden führt, wenn sie aber mit ihrem Freunde allein ist, so gibt sie sich, wie jede galante Dame, frei hin und sagt, was ihr beliebt, gerade heraus, um die schlafende Venus zu erwecken."

Noch eingehender ist die folgende Notiz (a. a. O. S. 169):

„Ich hörte von mehreren Damen und Kavalieren, die der Liebe pflegen, daß sie ohne das Sehen und Sprechen nichts weiter wie Tiere sein würden, die, ihrer sinnlichen Natur folgend, keine andere Sorge haben als ihre Brunst auszulassen.

Auch hörte ich von mehreren vornehmen Herren, die mit großen Damen Liebschaft hatten, sie hätten diese viel üppiger und ausgelassener in Worten gefunden als gewöhnliche Frauen. Sie können das auch eher, da es dem Manne, er sei auch noch so stark, unmöglich ist, immerfort zu lieben; und muß er sich denn ausruhen, so findet er es reizend und erregend, wenn die Dame ihn mit üppigen Reden und mutwilligen Worten unterhält. Das erweckt die Venus, wenn sie noch so tief eingeschlafen ist. Ja, manche Damen reizen ihre Liebhaber vor aller Welt, sei es in den Gemächern der Königinnen und Prinzessinnen oder anderswo, durch schlüpfrige Reden derartig, daß sie und die Männer sich geradeso aufregen, wie im Bett. Die andern, die sie beobachten, denken, sie sprechen von andern Dingen."

Hierher gehört auch die Beschwer, die Eberhard Blumenthal und seine Frau in einem Fastnachtsspiel vorbringen. Nur ist hier die Frau der unzufriedene Teil:

Eberhard Blumenthal.

Lieber Herr, höret meine Nachklag':
Da ich in der dritten Nacht bei ihr lag,
Da sprach sie, wie ich so kindisch tät,
Ich sollt doch suchen, was sie hätt'
Und sollt sie unten angreifen,
Und fragt', ob ich tanzen könnt ohn' Pfeifen,
So sollt ich einen Reihen mit ihr führen,
So könnte sie einen Mann an mir spüren.
Da griff ich abhin als sie wollt',
Damit ich ihren Willen ersollt.
Da griff ich eins, das hatt' Borst',
Traun, daß ich hinzu nicht torft (durfte)
Denn es gähnt gen mir als weit;
So gedacht ich, es ist Fliehens Zeit;
Da wollt ich es mit Fäusten haben geschlagen,
Da sprach sie: nicht! laß dir ein Ander's sagen,
Du sollst es mit einem Degen stechen!
Da gedacht ich: was soll ich an ihm rächen,
Dieweil es mir nichts hat getan?
Also kam ich ungefochten davon.
Herr, soll das nicht ein' falsche Ehe sein?
Setzt sie mich fürbaß rechter ein,
So zeugt mein Esel nach ihrer Sag';
Das ist mein Antwort auf ihr' Klag'.

Die Frau.

Lieber Herr, es ist wohl dazu 'kommen,
Daß ich seinen Esel bei den Ohren hab' ge-
nommen,
Und wollt' ihn selber zu der Wiese führen;
Doch wollt' er das Gras nie angerühren,
Und empfand wohl, daß er hungrig war.
— — — — — — — — — — — — —
Wenn ich den Esel griff an den Kopf,
Da däucht mich, ich griff ein eitel Goldknopf,
Und streich ihn vorn an der Stirn,
Doch konnte ich ihn nie so wohl gehofir'n,
Daß er in Freude wollt' erwachen,
Und wollt eins auf der Geigen machen.
Herr, soll ich ihn baß gen Schul führen,
Ob ich einen Mann an ihm möcht spüren,
So will ich noch tröstlich anfangen,
Ob ich den Fisch in die Reusen möcht' brangen.



Loth treibt Unzucht mit seinen Töchtern

97. Kupferstich von Annibale Carracci



98. Der betrunkene Loth. Kupferstich von J. G. van Vliet nach Rembrandt. 1631

Zu S. 252. Das im Hauptwerk zitierte Marotsche Gedicht „Ach die schöne Katharina“ lautet ungekürzt:

„Ach die schöne Katharine
Hatte mir das Herz entbrannt,
Und ich steckt' mit loser Miene
In den Busen ihr die Hand,
Bis auch sie in Flammen stand.

Und ich öffnete mein Gitter,
Doch, o weh, mein Liebesritter
War nicht zum Turnier gerüstet . . .
‚Reizt man mich' — ruft Kätchen bitter,
‚Und versagt, wenn's mich gelüstet?' “

Zu S. 254. Über die Ungeniertheit, mit der sich vornehme Damen mitunter sogar öffentlich von Männern betasten ließen, berichtet Brantôme (a. a. O. S. 373) den folgenden Fall:

„Ich kannte ein Mädchen aus gutem Hause, das einen Lakaien im Alter von vierzehn Jahren

hatte, den sie als ihren Spaßmacher hielt und mit dem sie allerlei Scherze trieb. So ließ sie sich von ihm ohne weiteres küssen und abgreifen, oftmals vor allen Leuten und entschuldigte es damit, er wäre eben ein lustiger Narr."

Zu S. 256. Bezeichnende Beispiele aus dem Gebiet der darstellenden Künste für die ungeschminkte Deutlichkeit, mit der die zeitgenössischen Künste aller Länder selbst die intimsten gegenseitigen Betastungen der Öffentlichkeit vor Augen führten, weisen die folgenden hier vereinigten Bilder auf: 45, 47, 48, 52, 60, 62, 63–65, 70–72. (Vgl. auch meine „Geschichte der erotischen Kunst" Bild 25, 42, 47, 49, 64, 68 und 69.)

Von den Beilagen kommen die folgenden Blätter in Frage: „Das Treiben in den Spinnstuben" (schweizerische Glasscheibe), „Kalendervignetten", „Liebesgetändel", „Unzucht", „Das Liebespaar", „La belle Envie" und „das Bohnenfest".

Die rein künstlerische Behandlung dieses Teils der erotischen Betätigung von seiten der Männer dokumentiert das Motiv „Susanna und die beiden Greise". Aus der Häufigkeit, mit der dieses Motiv damals in der Kunst behandelt wurde, ergibt sich zwingend, welch große Rolle dieser Teil der Geschlechtsbetätigung im Rahmen der öffentlichen Sittlichkeit damals spielte, denn — was immer zu wiederholen ist! — genau wie die Religion, so ist auch die Kunst nur die ideologisierte Wirklichkeit. Vergleiche Bild: 55, 67, 68.

Zu S. 260 und 261. Ein Beispiel für die drastische Art, mit der selbst die vornehmsten Damen dem Zufall ein Bein stellten, um eine heikle Situation gegenüber einem Liebhaber herbeizuführen, zeigt der folgende von Brantôme beschriebene Fall (a. a. O. S. 190):

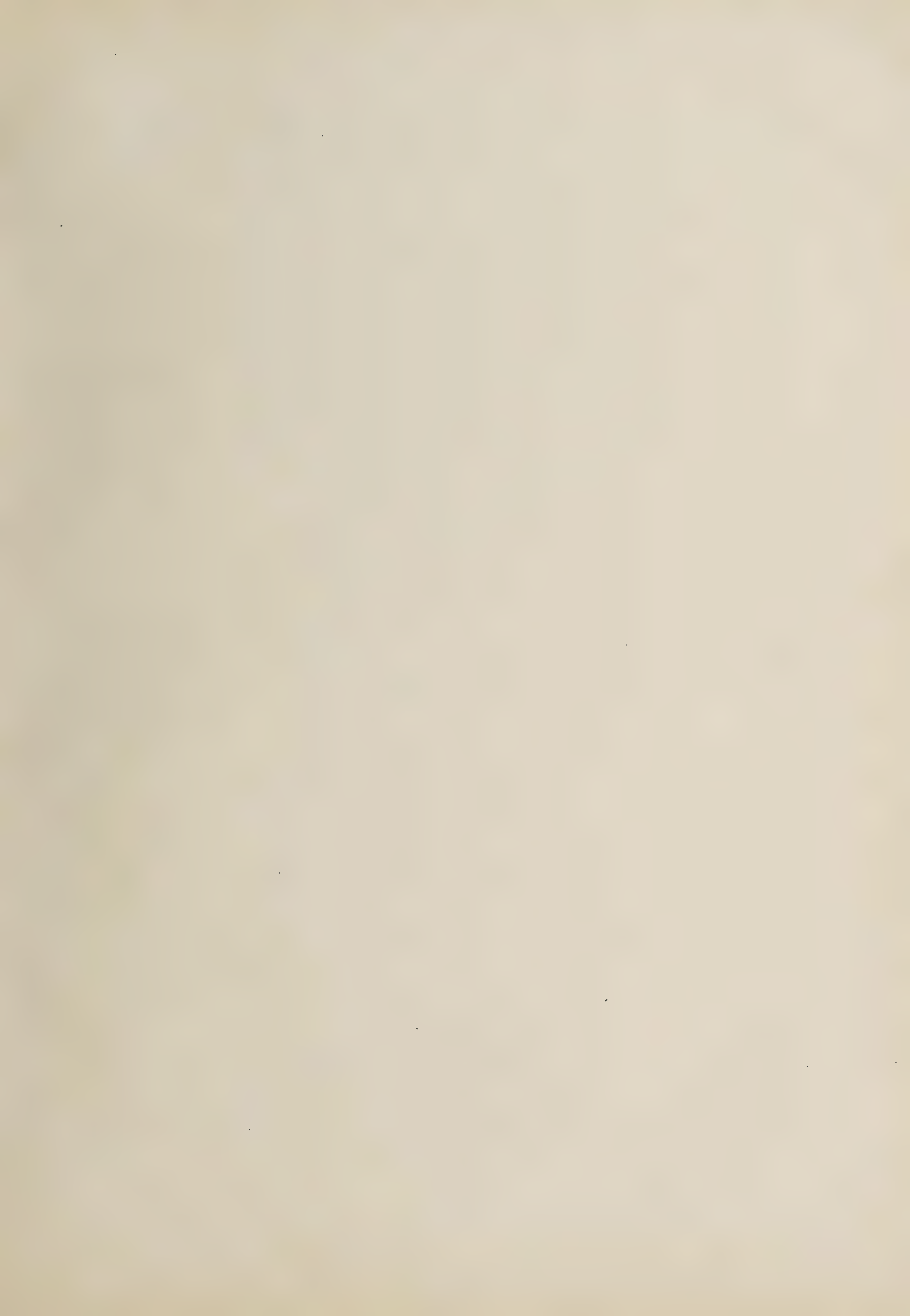
Als diese drei eines Tages beisammen waren und der Prinz seiner Dame den Hof machte, fragte sie ihn, ob er denn noch niemals jene schöne Gegend gesehen habe, die er genösse. Er antwortete nein. „Dann wissen Sie ja gar nicht, was Sie lieben," sagte sie; „Ihr Genuß ist unvollkommen; Sie müssen es sehen!" Daraufhin machte der Prinz einen Versuch, fand aber bei der Dame Widerstand. Nun kam die andere ihm zu Hilfe, ergriff die Dame von hinten, warf sie auf ein Bett und hielt sie so lange fest, bis der Prinz sich satt gesehen und satt geküßt. Er fand es so hübsch und reizend, daß er auch später damit fortfuhr.

Für den Mann, der die Situation nicht zu nützen versteht, hat man natürlich nur Hohn. Eine Dame des französischen Hofes widmete einem Kavalier, der sich mit dem Sehen begnügte und nicht begriff, daß man in diesem Falle mehr von ihm erwartete, diesen Spottvers:

Si vous ne m'avez foutue,
Il n'a pas tenu à moy;
Car vous m'avez bien vue nue,
Et vous ay montré de quoy.

Zu S. 262. Brantôme resümiert seine reichen Erfahrungen über diesen Punkt in folgenden Sätzen (a. a. O. S. 188):

„Wenn eine schöne Dame Liebschaft mit euch treibt und nicht erlaubt, hinzusehen oder hinzufassen, dann könnt ihr grade heraus sagen, daß dort etwas nicht in Ordnung sei, so sagte mir eine ehrenwerte Frau. Denn wenn dort kein Mangel vorhanden und es hübsch anzusehen ist (und sicher gibt es solche, die sehr hübsch zu sehen und zu befühlen sind), dann zeigt die Frau es auch gern und gestattet die Berührung, wie auch die ihrer andern Schönheiten. Sie tut es sowohl um ihrer Ehre willen, um nicht eines Fehlers oder einer Häßlichkeit an diesem Orte verdächtigt zu werden, wie auch wegen des Vergnügens, das sie selbst dabei empfindet, wenn man es betrachtet, besonders aber um die Leidenschaft ihres Geliebten zu steigern. Und dann, die







Die gewaltsame Entführung

Symbolischer Kupferstich von Jeronimus Hopfer

16. Jahrhundert

Beilage zu Eduard Fuchs, „Illustrierte Sittengeschichte". Ergänzungsband

Albert Langen, München



Hände und die Augen sind ja keine männlichen Glieder, die das Weib zur Dirne und den Mann zum Hahnrei machen können, obgleich sie nebst dem Munde bedeutend zur Eroberung der Festung beitragen."



Loth treibt Unzucht mit seinen Töchtern

99. Kupferstich von Crispin de Passe

Zu S. 264. Der im Hauptwerk nur in seinem Anfang mitgeteilte Tüngersche Schwank: „Propter reverentiam" lautet ungekürzt:

Ein jung schön Bauerndirn ritt einst gen Gray, ist eine aus den vornehmsten Städten in der Grafschaft Burgund an der Saone gar lustig gelegen. Unterwegs begegnete ihr vor einem Wald ein dicker Pfaff, den hieß sie propter reverentiam et securitatis causa hinter sich aufs Maultier sitzen. Dessen freute sich der Pfaffe. Nicht lange dauerte es, da spürt der Pfaff — zu rechnen, es sei auch einer der Bäuchpfaff statt Beichtpfaff gewesen — die Lindigkeit des wohlgestalteten Mägdlein. In primis die posteriosa atque der volle Busen hatte es ihm angetan. Plötzlich greift er der Dirn durch die Arme nach den Brüsten. Die Maid verwundert sich dessen, sagt aber nix, propter reverentiam. ‚Ich muß mich festhalten, sonst fall ich', meinte der Pfaffe. Nit lang dauerts, da wurd dem Pfaff die Sach unbequem, und er bat, vor die Dirn sitzen zu dürfen. Das verwilligte ihm die Dirn. Wie er nun den Busen und den Bauch der Dirn in seinem Rücken verspürt, begann sich sein Baculus zwischen den Beinen zu heben. ‚Heb mich, heb mich', schrie er mit niederer Stimme und hieß die Dirn, ihm von hinten her den Baculus zu halten. Die Dirn verwundert sich aber, griff dem Pfaffen an den blößigen Leib und hielt den Baculus propter reverentiam. Nit lang dauert's, bat der unruhige Pfaff wieder hinten sitzen zu dürfen. Die Dirn verwilligt es propter reverentiam. Dem Pfaffen wurde sein Bakel warm und lang, und er bat, um nicht hinunterzufallen, sich wieder halten zu dürfen. Die Dirn war nicht dagegen propter reverentiam. Da fuhr ihr der Pfaff zwischen den Posteriosa durch und hielt sich an dem goldenen Vließ, das die Bauerndirn an sich trug, als unveräußerliche possessio. Der Pfaff griff wacker drein, so daß der guten Dirn Hören und Sehen verging sicut aures habent et non audiunt oculos habent et non videbunt. Man sah die Leute nit, so von Gray kamen. ‚He da, was macht ihr denn da,' schrien plötzlich die den beiden begegnenden Leute. Der Pfaff tat, als ob er nit hört, schlug sich mit der einen Hand an die Brust und mit der andern streichelt er verstohlen das goldene Vließ des Mägdlein. Dieses ein Weib wie andere, faßt sich schnell und sagt den schon weitergehenden Leuten: ‚Ich such ihm die Schönheit der Welt begreiflich zu machen'. Darüber lachten alle sehr, denn man glaubt', das Mägdlein wollt den Pfaff vexieren. ‚Gratias ago tibi' sagte der Pfaff nach einer Weile, als man wieder allein im Wald war und weiter: ‚Weil du mir die Schönheiten der Welt wirklich begreiflich gemacht hast, so laß sie mich auch sehen.' Die Bauerndirn bedenkt sich nit lang, treibt das Maultier in das Gebüsch, steigt von dem Tier und verschwindet mit dem Pfaffen. Was sie gemacht, nit weiß ich zu berichten, aber laut hat man lachen gehört, und als die beiden wieder zum ledigen Maultier kamen, hatte die Dirn ihr blondes Haar ganz wirr unter der Schäubenhaube, auch atmete sie gleich dem bleichgewordenen Pfaffen in schnellen Zügen.

Über den aus der Zimmerschen Chronik erwähnten Fall heißt es dort:

„Eine Gräfin ritt häufig mit ihrem Liebhaber namens Jakob Zimmerle, gegen Altenoberndorf oder anderswohin spazieren. Man sagt, die Gräfin habe sich dabei mit der einen Hand an dem Penitenzer ihres Begleiters gehalten."

Zu S. 274. Bildliche Verherrlichungen der Treue und der ehelichen Liebe sind in der Renaissance ebenfalls sehr häufig. Zur Ergänzung der im Hauptwerk vorgeführten Proben geben wir hier die Bilder „Die Verlobung", „Eheliche Liebe" und „Liebesnacht" (Bild 56, 59 und 61).

Zu S. 280. Die Novelle des Francesco Poggio „Von einem Dummkopfe, der glaubte, seine Frau habe zwei Scheiden" lautet nach der Übersetzung von Hanns Floerke (München 1906, S. 12):

Ein Bauer aus unserer Gegend, ein dummer Teufel, der namentlich in Sachen des Beischlafs unerfahren war, verheiratete sich. Da geschah es eines Nachts, daß seine Frau ihm im Bett den Rücken zuwandte, so daß ihr Hinterer in seinem Schoß zu ruhen kam. Er hatte seine Waffe bereit, ging zum Angriff über und traf zufällig ins Ziel. Verwundert über diesen Erfolg fragte er seine Gattin, ob sie denn zwei Scheiden hätte. Und als sie bejahte, rief er: „Hoho! Ich bin mit einer zufrieden, die andere ist ganz überflüssig." Darauf meinte die geriebene Frau, die es mit dem Pfarrer hatte: „Dann können wir die zweite ja als Almosen hergeben; schenken wir sie doch der Kirche und unserm Pfarrer. Er wird sich sehr darüber freuen, und dir wirds nichts ausmachen, da du ja an einer genug hast". Der Mann war damit einverstanden, teils dem Pfarrer zuliebe, teils um sich die unnötige Last vom Halse zu schaffen. Man lud also den Seelsorger zur Abendmahlzeit ein, setzte ihm die Sache auseinander, aß sich satt, und dann ging's zu dritt ins Bett, und zwar so, daß die Frau in die Mitte zu liegen kam, und der Mann sich vorn, der Priester aber hinten seines Anteils erfreuen konnte. Der Priester, ausgehungert und gierig auf den ersehnten Leckerbissen, wie er war, ging auf seiner Seite zuerst zum Angriff über, den die Frau mit leisem Geflüster und einem gewissen Geräusch beantwortete. „He! alter Freund!" rief da der Mann, besorgt, der Pfarrer möchte ihm ins Gehege kommen, „paß auf die Verträge, halt dich an deinen Anteil und laß den meinen ungeschoren!" „Da sei Gott vor!" antwortete der Priester, „ich mache mir gar nichts aus deinem Besitz, stehen mir doch die Güter der Kirche zur Verfügung." Durch diese Worte ließ sich der dumme Bauer beruhigen und forderte den Pfarrer auf, sich nach Gutdünken des Anteils der Kirche zu bedienen.

Zu S. 280. Die Novelle von Antonio Cornazano „Dem Klugen genügen wenig Worte", von der ihr Übersetzer mit Recht sagt: „Drastischer wurde die Unersättlichkeit der Frau nie dargestellt", lautet nach der Übersetzung von Albert Wesselski (München 1906):

Auf der ganzen Welt pflegt man, wenn einer dem andern etwas weitschweifig erklären will, und es den Anschein hat, als ob das Geschwätze nicht notwendig sei, das Sprichwort anzuwenden: „Dem Klugen genügen wenig Worte". Sein Ursprung aber ist so:

Einen eifersüchtigen, dazu noch alten Edelmann erfaßte, da seine Frau schön und von einer größeren Güte war, als er gewünscht hätte, ein so heftiger Argwohn, daß er nicht Tag, nicht Nacht Ruhe fand und die Dame immer gut bewacht in festem Gewahrsam hielt. Ja, es kam so weit, daß er, in Kenntnis seiner Ohnmacht, da die Furcht meistens von einem Mangel an Selbstvertrauen herrührt, alle seine Diener, die sonst im Hause waren, entließ, weil er ihnen als jungen und aufgeweckten Leuten mißtraute; da er aber durchaus nicht anders auskommen konnte, kaufte er einen schwarzen Sklaven, der ganz jung vom Barkagebirge herabgekommen war, einen ganz kräftigen Burschen, der aber kein Wort unserer Sprache verstand. Diesem gab er den Namen „Kluger"; so taufte er ihn gerade mit dem Gegenteil des Namens, den dieser eigentlich verdient hätte. Er war nämlich alles eher als klug.

Als die Frau inne ward, daß der Bursche kein Wort italienisch konnte, daß er trotz seiner Farbe ein hübscher, strammer Kerl war und sein ganzes Äußeres auf einen Schlauch von guter Verfassung schließen ließ, sprach sie in ihrem Herzen also zum Gatten: „Der muß mirs machen.



Die Vergewaltigung der Lukretia

100. Kupferstich von Cornelio Cort nach einem Gemälde von Tizian. 1570

und wenn du verrecken solltest, feiger Hahnrei! Sechsfach will ich dirs vergelten, daß du mich so eingeschlossen hältst, daß ich nur mit Kummer die Vögel in den Lüften fliegen sehen kann." — Eines Tages, der Mann war im Nebenzimmer bei seinen Geschäftsbüchern, der Sklave mit ihr allein, warf sie sich aufs Bett, so wie sie sich für ihren Gemahl hinlegte, und forderte den Neger durch Zeichen auf, sie zu besteigen; denn Worte verstand er nicht. Der aber hielt das für ein großes Verbrechen, was ihm zugemutet ward, wich zurück und weigerte sich, da er glaubte, sie führe ihn nur in Versuchung, und dann gab es Prügel. Als sich die Dame zurückgewiesen sah, erhob sie sich mit heftigem Geschrei, so daß es der Gatte hören mußte: „Was für ein Teufel ist denn das? Soll ich jetzt vielleicht noch so einem Hund von Schwarzen eine Magd abgeben? Da hat er seine ordentlichen Diener entlassen und einen solchen Rüpel genommen, der zu nichts zu gebrauchen ist. Und wenn ich dem Schuft etwas befehle, so verhöhnt er mich noch!" Auf den Lärm kam der Edelmann, der ihr sehr zugetan war, eiligst herüber: „Was ist's denn, mein süßester Schatz, worüber ärgerst du dich". Da fing sie von neuem an zu schelten und verklagte den Mohren, daß er ihr nicht gehorche. Zuerst entschuldigte ihn der Mann, da er ja nicht verstehe, was man ihm sage, dann aber wandte er sich drohend zu ihm: „Kluger, du elender Lump, wenn du Petronella nicht folgst, so zerbreche ich dir die Knochen," und fügte noch bei: „Sieh zu, daß du ihr besser dienst, als mir selbst!"

Nach diesen Worten ging er wieder, und kaum, daß er bei seinen Büchern saß, tat die Frau gerade so wie früher und gab dem Mohren einen Wink, auf sie zu steigen und den Ritt zu beginnen; aber wieder weigerte er sich und kehrte ihr den Rücken, als ob er sich drücken wollte. Schnell erhob sie sich und eilte schreiend zum Gatten: „Da seht, was für einen Kerl Ihr gekauft habt. Da habe ich ihm seinen zerfetzten Kittel genäht — da liegt er auf Euerm Bette — und jetzt bedeutete ich dem Lumpen, ihn zu klopfen und zu reinigen, damit er netter aussehe; da dreht er sich um und höhnt mich." Nun geriet der Herr in Wut, ergriff einen Stock und versetzte dem Sklaven eine ordentliche Tracht Prügel. Der fing zu jammern an und fand denn doch ein paar Worte, um in unserer Sprache sagen zu können: „Messer, ich nicht verstehn". Aber der Erzürnte schrie: „Was gibts zu verstehn? Ein Wink genügt, es braucht nicht viele Worte. Sieh zu, daß Du nur fliegst, wenn sie den Finger hebt!" Obwohl der Neger von der Rede nicht viel verstand, merkte er sich doch die Gebärde des Herrn, der den Finger starr erhoben hielt: „Dem Klugen genügen wenig Worte. Verstehst du sie nicht, so genügt ein Wink." Und dabei wies der Finger auf das Bett hin. Dann ging der Gatte wieder zu seinen Büchern.



Die Vergewaltigung der Lukretia

101. Kupferstich von Aldegrever. 1539

Er war kaum in seinem Zimmer, was die Dame aus dem Läuten der Türglocke entnahm, als sie sich von neuem aufs Bett warf, in derselben Stellung ut supra, und mit nach der Art ihres Gemahls gehobenem Finger dem Schwarzen ein Zeichen gab, auf sie zu kommen. Aber sie zweifelte, ob er sich ihrem Willen bequemen werde, da sie fürchtete, er sei durch die Schläge irgendwie verletzt worden. Doch der Sklave, der die Prügel ob seiner früheren Weigerung erhalten zu haben glaubte, sprang, immer noch weinend, auf das Bett, besorgte ihrs mit seinem steif gewordenen Tau und versetzte ihr, um sich für die vielen Hiebe zu rächen, ohne sein Knurren und Brummen zu lassen, die



102. Die Vergewaltigung der Lukretia. Kupferstich von Georg Pencz

heftigsten Stöße. Damit glaubte er ihr etwas sehr Unangenehmes zu tun, während sie gerade das ersehnt hatte. Der Gatte, der alles in seinem Gemach hörte, da ihn nur eine dünne Wand trennte, rief: „Du brummst? Du bist wohl ein alter Kater, daß du dabei brummen mußt?" Denn er war der Meinung, daß der Schwarze seinen Kittel bearbeite, während er doch die Dame bearbeitete. — Eine Fahrt mit gespanntem Segel war vorüber, da begann der Kerl Geschmack an der Geschichte zu finden, und fuhr noch zweimal in den Hafen, bevor der Herr sein Zimmer verließ. Die schöne Frau, der das Heft des Mohren außerordentlich gefallen hatte, meinte: „Seit Ihr ihn ein bißchen geprügelt habt, hat er alles gut gemacht. Von Zeit zu Zeit braucht er ein wenig Schläge." „Ich habe es dir ja gesagt, meine Petronella," antwortete der Hahnrei, „daß er sich machen wird". Und so oft er ihn zu Gesichte bekam, während er sich mit seiner Gattin unterhielt, lächelte er ihm freundlich zu, so daß er auf solche Art sein Möglichstes tat, den Sklaven in der Meinung zu bestärken, sein Herr habe das größte Vergnügen an seiner Arbeit. Auch sagte die Dame, nachdem sie den armen Teufel hinreichend gelobt hatte: „Ich will, daß Ihr ihm heute ein paar Schuhe und ein gutes Wams kauft," und der Herr ging nach dem Essen mit dem Neger auf den Markt; er lud ihm den Einkauf auf den Rücken und befahl ihm, da er ihn zum Betten machen nach Hause sandte, beim Abschiede: „Kluger, Du hast mich verstanden; ein Wink genügt," und hob wieder den Finger. Der Bursche sah seinem Meister an: „Ich gut verstehn, Messer; wenig Worte." „Wenig Worte," entgegnete der Edelmann, „gehorche Petronella; ein Wink genügt."

Ganz neu gekleidet kam der Mohr nach Hause, und sein erstes war, die Herrin zu umarmen, wozu er den Auftrag auf dem Markt vom Manne erhalten zu haben glaubte. Und da er dafür die Schuhe bekommen hatte, besorgte er ihrs noch zweimal. Und in dieser Weise ging es weiter. Jeden Morgen, wenn ihn der Herr mit den eingekauften Waren nach Hause zurückschickte, schärfte er ihm, um ihn an Gehorsam zu mahnen, ein: „Kluger, ein Wink genügt". Und der Neger antwortete immer: „Wenig Worte, Messer," gerade als ob er sagen wollte: „Du willst, daß ich zu Hause auf deine Frau steige; das will ich auch tun." Dann ging er heim, sei es mit einem Kohlhaupte, sei es mit einem Fische, aber kaum angekommen, warf er den Kohl weg und pflanzte seinen Lauch, oder er hing den Fisch auf und steckte Fleisch an seinen Spieß. Lange dauerte schon das Spiel, dank der Schlauheit der Dame, die vielleicht nie besser begriffen worden war, als von diesem Neger, der kein Wort sprechen konnte. Aber zum Schlusse war der Gatte so oft auf den Markt gegangen, daß sie sich schwanger fühlte: und auch der Sklave war krank ob der vielen Arbeit. Da sie nun ihre Lage erkannte, heckte sie einen neuen Streich aus, der noch durchtriebener war als der erste. Weil sie sich klar war, daß das Kind auch die Farbe des Vaters haben

müsse, ließ sie sich einen Betthimmel machen mit dem Wappen ihrer Familie. Dieses war aber ein nackter Mohr unter einem Felsen. Dann bestach sie den Hausarzt mit hundert Dukaten, daß er bei der Geburt gegenwärtig sei, und wenn dann der kleine Mohr komme, behaupten und fest dabei bleiben müsse, die Leibesfrucht sei über dem beständigen Anschauen des Betthimmels schwarz geworden; und er müsse weiter gewichtige Gründe dafür beibringen, daß die Einbildungskraft eine große Rolle in der Medizin spiele, kurz beweisen, daß sich im Leibe der Frau, die von ihrem Manne geschwängert sei, der Same verändert habe.

Die Zeit kam heran, und die Dame gebar Zwillinge, schwarz wie deren Erzeuger. Und der Arzt half ihr mit so tüchtigen Gründen aus der Patsche, daß der Gatte alles ruhig hinnahm. Der arme Neger aber hütete vier Monate lang das Bett, entkräftet und ausgesogen bis auf die Knochen. Als der Doktor auch an ihm seine Kunst versuchen wollte und sich erkundigte: „Was fehlt dir? Was schmerzt dich?“ Da sagte der Kluge, da er nichts anderes wußte, nur: „Wenig Worte, Messer, wenig Worte.“ Und so oft man ihn auch um seine Krankheit befragte, konnte er nichts anderes herausbringen als: „Für den Klugen genügen wenig Worte, Messer“. So wollte er andeuten, er müsse sterben, da er den Bogen allzu straff gespannt habe. Der Doktor aber glaubte, er wolle zu verstehen geben, daß ihm das Sprechen schade; und so ließ er ihn, weil er auch aus dem Urin erkannt hatte, daß das Übel völlig unheilbar sei, immer schlechter werden, befahl ihn Gott, und zog mit seinem Gelde ab.

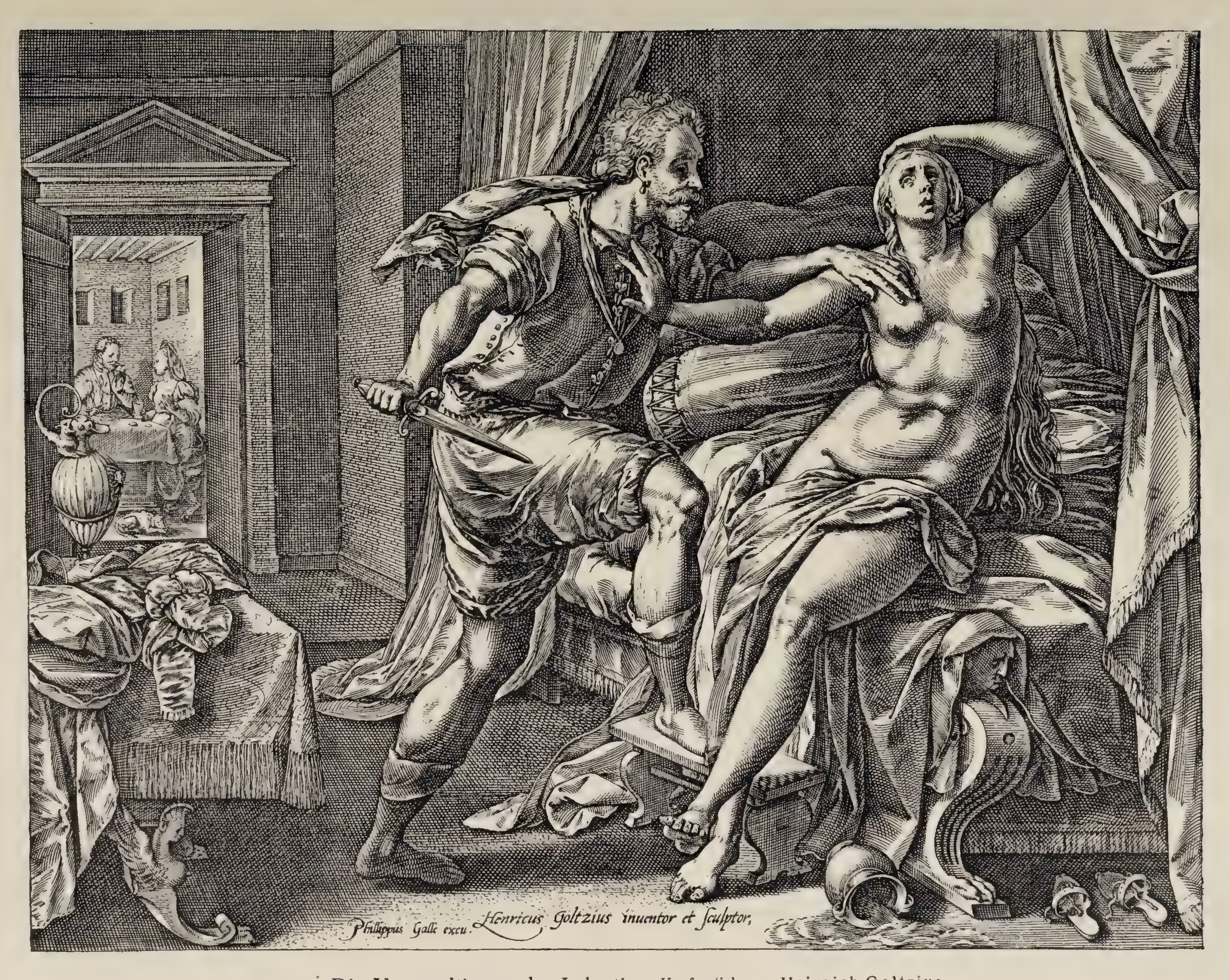
Später wurde durch ihn die Geschichte im Lande bekannt und legte den Grund zu dem obigen Sprichworte, das viele Leute, ohne seinen Ursprung zu kennen, beiläufig und mißbräuchlich anwenden.

Zu S. 281. Die Morlinische Novelle „Von einem Grafen, der seiner Frau selbst den Ehebrecher zugeführt hat“, lautet nach der Übersetzung von Albert Wesselsky (München o. J. S. 252):

Ein edler Graf war zu einer seiner Mägde, einem anmutigen und wohlgestalteten Mädchen in Liebe entbrannt; ein kluger Bursche von seiner Dienerschaft machte den Vermittler und erlangte für den Grafen, daß sie ihm des Nachts zu Willen sein wollte. Die Sache kam aber der Gräfin zu Ohren, und diese heckte sofort eine List aus, um sich nach Weiberart an ihrem Gatten zu rächen. In der bewußten Nacht verließ sie das Schlafgemach und legte sich in das Bette der Magd, während sie dieser getrost ihr eigenes Lager anwies. Als die Stunde da war, kam der Graf, begleitet von seinem Kuppler, zum Stelldichein; er fand die Türe unverschlossen, trat ein und sättigte seine Brunst dreimal an der Gattin; beim Weggehn erzählte er, wie man es so zu tun pflegt, seinem Begleiter, der ihn über die Gestalt des Mädchens und ihr Benehmen beim Liebesspiele befragte, er habe ihre Umarmung so köstlich gefunden, daß er sich kaum an dreien Malen habe ersättigen können. Sofort versetzte der Jüngling: „Zum Teufel, ich würde ihrs wohl siebenmal machen!“ Unklugerweise gestattete ihm der Graf, seinen Willen zu vollführen; ja, was noch ärger ist, er versprach ihm, vor der Türe zu warten, bis er wieder herauskomme. Der Bursche, im Gegensatz zu seinem Herrn, strotzend in Jugendkraft, zog seine Klinge blank und versenkte sie wollüstig in die Scheide der Dame; und er erlabte sie siebenmal an der Liebeskost, und stritt so wacker mit ihr, daß ihr, so lange sie lebte, die Erinnerung an diese Liebesnacht nimmer entschwand. Hierauf entfernten sich Herr und Diener. Am Morgen kamen sie heim, wie von einer langen Reise, und fanden den Tisch köstlich gedeckt; die züchtige Gattin ging den Ankommenden entgegen, empfing ihren Gebieter mit vielen Küssen, ließ sie beide sich zu Tische setzen und erquickte sie mit trefflichen Speisen und Gerichten. Nach dem Frühstücke schenkte sie dem Grafen drei Ringe, dem Diener aber sieben, wobei sie sagte: „Du hast mich heute Nacht kühnlich befriedigt; dieser aber, weit tüchtiger und braver, hat mich siebenmal bezwungen. Um meine Dankbarkeit zu zeigen, verteile ich, so wie ein Sieger, den Preis unter Euch und belohne Euch nach Verdienst.“ Ob dieser Rede ward der Graf so bestürzt und verstört, daß er noch bei Tische den Geist aufgab. Und die Gräfin nahm den ihr wohlbekannten Jüngling zum Gemahle.

Die Novelle zeigt, daß der Betrüger die Folgen seines Betruges meist am eigenen Leibe zu verspüren bekommt.

Zu S. 284. Die älteste Fassung der „Beichte vom Müller und der Müllerin‘ lautet nach von der Hagens Gesamtabenteuer (Band II. S. 353):



103. Die Vergewaltigung der Lukretia. Kupferstich von Heinrich Goltzius

Ein Mann vor einem Walde saß,
Ihn deuchte, er säß' nirgends baß,
Als daß er nimmer das vergaß,
Daß er der Kirchen zu ferne was.
Sich fügt an einem Palmtage,
Als noch die Leut' gehnd zu der Klage
Und alle Leut' zur Kirchen sind,
Der Mann hatte viel kleine Kind',
Da war der Schnee unmaßen groß,
Daß ihn die Kirchfahrt bedroß.
Er nahm zu der Frauen Rat,
Und sprach: „Zu der Kirchen nicht Pfades gaht;
Fraue, Du sollst beichten mir,
Also will ich tun auch Dir.
Das tu ich alles umbe das,
Daß unter uns werd' desto minder Haß."
Die Frau bedächt sich stät,
Daß sie das gerne tät,
Und knieet nieder vor ihrem Wirt,
Sie sprach: „Einst wurden wir verirrt
Gen unserm jungen Herren,
Der trug uns großen Werren:
Den hân ich sicher geleit zu mir,
Seither ist er gnädig worden Dir.
Und Heinrich der Amtmann,
Der hat Dir auch viel Leids getan,
Einst, da man das Korn schneid'
Da prüft er mit seiner Sündigkeit,
Daß ich ihn in die Stuben lie',



Symbolische Darstellung der Unmäßigkeit

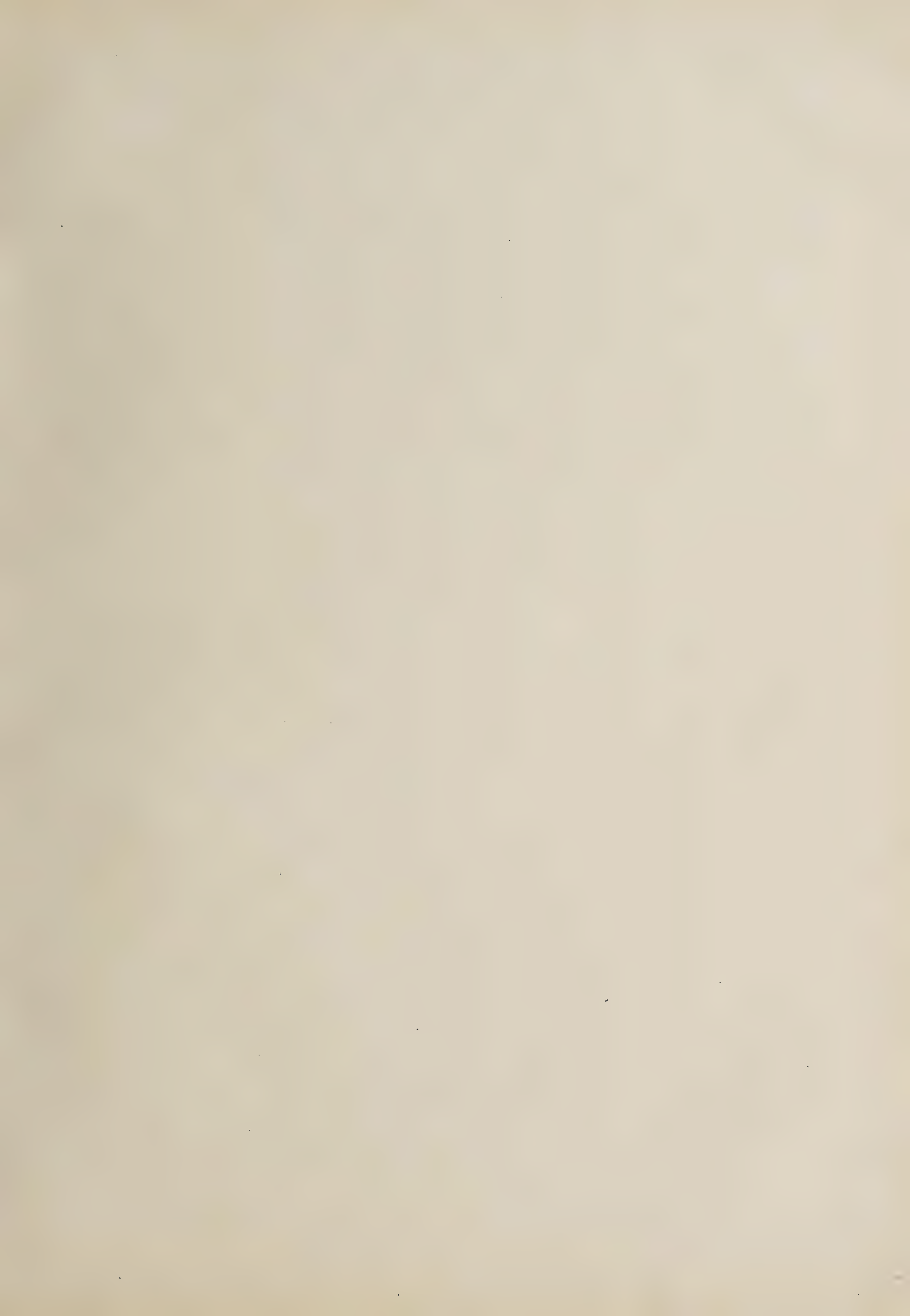
104. Kupferstich von Georg Pencz

Sein Willen er an mir begie',
Und Kunz, der unser Nachbar ist,
Der erdacht sich eine List,
Da ich von dem Brunnen gieng,
Bei der Hand er mich gefieng
Und mehret mir mein Freude je,
Bis daß sein Will an mir ergieng.
Da ich zur Mühle sollte gân,
Da sah ich an dem Wege stân
Einen Pfaffen wohlgetan,
Der wollte mir auch nichts erlân,
Er vortrat auf dem Pfad,
Also fest er mich bat,
Daß ich ihn nähm', durch sein Gebet
Ich auch seinen Willen tät." —

Er sprach: „Sag auf die Treue dein,
Mag aber ihr nicht mehre sein?"
Sie sprach: „Ich hân Dir ja verjehen,
Es soll nimmermehr beschehen."
Er zog sie in sein Schößelein
Und gab ihr drei Stößelein.
Er sprach: „Vergeben sei Dir Deine Schuld
Vor Gott, so hab auch meine Huld."
Sie sprach: „Nun will ich nicht gedagen,
Du sollst auch deine Beichte sagen,
Du viel sündiger Mann,
Was hast Du wider Gott getan?" —
„Frau, seid Du mir wurdst geben ie,
Seit überhüpft ich Dich nie,
Nur unsere Dirne Adelheit,
Die hatte sich gen dem Feuer geleit,
Ein kleines Hemde hatte sie an,
Ihr weißer Leib dardurch scheint,
Ich sah ihren stolzen Leib,
Da war sie ein gar minniglich Weib,
Und gefügt' sich sider hie,
Daß mein Will' an ihr ergie." —

„O weh, Ihr viel böser Mann,
Habt Ihr das wider mich (ehrbar Weib) getan!"
Sie nahm den Mann bei dem Haar
Sie zog ihn um viel ungefahr,
Sie zog ihn aus vor die Tür,
Sie kehrt dem Besen das hinter herfür.
Und schlug ihn damit sehr.

Das heilet nimmermehr,
So ein Mann von Weiben wird geschlagen,
Sonst hör ich das mehre sagen,
Und will sein machen ein End.
Daß Gott die falschen Weiber schänd',
Die größer Schuld hân, denn ihr Mann,
Das wünsch ich, so ich beste kann,
Daß ihnen Gott geb' ein böses Jahr,
Beiden, still und offenbar
Sîd sie von kleiner Schuld went zwingen,
Die Mann mit allen Dingen.





Iac Iordaens pinxit
Cum priuilegio.

(Diligentes · in vino noli provocare: · mul

Das Bo

Kupferstich von Paul Pontius. Nac

Beilage zu Eduard Fuchs, „Illustrierte Sittengeschichte". Ergänzungsband *.



nenfest

inem Gemälde von Jakob Jordaens

Albert Langen, München



Zu S. 286. Die Anekdote vom „Ring des Hans Carvel" ist in jedem Lande ver' reitet. Poggio erzählt si unter dem Titel „Die Vision des Francesco Fidelfo" (a. a. O. S. 136):



105. Liebesszene und Frauen mit Keuschheitsgürtel

Francesco Fidelfo war eifersüchtig auf seine Frau und lebte in steter Sorge, sie möchte sich mit einem andern einlassen, so daß er Tag und Nacht bedacht war, sie zu bewachen. Als er einmal schlief, erschien ihm im Traume (es geschieht nämlich oft, daß uns das, womit wir uns im Wachen lebhaft beschäftigen, im Traume zu schaffen macht) ein Geist, der ihm Sicherheit in bezug auf seine Frau versprach, wenn er tun wolle, was er ihm empfehlen würde. Und nachdem Francesco sich im Traume einverstanden erklärt und gesagt hatte, daß ihm das äußerst lieb sein würde und zugleich eine Belohnung versprochen hatte, sagte der Geist: ‚Nimm diesen Ring und behalte ihn sorgsam am Finger. Denn, solange du ihn trägst, wird deine Frau sich niemals ohne dein Wissen einem anderen hingeben.' Von der Freude aus dem Schlafe geweckt, fühlte er, daß er den Finger in der Scheide seiner Frau hatte. Das ist wahrlich das beste Mittel für die Eifersüchtigen, weil die Frauen auf diese Art nicht ohne Wissen ihrer Männer untreu sein können.

Zu S. 288. Über den Ehesegen, der sich auch dann prompt einstellt, wenn die Männer auf langen Reisen abwesend sind, war in Italien die folgende groteske Anekdote verbreitet, mit der man die Venezianer verspottete:

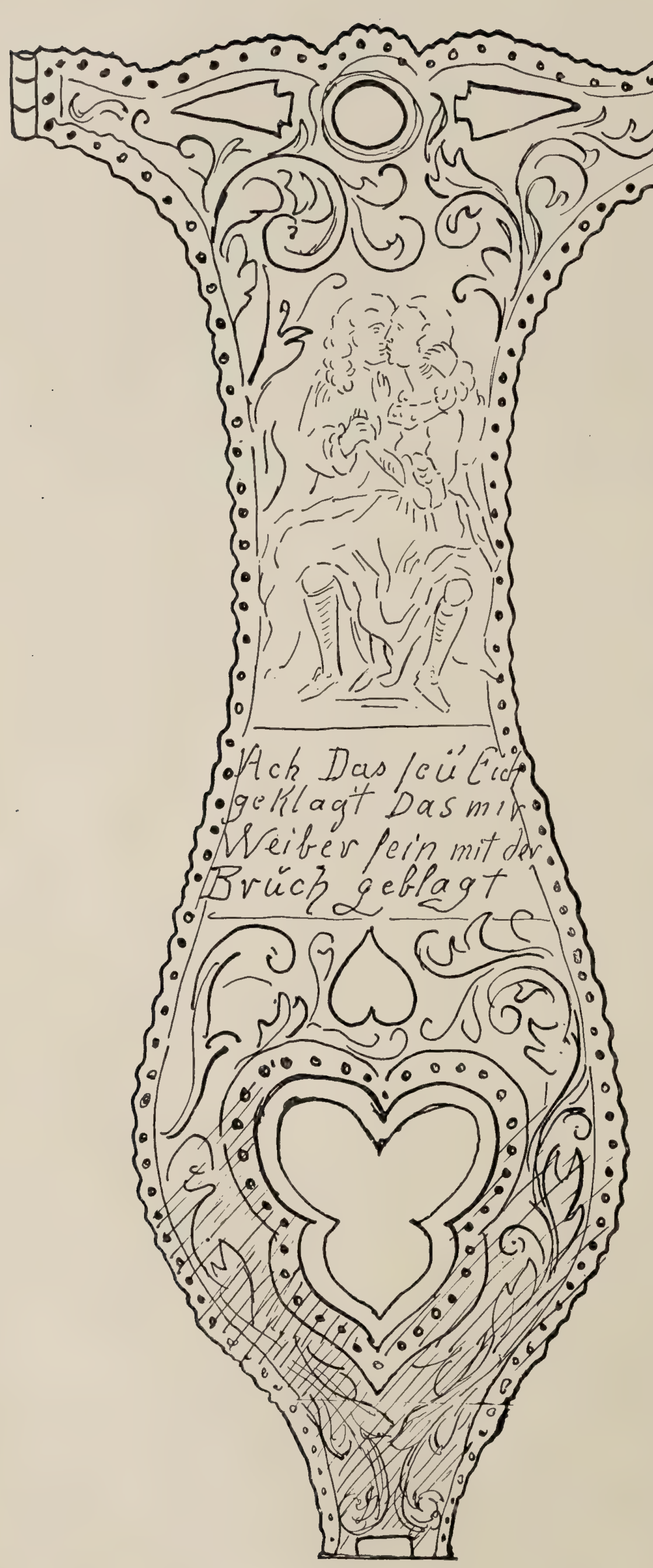
Es lebte in Venedig eine öffentliche Dirne, bei der Männer von den verschiedensten Nationen verkehrten. Diese wurde einmal von jemand gefragt, welchen Volks Männer ihr mit dem größten männlichen Gliede versehen schienen. Ohne sich zu besinnen, sagte das Weib: ‚Die Venezianer'. Und als sie gefragt wurde, warum: ‚Weil das Glied bei ihnen so lang ist, daß sie, wenn sie auch in fernen Ländern und selbst jenseits des Meeres sich aufhalten, damit dennoch bis zu ihren Frauen gelangen und Kinder mit ihnen zeugen.' Sie scherzte damit über die Frauen der Venezianer, die von ihren nach entfernten Gegenden fahrenden Männern der Fürsorge anderer überlassen bleiben.

Da dies die nächstliegende satirische Pointe ist, um die eheliche Untreue der Frauen in den Hafenstädten drastisch zu verhöhnen, so verspottete man in ähnlichen Anekdoten auch die Marseiller, die Amsterdamer und die Genuesen.

Aber auch um die Dummheit und Leichtgläubigkeit gewisser Männer zu verspotten, wurde dieses Motiv angewandt. Eine Probe dafür ist der folgende Schwank aus Jakob Freys Gartengesellschaft (1556):

Von einem Landsknecht, dem sein Frau Kinder macht, wenn er schon nit daheim war.

Ein Burger war zu Bretten, der nahm ein junge hübsche Frau, die ihm schier all Jahr ein Kind gebar. Er ließ sich ein mal überreden und zohe mit andern Burgern in Meyland, war wohl drei Jahr auß. Die Frau war in der Zeit häußlich, sie lugt nicht dester weniger, daß der Haußhalt fürt gieng und die Kinder gemacht wurden einen Weg wie den andern. Dann wann ihr etwas gebrach oder änlag, so klagt sie solchs dem Pfarrherrn und seinen Caplönen gantz treulich, was sie dann die selbigen hießen, dem folgt sie nach.



Nun über drei Jahr kam der Mann wider auß dem Krieg, sind zwei Kinder mehr da laufen, weder er gelassen hatt, und gieng die Frau mit eim. Es nahm ihn Wunder, wie das zugangen war. ‚Das sollstu dich nit wundern lassen,' sagt die Frau, ‚ich bin also fruchtbar von mir selbs. Ich bedarf keins Manns, der mir sie macht; so bald mir zu Nacht von dem Handtwerk getraumt, so fahe ich gleich an mit eim Kind zu gehn. Ich habs unserm Pfarrherrn und seinen Caplönen angezeigt. Die sagen, ich soll es recht Gott walten lassen; beschert mir Gott viel Kinder, so würd er mir auch darzu bescheren, daß sie erzogen werden. Also bin ich recht geduldig in der Sachen gewesen!' — ‚Ja,' sagt der Mann, ‚hat es die Gestalt, so muß man das best darzu reden.'

Der gut Geck, wo er darnach zu Leuten kam, so rühmt er, wie ihm Gott also ein fruchtbar Weib bescheret hätte, die auch Kinder machen kündte, wann er schon in Meyland wäre; drei Jahr war er darinnen gewesen im Krieg, die weil hätt sie ihm heraußen drei Kinder gemacht, das sei ein besondere Gnad von Gott.

Zu S. 302. Den ehebrecherischen Verkehr der Burg- und Schloßfrauen mit Bauern, Landsknechten und anderen gewöhnlichen Leuten behandeln schon die Ergänzungen zu S. 140 und 280; wir begnügen uns deshalb hier mit einem Bruchstück des Schwankes „Von einem armen Landsknecht, welcher auf der Gart zog, wie er bei einem Edelmanns Weib schlief", der sich in Valentins Schumanns „Nachtbüchlein" (1559) befindet:

Als da es nun Nacht war, da hett die Frau ein schön frisch Stroh lassen in ihr Kammer tragen und die Bett auß ihrer Bettstatt thun und das Stroh darfür hinnein legen mit feinen weißen Leylachern bedeckt samt zweien Kissen und ein Deck drauf. Da weißt man den Landtsknecht hin. Als er das empfand, daß man ihm hett ein solchs Bett gemacht, da dachte

er: ‚Heut wirds bei Gott Kappen geben, und ich muß mein Zinß redlich ausrichten.‘

Über ein Weil, da kam des Edelmanns Weib auch, zohe sich mutternacket aus und legt sich an sein Seiten. ‚Pfui,‘ gedacht der Landtsknecht, ‚wer möcht das nit!‘ Griff also umb sich das Fräulein gantz freundtlich an, die hielte still wie ein Lämlin. Bald wüschet der gut Bruder daher und schüttelt ihr den Bierenbaum. Wehrt sich also das Fräulein redlich, daß hett mögen ein Has mit aufgereckten Ohren unten hindurch laufen; und gabe der Landtsknecht also sein Zinß, daß er nicht wußt, ob das Ding sein oder ihr war; so tapfer hielt das Fräulein wider. Diß triebe der Landtsknecht die Nacht bei sieben Malen; das nahm die Frau zu ihr, so warm als sie das kundte erleiden.

Als es Tag ward, stund sie wider auf und ließ dem Landtsknecht wider ein köstlichs Mahl zurichten. Saßen zusamen, waren sehr guter Ding, und ob dem Essen fraget die Frau: ‚Mein lieber Bruder, wie daß ihr die forder Nacht seid in einem guten Bett so still gelegen und heut auf dem harten Stroh so kurtzweilig und freundlich?‘ ‚Mein liebe Frau,‘ sprach der Landtsknecht, ‚habt ihr nicht gestern gehört, wir seind nicht gewohnt, unsere Weiber auf guten Betten zu halsen? Dann wann wir in ein gut Bett kommen, so schlafen wir nur, und je härter einer ligt, je baß stehet im die Pfeifen.‘ ‚O,‘ sprach die Edelfrau, ‚jetzt nimt michs nit Wunder, wann die Weiber schon gern mit den Landtsknechten ziehen, wann sie wol gehalset werden. Pfui doch, wie werden die losen Huren so wol auf hartem Stroh gefoglet, und wir frommen Weiber so übel und selten auf guten Betten!

Zu S. 310 und 311. Das künstlerische Zeugnis für die Häufigkeit, mit der damals die Frau mit Gewalt mißbraucht wurde, ist die außerordentlich große Zahl von Darstellungen der von Tarquinius mit dem Schwert bedrohten keuschen Römerin Lukretia. Wir vereinigen hier eine Anzahl der interessantesten künstlerischen Behandlungen dieses Motives. Bild 100—103.



106 und 107. Nachzeichnung des im Schloß Erbach i. O. aufbewahrten eisernen Keuschheitsgürtels (Rück- und Vorderseite)

Zu S. 311. Zur Charakteristik der viehischen Brutalität, mit der unzählige Frauen jeden Alters im 30jährigen Krieg von der vertierten Soldateska vergewaltigt wurden, sei hier nur die kurze Stelle zitiert, in der der biedere Simplicius Simplicissimus von dem Schicksal der Frauen seines väterlichen Bauernhofes berichtet, als dieser von einer Soldatenhorde überfallen und ausgeraubt wurde:

„Von den gefangenen Weibern, Mägden und Töchtern weiß ich Besonderes nicht zu sagen, weil mich die Krieger nicht zusehen ließen, wie sie mit ihnen umgingen. Nur das weiß ich noch recht wohl, daß man zum Teil hin und wieder in den Winkeln erbärmlich schreien hörte, und ich schätze wohl, es sei meiner Meuder und unsrer Ursele nicht besser ergangen, als den andern. Mitten in diesem Elende wandte ich Braten und war um nichts bekümmert, weil ich noch nicht recht verstand, wie dieses alles gemeint wäre; ich half auch Nachmittags die Pferde tränken, durch welches Mittel ich zu unserer Magd im Stall kam, welche wunderwerklich zerstobelt aussah. Ich kannte sie nicht; sie aber sprach zu mir mit kränklicher Stimme: ‚O Bub'! lauf' weg, sonst werden dich die Reiter mitnehmen. Guck, daß du davon kommst; du siehst wohl, wie es so übel . . .' Mehr konnte sie nicht sagen."

Zu S. 316. Über den gefälligen Ehemann, der den Anstand zu wahren versteht, heißt es in einem anonymen Flugblatt des 17. Jahrhunderts:

Kehrt der gefällige Ehemann aber vor der Zeit zurück, so macht er einen solchen Lärm, daß die Verliebten immer noch genügend unterrichtet sind und ihre galanten Spiele rechtzeitig abbrechen können, so daß sie durch seine Rückkehr nicht jäh überrascht werden und in unnötige Verlegenheit kommen.

Zu S. 321. Ein ähnliches Vorkommnis, wie das, das die Chronik von Heinrich II. und Diana von Poitiers berichtet, erzählt die bekannte Liselotte — Elisabeth Charlotte, die Gemahlin des französischen Regenten — in einem ihrer durch die köstliche Urwüchsigkeit so berühmten Briefe an ihre rauhgräflichen Geschwister von Heinrich IV:

„Heinrich IV. ist einmal gewarnt worden, daß eine von seinen Maitressen ihm untreu wäre. Diese hätte einmal den Duc de Bellegarde zu sich kommen lassen, wie sie gemeinet, daß der König nicht zu ihr kommen würde. Der König ließ aufpassen, wenn sein Rival bei ihr sein würde; wie man es dem König sagte, gieng er zu ihr. Sie lag im Bette, und klagte große Hauptschmerzen. Der König sagte, sie solle ihm zu Nacht essen geben, er hätte großen Hunger. Sie sagte: sie hätte nicht gedacht zu Nacht zu essen, man hätte ihr nur ein paar Feldhühner verwahret. Der König antwortete, es wäre gut, man sollte sie bringen, er wollte sie mit ihr essen. Man brachte aber noch mehr, denn sie hatte ein Nachtessen für Bellegarde präparieret. Wie die Feldhühner kamen, nimt der König ein Stück Brodt, spaltet es entzwei und thut ein ganz Feldhuhn hinein, hält es zusammen, und wirft es unter das Bette. Die Maitresse erschrak und sagte: Sire! que faites — Vous? Der König lachte und sagte: Madame, ne faut-il pas que tout le monde vive? stand auf und vergnügte sich, ihr Angst gemacht zu haben." Den 13. August 1716.

Aber die Geschichte weiß von noch viel „pikanteren" Vorkommnissen zu melden. Sie registriert Fälle, wo der heimliche Liebhaber dem unerwartet von einer Reise zurückgekehrten Gatten weichen muß, ohne das Zimmer verlassen zu können, und wo dieser nach zwei Stunden in dieselbe Lage gegenüber dem Fürsten kommt. Ein französischer Chronist meldet einen solchen Fall, und zwar in folgender Weise:

„Diese vornehme Dame, von der ich hier spreche, galt als eine sehr anständige Dame, obgleich sie häufig in einer Nacht die wiederholten Umarmungen von drei Männern genossen hatte. Und mit Recht. Denn sie verstand es durch ihre Fröhlichkeit, mit der sie sowohl den Besuch ihres Gatten, als auch den des Königs empfing, von dem Haupte ihres heimlichen Liebhabers die drohende Gefahr abzulenken. Denn wenn ihr Gatte sich durch die Besuche des Königs bei seiner schönen Gemahlin in seiner Ehre auch nicht verletzt fühlte, so würde er die Umarmungen, mit

Wie der Seyler eyn münich by

glast eyns füers vnd syn wyb by eynander mit eym schwert durch stach vnnd tödtet.





ALs er nun sach vnd marckte dz die sach wor wz/ Wart er so schwerlichen erzürnet/ dz er all syn gedechtnyß verlor/ Vnd heymlich eyn langes schwert vß zoch/ mitt dem selben stro jn das für werffent/ dz er gesehen könde/ Vnd stach dz schwert durch sy beyd vß hyn/ Vnd ertödt sy jn söllichen sündē/ dar nach berůfft er syne nachburen vnd vil lüten jnen söllichs zů zeigen/ Vnd ließ berůffen eyn gericht sich zů entschuldigen/ Dar ab mengcklich groß wunder nam/ das die frow den pryor lieb gehept hatt/ der doch eyn feyster grosser schwartzer man wz/ Vñ jr man der Seyler hüpsch jung vñ rich/ Aber es synd etliche frowen die sich der wölfyn gelichen/ die selb erwölt allweg den vngestaltestē vnder allen wolfen/ Also thůnd ouch die torechten frowen/ mit jren sünden vñ anfechtungen deß tüfels/ Vñ als vil die sünd schwerer ist als vil hat der tüfel mer gewaltz über sy/ Dañ ist es eyn eewyb/ vnnd er ein ordens man/ ist die sünd so vil dest grösser als man dañ dz durch etlich geschrifften vñ sunst wol sehen mag/ wañ eyn frow mit jrē gesyptē fründ oder gefattern vnluterkeit hand let/ ye neher er jr dañ zů gehörig ist/ ye mer sy angefochten vnd entzündt würt/ deßglich ist es ouch

108. Das bestrafte ehebrecherische Paar. Illustrierte Seite aus einem Basler Novellenbuch. 1493

denen sie ihren heimlichen Liebhaber beglückte, doch als eine nur mit dem Leben zu sühnende Schmach empfunden haben, da dieser ihn wohl an Kraft und Schönheit überragte, ihm aber an Rang nicht gleichkam."

Das ist unverfälschte absolutistische Lakaienlogik.

Freilich nicht alle Edelleute ohne Ausnahme machten derart gute Miene zu solchem bösen Spiele, sondern manche wußten sich auch zu rächen. Und wenn sie dies auch nicht offen wagten, so verfuhren sie dafür hinterrücks um so diabolischer, wie die folgende Briefstelle erweist, die sich ebenfalls in den Briefen der Liselotte befindet und die sich auf den Tod Franz I. von Frankreich bezieht:

„Zu Fontainebleau stehet in der Königin Kabinett das Conterfait der Belle fermière, welche François I. sehr wohl gefallen. Er hat sie en profil malen lassen. Sie ist unwissend an des Königs Tod gewesen. Ihr Mann, um sich an dem König zu rächen, ließ eine Hure kommen, so ganz verpfeffert war, und so bald er sich an ihr angesteckt hatte, steckte er seine Frau auch mit dieser garstigen Krankheit an. Der König kam wieder, und wurde so übel ertappt, daß er daran starb; darauf hat man diese nachfolgende Reime gemacht:
Le Roi François mort à Rambouillet, De la verole qu'il avoit, L'an mil cinq ceints quarante sept."
Brief vom 30. Mai 1719.

Zu S. 322. Daß der „Knecht" genau so wie der Herr verfuhr, also auch die Adligen unter sich die Liebkosung ihrer Frauen vor den Augen eines Dritten zu einer Programmnummer des Raffinements machten, dafür findet sich bei Brantôme ein Beispiel (a. a. O. S. 45):

„Ich weiß noch einen andern Streich von einem großen Herrn. Dieser wußte, daß einer seiner Freunde und Verwandten in seine Frau verliebt war, und sei es nun, daß er dessen Begierde noch mehr reizen wollte oder ärgerlich war, daß er eine so schöne Frau besaß, die der andere nicht auch genossen hatte, kurz, eines Morgens, als der Freund zum Besuch kam, zeigte er ihm seine Frau, mit der er im Bette lag, halb nackend; ja noch schlimmer, er vollzog mit seiner Frau vor den Augen des Freundes den Akt, als ob sie allein gewesen wären, und bat den Freund, recht genau zuzusehen; was dieser auch tat."

Ähnliche Fälle werden noch von verschiedenen anderen zeitgenössischen Schriftstellern berichtet, unter anderem auch vom englischen Hof. Aus einem solchen Bericht erfahren wir auch einiges über das Verhalten der Frauen in solchen Situationen:

Vielen Frauen macht es ein großes Vergnügen, von ihren Gatten und Liebhabern in Gegenwart eines Dritten umarmt zu werden, besonders wenn dieser zu ihren Courmachern gehört. Sie wissen, daß ihre Schönheit nicht verführerischer offenbar werden kann, als in den Stellungen, die die Liebe erfordert. Und so lassen sie sich bei solchen Gelegenheiten, wenn auch mit scheinbar heftigem Widerstreben, so doch stets mit um so mehr Anmut besiegen. Auch sagen sie, daß sie sich nicht zu schämen brauchen, wenn ein Dritter dadurch das deutlichste Gemälde von ihren Reizen bekomme, denn es sei ja gegen ihren Willen geschehen. Die Frauen setzen nur in solchen Fällen den Absichten ihres Gatten oder Liebhabers einen unbesieglichen Widerstand entgegen, wenn sie Grund zur Annahme haben, daß diese nicht würdig ihrer Schönheit bei dem Kampfe bestehen werden. Sie sagen sich mit Recht, daß sie einzig dadurch in den Augen eines anderen herabgesetzt würden.

Das denkbar Infamste war also demnach ein Repertoirstück des damaligen höfischen savoir vivre!

Zu S. 324. Über die Verbreitung widernatürlicher Laster, besonders über die massenhafte Geschlechtsbefriedigung mit Tieren im ausgehenden Mittelalter schreibt Dufour in seiner „Geschichte der Prostitution" Band III:

Alle Arten von Bestialität, die man kaum ausdenken kann, finden sich in den Bußbüchern angegeben und zeigen uns, wie verbreitet dieses Laster war, obschon das weltliche Gesetz es mit



109. **Soldaten und Dirnen.** Kupferstich nach einem Gemälde von Jan Lijs. Original in der Gemäldegalerie zu Kassel

dem Tode bestrafte. Alle Arten von Tieren scheint man damals den wüsten Gelüsten dienstbar gemacht zu haben, und die Register der Parlamente sind angefüllt von den Namen solcher Leute, die mit Hunden, Kühen, Schweinen, Gänsen und anderen Tieren verbrannt worden sind. In einem Briefe von Raban Maur an Reginbold, Erzbischof von Mainz, wird die Bestialität ausführlich behandelt: Tertia quaestio de eo fuit, qui cani feminae inrationabiliter se miscuit, et quarta de illo, qui cum vaccis saepius fornicatus est? Qui cum jumento vel pecore coierit, morte moriatur. Mulier quae succubuerit cuilibet jumento simul interficiatur cum eo. (Capitul. Baluze, T. II. append. col. 1378). Aus einigen Poenitentialen stellen wir folgende charakteristische Liste zusammen: cum jumento, cum quadrupede, cum animalibus, cum pecude, cum pecoribus usw. usw.

Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß die widernatürlichen Laster auch literarisch verherrlicht wurden und überhaupt einen häufigen Gegenstand der schönen Literatur bildeten. Als relativ zahme Beispiele zitieren wir aus den Sonetten Aretins die beiden folgenden Stücke in der italienischen Urfassung und in ihrer bald darnach erschienenen französischen Übertragung:

Sonetto III.

Questo cazzo vogl' io, non un tesoro!
Questo è colui, che mi può far felice!
Questo è proprio un cazzo da Imperatrice!
Questa gemma val più ch'un pozzo d'oro!

Ohimè, mio cazzo, ajutami, ch'io moro,
E trova ben la foia in matrice:
In fin, un cazzo picciol si disdice,
Se in potta osservar vole il decoro.

— Padrona mia, voi dite ben il vero;
Che chi ha piccol il cazzo e'n potta fotte,
Meriterà d'acqua fredda un cristero.

Chi n'ha poco, in cul fotti dì e notte:
Ma chi l'ha come ch'io spietato e fiero,
Sbizzarischisi sempre colle potte.

— Gli'è ver, ma noi siam ghiotte
Del cazzo tanto, e tanto ci par lieto,
Che terremmo la guglia tutta drieto.

Je veux ce vit, et non un trésor!
C'est celui — là qui peut me rendre heureuse!
Oui c'est vraiment un vit d'Impératrice!
Ce joyau vaut plus qu'un puits d'or!

Holà! mon vit, à l'aide, je me meurs!
Et réveille bien le désir dans la matrice:
En somme, un tout petit vit démérite
S'il veut dans le con garder quelque décorum.

— Ma chère maîtresse, vous dites bien vrai;
Qui n'en a qu'un tout petit et fout en con,
Mériterait d'avoir d'eau fraîche un clystère.

Qui en a peu, qu'il foute en cul jour et nuit:
Mais qui en a, comme moi, un impitoyable, un féroce,
Que toujours il prenne ses ébats dans les cons.

— C'est vrai, mais nous sommes si goulues
Du vit, et cela nous semble si bon, si bon,
Que nous recevrions dans le cul tout l'obélisque.

* * *

Sonetto VII.

Ove'l mettrete voi? ditel' di gratia,
Dietro o dinanzi? io l'vorrei sapere,
Perche farovi forse dispiacere
Se ne'l cul me lo caccio per disgratia.

— Madonna no, perche la potta sapia
Il cazzo si che v'ha poco piacere,
Ma quel che faccio, il fo per non parere
Un Frate Mariano, verbi gratia.

Ma poi ch'il cazzo in cul tutto volete
Come vogliono savi, io son contento
Che voi fate del mio cio che volete.

E pigliatel' con man, mettetel' dentro:
Che tanto utile al corpo sentirete,
Quanto che gli ammalati l'argomento.

E io tal gaudio sento
A sentire il mio cazzo in mano a voi,
Ch'io moriro, se ci fottiam, fra noi.

Où le mettrez vous? dites-le moi, de grâce;
Par derrière ou par devant? Je voudrais le savoir
Parce que peut-être vous ferai-je déplaisir
Si dans le cul, par disgrâce, je me le fourre.

— Madonna, non; vrai, le con rassasie
Le vit, si bien qu'il y trouve peu de plaisir;
Et ce que j'en fais, c'est pour ne point paraître
Un Fra Mariano, verbi gratia.

Mais puisque vous voulez tout le vit dans le cul,
A la mode des gens experts, je suis content
Que vous fassiez du mien ce que vous désirez.

Prenez-le dans la main, fourrez-le vous dedans:
Vous le trouverez d'autant de profit pour le corps
Que l'est aux malades un bon clystère;

Et je prends tant de plaisir
A me sentir mon vit dans votre main,
Qu'entre nous, si nous foutions, j'en mourrais.



Schabkunstblatt nach dem Gemälde von Jan Lys (Detail). Aus dem 17. Jahrhundert
Original in der Gemäldegalerie Kassel





Szene in einem Frauenhaus (Detail)

110. Gemälde von H. von Cleve. Original kaiserl. Gemäldegalerie Wien

Um die Jesuiten zu verhöhnen, fand sich eines Tages an der Pforte eines Pariser Jesuitenstifts das folgende satirische Epigramm angeschrieben:

Vous ne savez pas même le Latin,
Ne criez pas trop au destin!
Car vous mettez au masculin,
Ce qu' on ne met qu' au féminin!

In den Gesprächen der Aloisia Sigaea, diesem wüsten Lehrbuch des Lasters, wird der Frau empfohlen, allen Phantasien des Gatten mit Freuden gefügig zu sein, das sei ihre Ehepflicht: die Frau ist dazu da, den Launen ihres Gatten zu genügen. Ihr Eherecht dagegen sei: alle anderen Männer ihren Launen untertan zu machen. Die betreffende Stelle lautet (Meursius, Gespräche der Aloisia Sigaea, Leipzig 1903, S. 89):

„Jede Frau, die das Herz auf dem rechten Fleck hat, muß überzeugt sein, daß sie zur Wonne ihres Gatten erschaffen sei und daß alle anderen Männer zu ihrer Wonne erschaffen seien. Du hast gewisse Verpflichtungen gegen deinen Gatten, du hast aber auch gewisse Verpflichtungen

gegen dich selbst. Tu alles, was dein Gatte von deiner Gefälligkeit verlangt, was ihm angenehm erscheint, darf dir niemals schmachvoll vorkommen. Wandle dich wie Proteus in alle möglichen Gestalten, wenn er es befiehlt. Wenn ihm die Laune kommt, sich ein wenig frei mit dir zu er- götzen, so laß alle Scherze, die er ersinnen mag, dir recht sein. Befriedige gern und willig seine Leidenschaft: andere werden die deinige befriedigen."

Und diese Lehren wurden anscheinend auch befolgt, wie die folgende Stelle aus Brantôme erweist (a. a. O. S. 120):

„Ich hörte von einer Dame, die in einen Edelmann sterblich verliebt war und ihn zu ihrem Freund und Günstling machte. Da er nun fürchtete, daß der Gatte ihm und ihr etwas zu leide tun könnte, tröstete sie ihn mit den Worten: „Fürchte nichts, denn er wird es nicht wagen, aus Furcht, ich könnte ihn beschuldigen, daß er mich als hintere Venus benutzen wollte, und wenn die Justiz ein Wort davon erführe, wäre es sein Tod. Ich halte ihn stets damit im Schach, so daß er aus Furcht vor meiner Beschuldigung nichts zu sagen wagt."

Daß sich die Ausschweifung in der Renaissance auch schon — genau so wie im Altertum — mechanischer Befriedigungsmittel bediente, erfahren wir eben- falls aus Brantôme (a. a. O. S. 138):

„Als ich mich bei Hofe befand, hörte ich erzählen, daß die Königin-Mutter eines Tages den Befehl gab, die Zimmer und Koffer aller im Louvre wohnhaften Leute zu untersuchen, auch die der Damen und Mädchen, um zu sehen, ob dort vielleicht während der Unruhen Waffen und Pistolen versteckt worden seien. Dabei entdeckte der Kapitän der Wache in einem Koffer zwar keine Pistolen, aber vier große Godmichés, worüber alle Welt herzlich lachte, die betreffende Dame aber sehr verlegen wurde. Ich kannte dieses Fräulein und glaube, sie lebt noch; aber sie machte nie wieder ein gutes Gesicht."

Auch die Flagellation als erotisches Stimulanzmittel spielt im Lasterrepertoire der Zeit eine ungeheuer große Rolle. Die wollüstigen Sensationen, die man bei der als Bußübung vorgenommenen Selbstgeißelung immer wieder erlebte (vgl. Hauptwerk S. 498), wandelten für zahlreiche Individuen die Strafe zum sehn- lich begehrten Selbstzweck. Man geißelte sich, geißelte andere, oder genoß den Anblick des Geißelns anderer. Das heißt: man genoß entweder passiv oder aktiv, denn um einen Genuß handelte es sich in jedem Falle. Die Prügelstrafe legte man sich selbst oder anderen bei jeder Gelegenheit auf, weil man darin besonders starke wollüstige Sensationen durchkostete. In vornehmen Kreisen war dieses Laster am stärksten verbreitet; dort allein trat es als Massenerscheinung auf. Ka- tharina von Medicis verordnete ihren hübschen Pagen und Kammerzofen bei jeder Gelegenheit Rutenstreiche auf die nackten Schenkel und Lenden und sie erteilte die Strafe meistens selbst. Weil es sich um eine erotische Perversion handelte, waren in diesem Falle die Männer ebensooft der leidende Teil wie die Frauen. Für viele Tausende geiler Priester erwies sich die Geißelstrafe außerdem als erfolg- reichstes Verführungsmittel. Nicht nur, daß sie dadurch unter dem Deckmantel der Religion ihre erotische Neugier gegenüber einer begehrten Frau aufs raffinierteste befriedigen konnten, indem sie die verordnete Züchtigung selbst erteilten, sondern sie erzeugten auch durch die raffiniert ausgeteilten Geißelhiebe bei ihren weib- lichen Opfern in zahllosen Fällen jenen Grad sinnlicher Erregung, daß diese selbst dem rohesten und schmutzigsten Gesellen widerspruchslos zu Willen waren. In den Gesprächen der Aloisia Sigaea ist der letztere Fall in einem ebenso ein- gehenden als widerlichen Abschnitt demonstriert.



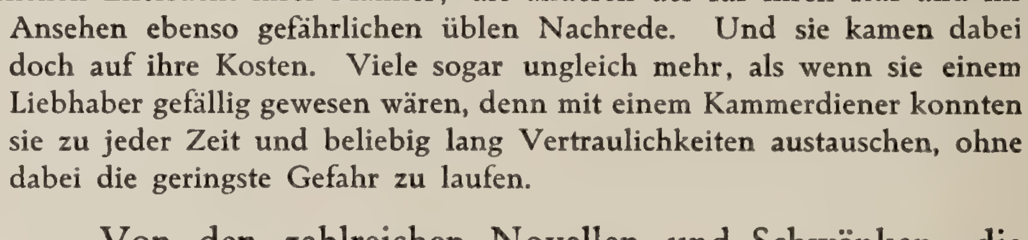
Das Leben und Treiben in einem niederländischen Frauenhaus

111. Gemälde von Jan von Hemessen. Original im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin

In der ernsten Kunst drängt sich dem Geschichtsschreiber der Beweis für die starke Zunahme widernatürlicher Laster ganz charakteristisch in der immer häufiger werdenden Behandlung des Motivs von Loth und seinen Töchtern auf: der Vater, der mit den eigenen Töchtern Unzucht treibt. Vom Ablauf der Reformation an begegnet man der Gestaltung dieses Themas zusehends häufiger, und von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunders an zählt dieses Motiv tatsächlich zu den beliebtesten, und bleibt es bis tief in das 17. Jahrhundert hinein. Interessante Beispiele dafür sind die Bilder 80, 95 und 99.

Zu S. 325. War der Kammerdiener in den Augen einer geadelten oder gefürstesten Dame zwar kein Mensch, so war es doch für die lüsterne Phantasie mancher Dame eine überaus reizvolle Unterhaltung, sich an der Verwirrung zu ergötzen, in die hübsche Pagen und Kammerdiener beim intimen Kammerdienste kommen mußten, wenn ihren Augen ein schöner Busen, ein schönes Bein oder noch intimere Reize preisgegeben wurden. Warum sollte man also einen jungen Diener durch Preisgabe intimer Reize nicht mit Absicht aufs Glatteis führen? Und so machten sich denn, wie die Skandalchronik der Zeit erzählt, zahlreiche Damen der Gesellschaft aus diesem Vergnügen schließlich einen raffinierten Sport, indem sie mit Geschick und Raffinement die Erregung der „Beglückten" aufs höchste steigerten. Dies wird z. B. von einer Nichte Ludwigs XIV. berichtet. Diese Dame übte diesen raffinierten Sport angeblich gegenüber zahlreichen Pagen, die ihr zum persönlichen Dienst zugewiesen waren. Wenn sie sich dann an der Verwirrung ihrer Pagen genügend ergötzt hatte, oder vielleicht richtiger: wenn sie ihre exhibitionistischen Gelüste befriedigt hatte, gab sie ihnen Geld, damit sie den Aufruhr ihrer Sinne in den Armen einer Dirne besänftigen konnten. Noch mehr Frauen freilich spielten die Rolle mit Geschick bis zum letzten Ende, wie es ein französisches Flugblatt behauptet:

Viele Damen gewährten ihren Dienern gerne, und gar manche Tag für Tag, das, was sie selbst dem ernsthaftesten Liebhaber mit Entschiedenheit und Entrüstung verweigerten. So begegneten die einen der gefährlichen Eifersucht ihrer Männer, die anderen der für ihren Ruf und ihr Ansehen ebenso gefährlichen üblen Nachrede. Und sie kamen dabei doch auf ihre Kosten. Viele sogar ungleich mehr, als wenn sie einem Liebhaber gefällig gewesen wären, denn mit einem Kammerdiener konnten sie zu jeder Zeit und beliebig lang Vertraulichkeiten austauschen, ohne dabei die geringste Gefahr zu laufen.





112. Erotisch-symbolische Karikatur einer Rompilgerin

Von den zahlreichen Novellen und Schwänken, die die heimlichen Ausschweifungen vornehmer Damen mit ihren Bedienten, Kammerdienern, Stallknechten usw. schildern, zitieren wir hier nur die Facetie des Poggio: „Wie eine Tochter dem Vater gegenüber ihre Unfruchtbarkeit entschuldigt" (a. a. O. S. 218):

Die Frau eines Edelmanns wurde von ihrem Manne nach einigen Jahren wegen ihrer Unfruchtbarkeit verschmäht und verstoßen. Als sie in das elterliche Haus zurückgekehrt war, machte ihr der Vater im geheimen Vorwürfe, weil sie nicht alles dran gesetzt, um Kinder zu bekommen, und sei es mit Hilfe anderer Männer: ‚Mein Vater,' antwortete



113. Im Frauenhaus. Kupferstich von Matham

sie darauf, ‚ich trage gar keine Schuld an dieser Sache, denn ich habe sämtliche Diener und sogar die Stallknechte ausprobiert, um zu empfangen, aber es hat alles nichts genutzt.‘ Da beklagte der Vater das Unglück seiner Tochter, die gänzlich schuldlos an ihrer Unfruchtbarkeit war.

Zu S. 325 und 326. Die angeführten Pariser Abenteuer des Simplicius Simplicissimus umfassen das vierte und fünfte Kapitel des vierten Buches und lauten nach der Ausgabe der Kollektion Spemann (S. 227—233) wie folgt:

Simplex, bel Allemand geheißen, der wird Ganz wider Willen in den Venusberg geführt.

Einstmals kam ein Lakai, der sprach meinen Monseigneur Canard an und brachte ihm meinetwegen ein Brieflein, eben als ich bei ihm in seinem Laboratorium saß und reverbierte. . . . . „Monsieur le bel Allemand!“ sagte er zu mir, „dies Schreiben betrifft Euch. Es schickt ein vornehmer Herr nach Euch, der begehrt, daß ihr gleich zu ihm kommen möchtet; er wolle Euch ansprechen und vernehmen, ob Euch nicht beliebe, seinen Sohn auf der Laute zu unterrichten. Er bittet mich, Euch zuzusprechen, daß Ihr ihm diesen Gang nicht abschlagen wollt, mit sehr zuvorkommenden Versprechen, er wolle Euch diese Mühe mit freundlicher Dankbarkeit belohnen.“ Ich antwortete: „Wenn ich seinet- — nämlich des Monseigneur Canard — wegen jemand dienen könnte, so würde ich meinen Fleiß nicht sparen.“ Darauf sagte er mir, ich sollte mich nur anders anziehen, um mit diesem Lakaien zu gehen; unterdessen wollte er mir, bis ich fertig wäre,

etwas zu essen machen lassen; denn ich hätte einen weiten Weg zu gehen, so daß ich kaum vor Abend an den bestimmten Ort kommen würde. Also putzte ich mich ziemlich heraus und verschluckte in Eile etwas von dem herzugeschafften Imbiß, sonderlich aber ein paar kleine delikate Würstlein, welche, wie mich deuchte, ziemlich stark apothekerten. Ich ging demnach mit dem erwähnten Lakai durch seltsame Umwege eine Stunde lang, bis wir gegen Abend vor eine Gartentür kamen, die nur angelehnt war. Diese stieß der Lakai vollends auf, und nachdem ich hinter ihm hineingetreten war, schlug er sie wieder zu und verschloß das Nachtschloß, das inwendig an der Türe war. Nachgehends führte er mich in das Lusthaus, welches an einer Ecke des Gartens stand, und nachdem wir einen ziemlich langen Gang durchschritten waren, klopfte er an eine Tür, die von einer alten adligen Dame stracks aufgemacht wurde. Diese hieß mich in deutscher Sprache sehr höflich willkommen sein und zu ihr vollends hineintreten; der Lakai aber, der kein Deutsch verstand, und gegen den ich mich auch mit einem Kopfwinken bedankte, blieb zurück und nahm mit einem tiefen Bücklinge seinen Abschied. Die Alte nahm mich bei der Hand und führte mich vollends in das Zimmer hinein, das rundumher mit den köstlichsten Tapeten behängt und auch sonst zumal schön geziert war. Sie hieß mich niedersitzen, damit ich verschnaufen und zugleich vernehmen könnte, aus was für Ursachen ich an diesen Ort geholt worden wäre. Ich folgte gern und setzte mich auf einen Sessel, den sie mir zu einem Feuer hinstellte, welches in selbigem Saale wegen ziemlicher Kälte brannte; sie aber setzte sich neben mich auf einen andern Sessel und sagte: „Monsieur! wenn Er etwas von den Kräften der Liebe weiß, daß nämlich solche die allertapfersten, stärksten und klügsten Männer überwältigen und zu beherrschen pflege, so wird Er sich wohl um so viel weniger verwundern, wenn dieselbe auch ein schwaches Weibsbild meistert. Er ist nicht seiner Laute halber, wie man Ihn und den Monseigneur Canard überredet hat, von einem Herrn, wohl aber seiner unübertrefflichen Schönheit halber von der allervortrefflichsten Dame in Paris hierher berufen worden, die sich allbereits des Todes versieht, wenn sie nicht bald das Glück haben sollte, des Herrn überirdische Gestalt zu beschauen und sich damit zu erquicken. Deswegen hat sie mir befohlen, dem Herrn, als meinem Landsmanne, solches anzuzeigen und ihn höher zu bitten, als selbst Venus ihren Adonis gebeten hat, daß Er diesen Abend sich bei ihr einfinden und seine Schönheit genugsam von ihr betrachten lassen wolle, was Er ihr, als einer vornehmen Dame, verhoffentlich nicht abschlagen wird.“ Ich antwortete: „Madame! ich weiß nicht, was ich denken, viel weniger, was ich hierauf sagen soll! Ich erkenne mich nicht danach beschaffen zu sein, daß eine Dame von so hoher Eigenschaft nach meiner Wenigkeit ein Verlangen tragen sollte. Überdies kommt mir in den Sinn, daß, wenn die Dame, welche mich zu sehen begehrt, so vortrefflich und vornehm sei, als meine hochgeehrte Frau Landsmännin mir vorgebracht und zu verstehen gegeben hat, sie wohl bei früher Tageszeit nach mir hätte schicken dürfen und mich nicht erst bei so spätem Abend hierher an diesen einsamen Ort hätte berufen lassen. Warum hat sie denn nicht befohlen, ich soll geradeswegs zu ihr kommen? Was habe ich in diesem Garten zu tun? Meine hochgeehrte Frau Landsmännin vergebe mir, wenn ich, als ein verlassener Fremder, in die Furcht gerate, man wolle mich sonst hintergehen, sintemal man mir gesagt hat, ich sollte zu einem Herrn kommen, was sich schon im Werke anders befindet. Sollte ich jedoch merken, daß man mir so verräterisch mit bösen Tücken an den Leib kommen wollte, so würde ich vor meinem Tode meinen Degen noch zu gebrauchen wissen!“ — „Sachte, sachte, mein hochgeehrter Herr Landsmann!“ entgegnete sie mir, „Er lasse diese unnötigen Gedanken aus dem Sinne! Die Weibsbilder sind seltsam und vorsichtig in ihren Anschlägen, so daß man sich nicht so leicht anfangs darein schicken kann. Wenn diejenige, die Ihn über alles liebt, gern hätte, daß Er Wissenschaft von ihrer Person haben sollte, so hätte sie Ihn freilich nicht erst hierher, sondern den geraden Weg zu sich haben kommen lassen. Dort liegt eine Kappe — sie wies damit auf den Tisch — die muß der Herr ohnedies aufsetzen, wenn Er von hier aus zu ihr geführt wird, weil sie sogar nicht haben will, daß Er den Ort kennen, geschweige, daß er wissen soll, bei wem Er gesteckt hat. Ich bitte und ermahne demnach den Herrn, so hoch als ich immer kann, Er erzeige sich gegen diese Dame, wie es sowohl ihre Hoheit als ihre zu Ihm tragende unaussprechliche Liebe verdient, wenn Er nicht gewärtig sein will zu erfahren, daß sie mächtig genug ist, Seinen Hochmut und seine Verachtung auch in diesem Augenblick zu strafen. Wird Er aber der Gebühr nach sich gegen sie einstellen, so sei Er versichert, daß Ihm auch der geringste Tritt, den Er ihretwegen getan hat, nicht unbelohnt bleiben wird.

Alsdann streifte sie mir die Kappe, die von schwarzem Samt war, über den Kopf, trug meinen Hut unter dem Arm und führte mich durch seltsame Wege an der Hand. Ich spürte wohl,



114. Die Freuden des Lebens. Federzeichnung aus einem mittelalterlichen Hausbuch

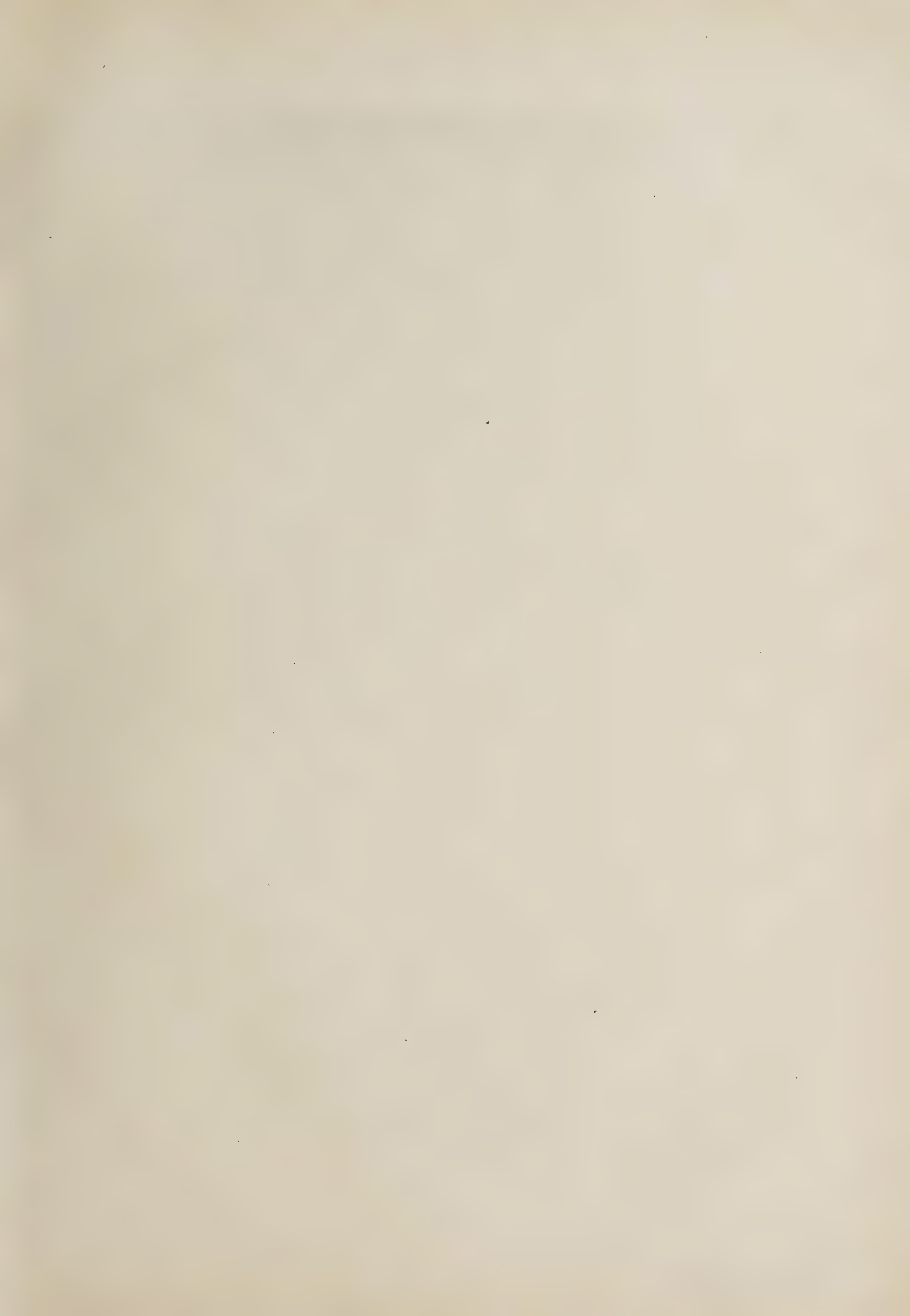
daß ich durch viele Türen und auch über einen gepflasterten Weg hinzog, und endlich, etwa nach einer halben Viertelstunde, mußte ich eine kleine steinerne Stiege steigen. Da tat sich ein kleines Türlein auf; von dannen kam ich über einen bedeckten Gang, mußte eine Wendelstiege hinauf und folgendes etliche Staffeln wieder hinab, allwo sich etwa 6 Schritt weiter eine Türe öffnete. Als ich endlich durch diese getreten war, zog mir die Alte die Kappe wieder herunter. Da befand ich mich in einem Saal, der überaus zierlich aufgeputzt war. Die Wände waren mit schönen Gemälden, das Tresor mit Silbergeschirr, und das Bett, welches darin stand, mit Umhängen von goldenen Stücken geziert. In der Mitte stand der Tisch prächtig gedeckt, und bei dem Feuer befand sich eine Badewanne, die wohl hübsch war, aber meinem Bedünken nach den Saal schändete. Die Alte sagte zu mir: „Nun, willkommen Herr Landsmann! kann Er noch sagen, daß man ihn mit Verräterei hintergehe? Er lege nur allen Unmut ab und erzeige sich wie neulich auf dem Theater, da er seine Eurydice vom Pluto wieder erhielt. Ich versichere Ihn, er wird hier eine schönere antreffen, als Er dort eine verloren hat."

Ich hörte schon an diesen Worten, daß ich mich an diesem Orte nicht nur beschauen lassen, sondern noch etwas ganz anderes tun sollte. Deswegen sagte ich zu meiner alten Landsmännin: es wäre einem Durstigen wenig damit geholfen, wenn er bei einem verbotenen Brunnen säße. Sie aber entgegnete: man sei in Frankreich nicht so mißgünstig, daß man einem das Wasser verbiete, sonderlich wo dessen ein Überfluß sei. „Ja," sagte ich, „Madame! Sie sagt mir wohl davon, wenn ich nur nicht schon verheiratet wäre!" „Das sind Possen," antwortete das gottlose Weib, „man wird Euch solches die heutige Nacht nicht glauben; denn die verehelichten Kavaliere ziehen selten nach Frankreich, und wenn dem auch so wäre, so kann ich doch nicht glauben, daß der Herr so albern sei, eher vor Durst zu sterben, als aus einem fremden Brunnen zu trinken, sonderlich wenn er vielleicht lustiger ist, und besseres Wasser hat, als sein eigener." Dies war unser Gespräch, derweil mir eine adlige Jungfer, die des Feuers pflegte, Schuhe und Strümpfe auszog, die ich im Finstern überall besudelt hatte, wie denn Paris ohnedies eine sehr kotige Stadt ist. Gleich darauf kam Befehl, daß man mich noch vor dem Essen baden sollte, denn bemeldetes Jungfräulein ging ab und zu und brachte das Badezeug, welches alles nach Bisam und wohlriechender Seife roch. Das leinene Gerät war vom reinsten Kammertuche und mit teuren holländischen Spitzen besetzt. Ich wollte mich schämen und mich vor der Alten nicht nackend sehen lassen; aber es half nichts; ich mußte dran, mich auszuziehen und von ihr ausreiben lassen, während das Jüngferchen hingegen eine Weile abtreten mußte. Nach dem Bade wurde mir ein zartes Hemd gegeben und ein köstlicher Schafpelz von veilchenblauem Taft angelegt samt einem Paar seidener Strümpfe von gleicher Farbe. So war auch die Schlafhaube samt den Pantoffeln mit Gold und Perlen gestickt, also daß ich nach dem Bade dort saß zu protzen, wie der Herz-König. Während mir nun meine Alte das Haar trocknete und kämpelte — denn sie pflegte meiner wie eines Fürsten oder kleines Kindes — trug mehrgedachtes Jungfräulein die Speisen auf, und nachdem der Tisch überstellt war, traten drei heroische junge Damen in den Saal, welche ihre alabasterweißen Brüste zwar ziemlich weit entblößt trugen, vor den Angesichtern aber ganz vermaskiert waren. Sie dünkten mich alle drei vortrefflich schön zu sein; aber doch war die eine viel schöner als die andere. Ich machte Ihnen ganz stillschweigend einen tiefen Bückling, und sie bedankten sich gegen mich mit gleichen Zeremonien, was gerade so aussah, als wenn etliche Stumme beieinander wären, welche Redende gespielt hätten. Sie setzten sich alle drei zugleich nieder, so daß ich also nicht erraten konnte, welche wohl die vornehmste unter ihnen sein möchte, viel weniger, welcher ich zu dienen

Hye sasz die rauch Elß in einem junckbrunnen. vnd ginge jr die rauhe haut ab. Do beschlieff sy wolffdieterich zů stũde.



115. Im Jungbrunnen. Holzschnitt





Fechtboden u

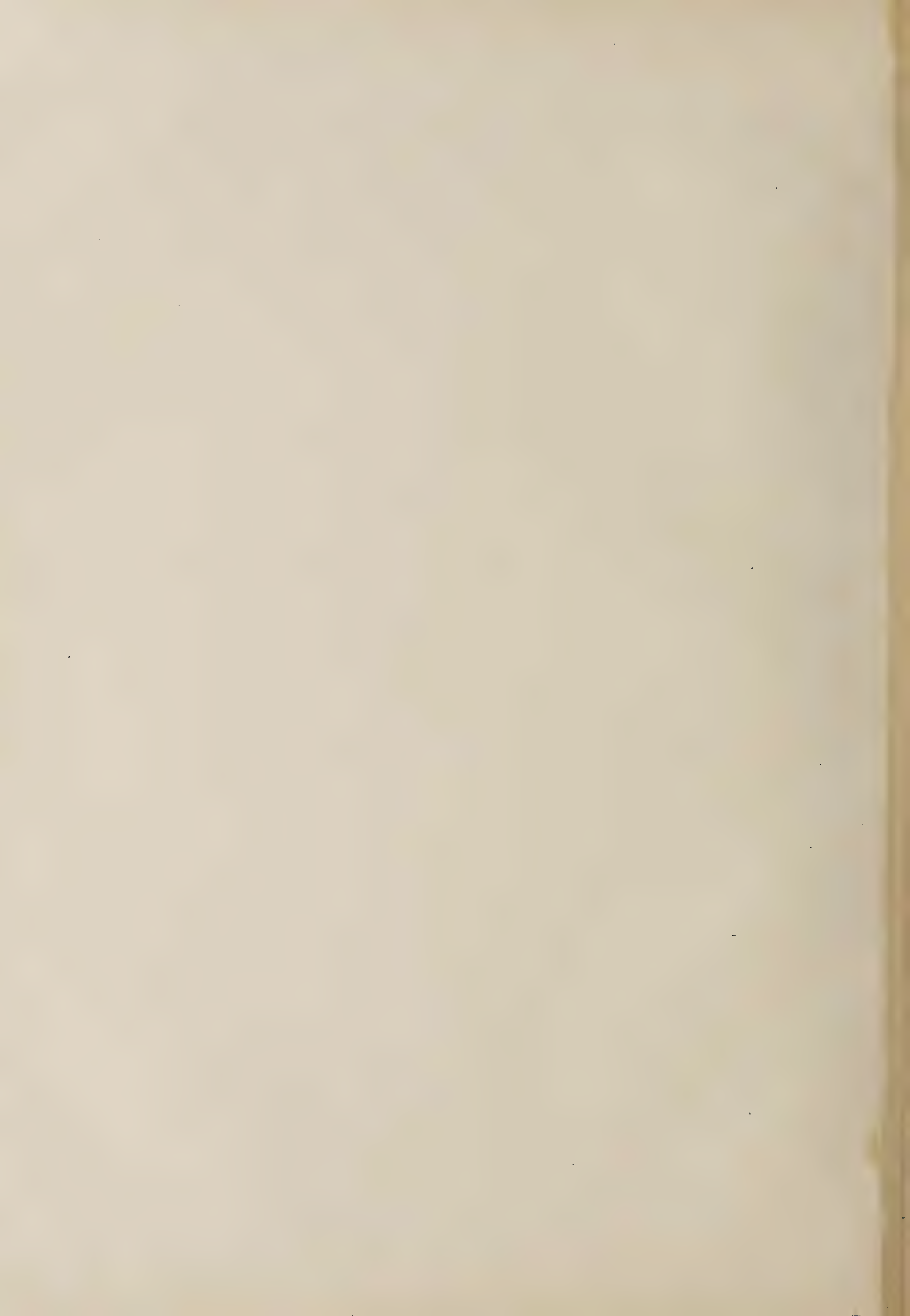
Vom Meister mit den Ba



n ıd Frauenhaus

Ba olen. 15. Jahrhundert

Albert Langen, München



da wäre. Die erste Rede war, ob ich nicht Französisch könnte? Meine Landsmännin sagte: „Nein!“ Hieraufversetzte die andere: sie sollte mir sagen, ich möge mir belieben lassen, mich niederzusetzen. Als solches geschehen war, befahl die dritte meiner Dolmetscherin, sie sollte sich auch setzen, woraus ich abermals nicht abzunehmen vermochte, welche die vornehmste unter ihnen war. Ich saß neben der Alten, diesen drei Damen gegenüber, und es ist demnach ohne Zweifel neben einem so alten Gerippe meine Schönheit desto besser hervorgeschienen. Sie blickten mich alle drei sehr anmutig, liebevoll und huldreich an, und ich hätte schwören dürfen, daß sie viele hundert Seufzer gehen ließen. Ihre Augen konnte ich wegen der Maske, die sie vor hatten, nicht funkeln sehen. Meine Alte — denn außer ihr konnte niemand mit mir reden — fragte mich, welche unter diesen dreien ich für die Schönste hielte? Ich antwortete, daß ich keine Wahl darunter sehen könnte. Hierüber fing sie an zu lachen, so daß man ihr alle vier Zähne sah, die sie noch im Munde hatte, und fragte: „Warum das?“ Ich antwortete, weil ich sie nicht recht sehen könnte; doch soviel ich sähe, wären sie alle drei nicht häßlich. Dieses nämlich, was die Alte gefragt und ich geantwortet, wollten die Damen alsobald auch wissen. Meine Alte verdolmetschte es und log noch dazu, ich hätte gesagt, einer jeder Mund wäre hunderttausendmal küssenswert; denn ich könnte ihre Mäuler unter den Masken wohl sehen, sonderlich das derjenigen, welche mir gerade gegenüber säße. Mit diesem Fuchsschwanze machte die Alte, daß ich dieselbe für die vornehmste hielt und sie auch desto eifriger betrachtete. Dies war all unsere Unterhaltung über Tisch, und ich stellte mich dabei, als ob ich kein französisches Wort verstände. Weil es denn so stille herging und eine stumme Mahlzeit durchaus nicht lustig sein konnte, so machten wir desto eher Feierabend. Darauf wünschten mir die Damen eine gute Nacht und gingen ihres Weges, und ich durfte ihnen das Geleite nicht weiter geben als bis an die Türe, welche die Alte gleich hinter ihnen zuriegelte. Als ich das sah, fragte ich, wo ich denn schlafen müßte? Sie antwortete: ich müßte bei ihr im gegenwärtigen Bette fürlieb nehmen. Ich sagte: das Bett wäre gut genug, wenn nur auch eine von jenen Dreien darin läge. ‚Ja,‘ entgegnete die Alte, ‚es wird Euch fürwahr heute keine von ihnen zu teil, Ihr müßt Euch zuvor mit mir behelfen.‘ Indem wir so plauderten, zog eine schöne Dame, die im Bette lag, den Vorhang etwas zurück und sagte zu der Alten, sie sollte aufhören zu schwatzen und schlafen gehen! Darauf nahm ich ihr das Licht und wollte sehen, wer im Bette läge. Sie aber löschte dasselbe aus und sagte: ‚Herr! wenn Ihm Sein Kopf lieb ist, so unterstehe Er sich dessen nicht, was Er im Sinne hat. Er lege sich nieder und sei versichert, daß, wenn Er mit Ernst sich bemühen wird, diese Dame wider ihren Willen zu sehen, Er nimmermehr lebendig von hinnen kommt!‘ Damit ging sie durch und verschloß die Tür; die Jungfer aber, die des Feuers gewartet hatte, löschte dieses auch vollends aus und ging hinter einer Tapezerei durch eine verborgene Tür ebenfalls hinweg. Hierauf sagte die junge Dame, die im Bette lag: ‚Allez, Monsieur le bel Allemand! gee schlaff, mein Herz! gom, rick su mir!‘ Soviel hatte ihr die Alte Deutsch gelehrt. Ich begab mich zum Bette, um zu sehen, wie denn dem Dinge zu tun sein möchte, und sobald ich hinzu kam, fiel sie mir um den Hals, bewillkommete mich mit vielen Küssen und biß mir vor hitziger Gebärde schier die untere Lippe herab; ja sie fing an, meinen Schafpelz aufzuknöpfeln und das Hemd gleichsam zu zerreißen, zog mich also zu sich und stellte sich dabei vor unsinniger Liebe also an, daß es gar nicht auszusprechen ist. Sie konnte kein anderes deutsches



116 Im Frauenhaus. Kupferstich

Wort, als: ‚Ruck su mir, mein Herz!‘ Alles übrige gab sie mir mit Gebärden zu verstehn. Ich dachte zwar an meine Liebste, aber was half es! Ich war leider ein Mensch und fand eine so wohlgestaltete Kreatur, und zwar von solcher Lieblichkeit, daß ich wohl ein Block hätte sein müssen, wenn ich keusch hätte davonkommen sollen; überdies taten auch die Würste, die mir mein Doktor zu fressen gegeben hatte, ihre gehörige Wirkung, so daß ich mich schon von selbst stellte, als ob ich ein Bock geworden wäre.

Dergestalt brachte ich acht Tage und ebensoviel Nächte an diesem Orte zu, und ich glaube, daß die Drei auch bei mir gelegen haben; denn sie redten nicht alle wie die erste und stellten sich auch nicht so närrisch an. Und weil man mir am selbigen Orte auch so Würste vorsetzte, so wußte ich, daß Monseigneur Canard dieselben ebenfalls zugerichtet und genugsame Wissenschaft um meine Händel gehabt habe. Ich war damals in der besten Blüte meiner Jugend und sah plötzlich die schwarzen Milchhaare über meinen Lippen heraussträuben. Wiewohl ich nun acht ganze Tage bei diesen vier Damen war, so kann ich doch nicht sagen, daß mir zugelassen worden wäre, eine einzige davon anders als durch eine Florhaube, oder sei es denn finster gewesen, im bloßen Angesichte zu beschauen. Nach geendigter Zeit der acht Tage setzte man mich im Hofe, mit verbundenen Augen, in eine zugemachte Droschke zu meiner Alten, die mir unterwegs die Augen wieder aufband, und führte mich in meines Herrn Hof, worauf die Kutsche schnell wieder von dannen fuhr. Meine Verehrung war zweihundert Pistolen, und da ich die Alte fragte, ob ich niemand ein Trinkgeld geben sollte, sagte sie: Beileibe nicht! denn wenn Ihr solches tätet, so würde es die Damen verdrießen; ja, sie würden denken, Ihr bildet Euch ein, Ihr wäret in einem Hurenhause gewesen, wo man alles belohnen muß. Nachgehends bekam ich noch mehrere dergleichen Kunden; sie machten es mir aber so grob, daß ich endlich aus Unvermögen der Narrenspossen ganz überflüssig wurde, zumal da die gewürzten Würste schier nichts mehr helfen wollten. Aus diesen nahm ich übrigens ab, daß sich Monseigneur Canard auch für einen halben Ruffianen gebrauchen ließe, weil er dieselben zurichtete.“

Zu S. 328. Über die Schönheit und Liebesbereitschaft der Frauen vornehmer Adliger als Kaufpreis, um damit das Recht auf ihre oder ihres Gatten Seite zu bringen, registrierte ein Chronist den folgenden Fall:

Ein Edelmann, dem das Glück eine schöne und vornehme Frau beschert hatte, führte in Paris einen Prozeß. Als jemand einwandte: „Er würde den Prozeß wohl verlieren, denn sein Recht stehe auf schwachen Füßen,“ erwiderte ein anderer, der die entscheidenden Gründe besser kannte: „aber es ruht dafür auf um so stattlicheren Schenkeln.“ Und dieser hatte recht, der Edelmann gewann mit Hilfe der unvergleichlichen Reize seiner schönen Frau den Prozeß, den er ohne diese wohl niemals gewonnen hätte. Die schöne Dame wurde bei dieser Gelegenheit zwar guter Hoffnung, aber sie hatte in den Augen ihres Gatten darum doch verständig gehandelt, denn die Vorteile, die dieser aus dem Prozesse zog, waren so groß, daß ihn die Vaterschaft für ein Kind, das ein anderer gezeugt hatte, nicht sonderlich beschwerte.

Zu S. 330 u. 331. In einem holländischen satirischen Flugblatt aus dem 17. Jahrhundert heißt es über den kupplerischen Ehemann:

Der Ehemann so da weiß, wie es für den Wohlstand seines Hauses am besten steht, wird immer beide Augen geschlossen haben und mit völliger Taubheit geschlagen sein, wenn ein fürnehmer Gast bei ihm zu Besuch weilt. Er wird nicht sehen, daß der Gast nur Augen für die junge Hausfrau hat und die Hände immer unter dem Tische hält. Er wird niemals dulden, daß seine Frau sich um Küche und Keller sorgt, dafür wird er selbst immer wieder nach dem Rechten schauen, aber wenn er zurückkommt, wird er niemals sehen, daß ihr Busentuch unterdessen verschoben worden ist, so daß die stattlichen Zuckerballen gänzlich entblößt sind. Wenn er länger ausgeblieben ist, wird er nicht sehen, daß ihre Röcke zerknittert sind, und er wird keine Blicke für die roten Male haben, die auf ihren Wangen und ihren Brüsten brennen. Des Abends wird er schon beim Mahl einnicken, und die geilen Küsse und Betastungen, mit denen die Hausfrau und sein adeliger Gast sich neben ihm gegenseitig die Zeit vertreiben, werden ihn nicht in seinem Halbschlummer stören. Wenn er zu Bette geht, wird er nicht gewahren, daß die Hausfrau das schönste gestickte Hemd aus der Truhe nimmt und sich schmückt wie an ihrem Hochzeitstage Des Nachts wird er schlafen wie ein Klotz und das Knarren der Türe, wenn der Freund kommt,



117. **Badehausleben.** Italienische Sepiazeichnung

um das Lager der sehnsüchtig seiner harrenden Hausfrau zu teilen, wird ihn nicht erwecken. Mit seinem Schnarchen wird er die wollüstigen Seufzer der beiden Liebenden übertönen, so daß sich diese sehr bald keinen Zwang mehr auferlegen und zärtlich zu einander sprechen: „Halsen und küssen wir uns bis der Tag anbricht." Des Morgens wird er nicht früher erwachen, als bis die Sonne schon ins Gemach scheint. Alsdann aber wird er zu seiner noch schlaftrunkenen Frau sprechen: „Meine Liebe, niemals habe ich so süß geschlafen, wie diese Nacht. Du aber mußt von bösen Träumen geplagt gewesen sein, denn deine Augen scheinen trübe. Pflege der Ruhe, ich werde dir unsern Freund schicken, indessen ich mir beim Arzt Rats erhole." Kaum daß er jedoch eine Stunde von Hause fort ist, wird ein Bote von ihm eintreffen, man möge seiner nicht warten, wichtige Geschäfte hielten ihn bis zum Abend fern. Kehrt er endlich nach eingebrochener Dunkelheit zurück und findet er die Frau immer noch im Bett, aber vor Wollust glühend, weil der Freund sich mit ihr den ganzen Tag durch die geilsten Unterhaltungen und Liebkosungen ergözt hatte, dann wird er sie beglückwünschen über ihr gutes Aussehen und die wiedererlangte Gesundheit. Er wird auch nichts hören, wenn die Nachbarn sich über ihn lustig machen und seiner Blindheit und Taubheit spotten und lachen.

Insgeheim wird aber auch er lachen, aber über die andern, denn er weiß, er hat sein Haus am besten bestellt. Die Kasten und Truhen füllen sich, und weder Arbeit noch Sorgen zehren an seinem Leben.

Das Flugblatt ist durch eine vergröberte Kopie des Bildes „De dubbelde Genegenthyt", das wir hier als Beilage wiedergeben, illustriert. Ein ähnliches deutsches Flugblatt kam uns ebenfalls zu Gesicht, doch war bei dem uns zur Verfügung stehenden Exemplar ein wesentlicher Teil des Textes abgerissen, weshalb wir auf die Wiedergabe verzichten.

Zu S. 332. Einen ähnlichen Fall wie den, der über die berserkerhafte Rache des italienischen Edelmanns an seiner beim Ehebruch ertappten Frau berichtet wird, erzählt Brantôme von einem albanesischen Ritter. Die betreffende Stelle lautet (a. a. O. S. 25):

„Als ich zum erstenmal in Italien war und nach Venedig kam, wurde mir von einem albanesischen Ritter erzählt, der, seine Frau beim Ehebruch überraschend, den Liebhaber tötete. Er war wütend darüber, daß seine Frau sich nicht mit ihm begnügte, da er doch ein wackerer Ritter war, und ein Held im Reiche der Venus, der zehn bis zwölfmal des Nachts das Opfer brachte. Zur Strafe suchte er ein Dutzend tüchtiger Männer zu finden, die im Rufe standen, sehr stark begabt und feurig zu sein. Diese mietete er für Geld, sperrte sie in das Zimmer seiner Frau, die sehr schön war, und überließ sie ihnen, indem er sie bat, gut ihre Pflicht zu tun; er versprach ihnen doppelte Bezahlung, wenn sie ihre Aufgabe sehr gut erfüllten. Die Männer machten sich nacheinander ans Werk und waren so eifrig, daß die Frau dabei starb, zur großen Genugtuung ihres Gatten. Im Augenblick des Sterbens warf er ihr vor: da sie diesen süßen Trank so sehr geliebt habe, möge sie sich nun daran satt trinken. Ähnlich wie Semiramis zu Cyrus sagte, indem sie seinen Kopf in ein Gefäß voll Blut steckte. Das ist wahrlich eine schreckliche Todesart!"



Die Vergnügungen im Heilbade

118. Holzschnitt von H. S. Beham (Detail)

Ebenfalls bei Brantôme findet sich der folgende Fall beschrieben, der sich am Hofe von Neapel zutrug (a. a. O. S. 9):



119. Im Frauenbade. Holzschnitt von H. S. Beham

Etwas anderes ereignete sich in diesen Jahren im Königreich Neapel mit der Dame Maria von Avalos, einer der schönsten Prinzessinnen des Landes, die mit dem Prinzen von Venusa verheiratet war. Diese hatte sich in den Grafen Andriano verliebt, einen der schönsten Männer dieses Landes. Beide genossen der Liebe, als sie von dem Gatten überrascht wurden, und beide wurden in dem Bett durch bestellte Leute umgebracht. Am nächsten Morgen fand man die beiden schönen Geschöpfe tot auf dem Pflaster vor der Haustür, dem Anblick aller Vorübergehenden ausgesetzt.

Hierher gehört auch das symbolische Gemälde „Die Wirkung der Eifersucht" von Lukas Cranach (Bild 76).

Zu S. 336. Der Fundbericht, den Dr. Pachinger-Linz über den von ihm aufgefundenen Keuschheitsgürtel seiner Zeit veröffentlicht hat, lautet nach der Antropophyteia (Bd. III, S. 249):

„Es war im Sommer des Jahres 1889, als ich mich einige Tage zu Besuch von Verwandten in einem kleinen Provinzstädtchen Oberösterreichs aufhielt. Aus meiner Studienzeit her kannte ich noch den Ort, der mit seiner zum Teil noch erhaltenen Stadtmauer und den krenelierten Türmen von jeher ein anziehendes Bild bot. Mein erster Morgenspaziergang führte mich zu dem altehrwürdigen Kirchlein, das, 10 Minuten außerhalb des Städtchens gelegen, um die Mitte des 15. Jahrhunderts erbaut wurde. In des einsamen Gottesackers Mitte steht eine schön aus Stein gehauene, gotische Dux Perpetua-Säule, deren Steinstufe die Jahrzahl 1443 trägt. Im Jahre 1889 ging man neuerlich an eine Restaurierung des schadhaft gewordenen Kirchleins, und der hohe

Stadtrat hatte beschlossen, bei dieser Gelegenheit die schöne Lichtsäule, um sie vor weiteren Einflüssen der rauhen Wintermonate zu schützen, vom Friedhof weg in das Innere der Kirche zu versetzen. Mit Verdruß bemerkte ich diesen Vorgang, denn meine liebe Säule lag, in einige Teile zerlegt, bereits im taufeuchten Gras. Der Meßner K. war mir von früher her gut bekannt, ebenso wie sein Gehilfe, von dem ich nur mehr weiß, daß er Leopold hieß und mit vielem Geschick alte Grabsteine abzeichnete. Diese beiden Männer bemerkte ich mit einem Maurer im eifrigen Gespräche, und wie ich näher trat, begrüßten sie mich als alten Bekannten mit einer gewissen Vertraulichkeit. Nach einigem Hin- und Herreden sagte mir der alte Meßner, daß man bei der Fundierungsarbeit zur Aufstellung der Steinsäule in der Kirche in einer fest ausgemauerten, backtrogähnlichen Vertiefung soeben einen sehr alten Bleisarg gefunden habe, den man in einer Friedhofecke soeben zu öffnen im Begriffe war. Mich interessierte eben damals schon alles Altertümliche, und so bat ich die drei Männer, der Öffnung des Sarges beiwohnen zu dürfen. Der Bleisarg, ungefähr 180 cm lang, war schwarzgrau oxydiert und ohne jedes Schriftzeichen oder Wappen. Die Verlötung und Erhaltung war im übrigen tadellos. Bald hatte der kundige Leopold mit einem scharfen Meißel den Deckel ringsum abgeschnitten; er ließ sich in seiner prismatischen Form glatt vom Unterteil abheben. Innerhalb des Deckels sah man gelbmodrige Holzbretter und nach deren Wegräumung die Leiche. — Diese erweckte gleich anfangs mein ungeteiltes Interesse.

Auf dem gut erhaltenen Schädel thronte noch eine reiche, kronenartig geflochtene Frisur von dichtem, rotgoldenem Haar. Der Körper war mit einem schwarzbraunen, damastartigen Seidengewande bekleidet, die Hände, auf der Brust gekreuzt, staken in einer Art von Reithandschuhen aus gelbbraunem, angemoderten Leder.

Das prachtvolle Gebiß des Schädels ließ eine junge Person, die künstliche Haartracht und das schwere Seidengewand eine vornehme Dame vermuten. Sorgfältig wurde auf den morschen Brettern die Leiche aus dem Sarge gehoben. Dabei bemerkte ich, daß das Gewand nur auf der Oberseite gut erhalten war, während der untere Teil, auf dem die Leiche lag, ganz vermodert und zerfallen aussah. Nach Entfernung der oberen Gewanddecke sah man zwischen gelb angemodertem Leinenzeuge überall die Körperknochen herausragen. Während jetzt der Meßner wegging, um den Bleisarg, wie er sagte, aufzubewahren, untersuchten wir das Gerippe noch etwas näher und waren erstaunt, zwischen den Resten der Unterkleider um die Beckenknochen einen mehrfach durch Scharniere gegliederten eisernen Reif zu finden, der an eine schuhsohlenartige Eisenplatte mit zwei vom Roste ganz zerfressenen Schlößchen befestigt war. An dem gürtelförmigen Reife waren Reste von alter Belederung sichtbar, die bei der Berührung abfielen. Am Rückenteile des Gerippes, beiläufig in der Gesäßgegend, fand sich eine ähnlich geformte Eisenblechplatte, die sich aber, da die Leiche darauf vermodert war, vom Roste arg beschädigt zeigte, während die Vorderplatte mit dieser durch eine verrostete Scharniere ehemals verbunden, nicht nur gut erhalten war, sondern an der Innenseite sogar noch die ziemlich unbeschädigte Polsterung besaß.

Wie der Meßner endlich wieder zu uns kam und diesen Fund sah, meinte er, das dürfte wohl ein eigentümlich gestaltetes Bruchband gewesen sein, und auch ich hielt es für eine, allerdings sehr solid konstruiert gewesene, chirurgische Bandage.

Die drei Männer wollten die Eisenteile schon über die Mauer werfen, als sich in mir der Sammler regte und ich mir das rostige Zeug zum Andenken an unsere Schatzgräberei ausbat. Ich erwarb damit, um zum Schluß zu kommen, einen deutschen, sehr interessanten Keuschheitsgürtel. Wer die unter so eigentümlichen Umständen bestattete Dame war, konnte ich nie erfahren. Meine späteren archivalischen Nachforschungen nach Namen und Stand der Dame, die um das Jahr 1600 bestattet worden sein dürfte, blieben erfolglos."

Zu S. 338. Eine von uns an Ort und Stelle angefertigte genaue Nachzeichnung des auf Schloß Erbach im Odenwald aufbewahrten eisengeätzten Keuschheitsgürtels zeigen Bild 106 und 107. Ein überaus köstlicher Witz ist der auf der Vorderseite des Gürtels angebrachte Hellebardier, der sozusagen den verbarikadierten Eingang ins Paradies bewacht: die Symbolik des Keuschheitsgürtels, — der physischen Treue der Frau ist ein reisiger Wächter bestellt. Die anderen Darstellungen, sowie die Inschriften auf dem Gürtel sind dagegen eine Verhöhnung der mit dem Gürtel bedachten Frau, die hinfort nun nicht mehr die Wünsche



120. Die Freuden des Bacchus, der Zeres und der Venus. Kupferstich von Johann Sadeler

ihrer Liebhaber, die anscheinend auch ihre Wünsche waren, erfüllen kann. Dieser interessante und relativ gut erhaltene Gürtel dürfte nach seinen Verzierungen zu urteilen, wohl aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammen.

Zu S. 341. Die Einleitung zu Clement Marots Epigrammen lautet nach der Übersetzung von Margarethe Beutler (a. a. O. S. 3 u. flg.):

Der König Franz von Frankreich lag mit seinem Heergefolge im Castel Émeraude, dessen Ausfallspforten gegen die Franche-Comté gerichtet waren. Denn der König war dem Kaiser Karl von Habsburg zum anderen Male aufsässig geworden, da seine Seele danach lechzte, die Schmach von Pavia zu tilgen. Der Papst Clemens hatte ihn entbunden von seinem Eide, den er dem Kaiser zu Madrid geleistet hatte, und nach kaum geendetem Kriege stülpten die Kriegsleute ihre Eisenhauben wieder auf die Köpfe, und die Fähnlein der Reisigen trabten durch das grünende, sommerliche Korn. Doch mied der König Italiens Schlachtfelder, die ihm verhängnisvoll geworden. Dort sollte sein Feldherr Lautrec für ihn kämpfen, er selbst eilte nach Burgund, das er zu Madrid dem Kaiser verpfändet hatte. Und es war, als sollte er sich in der Reue über den durch seine Gefangenschaft erzwungenen Frieden festbeißen. — Ihn dünkte kein Land so schön wie dies Burgund im Glanz der lichten Junitage: Fruchtbarer schienen ihm die Felder als in allen anderen Provinzen, edler und kräftiger die Weine und süßer die Frauen.

Aber keine Frau unter den burgundischen Damen gefiel seinen Sinnen so wohl als die Gattin seines Wirtes, des Baron d'Orsonvilliers, des Herrn von Castel Émeraude. Kam er in die Nähe dieser Frau, so umfing ihn ihres Leibes Atmosphäre wie mit weichen Armen, und wenn er gar ihren schmalen Mund ansah, dessen dunkelrote Lippen fest aufeinander gepreßt waren, so war es, als bäumte sich sein Schlachthengst unter ihm, getroffen von den großen Stachelsporen.

Nun geschah es an einem Sommerabend, daß der König mit seinem Gefolge trank auf dem großen Altane des Schlosses, der nach Osten gelegen war. Wie des Artus Tafelrunde saßen der König und die Ritter um einen runden Tisch. Franz von Frankreich gegenüber saß der Herr von Orsonvilliers, und die schöne Frau vom Schlosse schenkte dem Könige Wein aus einer hohen schlanken burgundischen Henkelkanne, getrieben aus lichtem Silber. Und wenn die Dame ihren Arm hob, fiel der rotseidene Ärmel zurück, und der König sah die schmale Hand, die geschaffen war, über den nackten Rücken eines Mannes zu gleiten, und er sah den vollen Arm, der eines Mannes Nacken weich umschlingen mußte, und er sah den Mund, der so rot war, und der sich bei jedem Tropfen, der aus dem Kruge rann, voll Sehnsucht um so fester preßte.



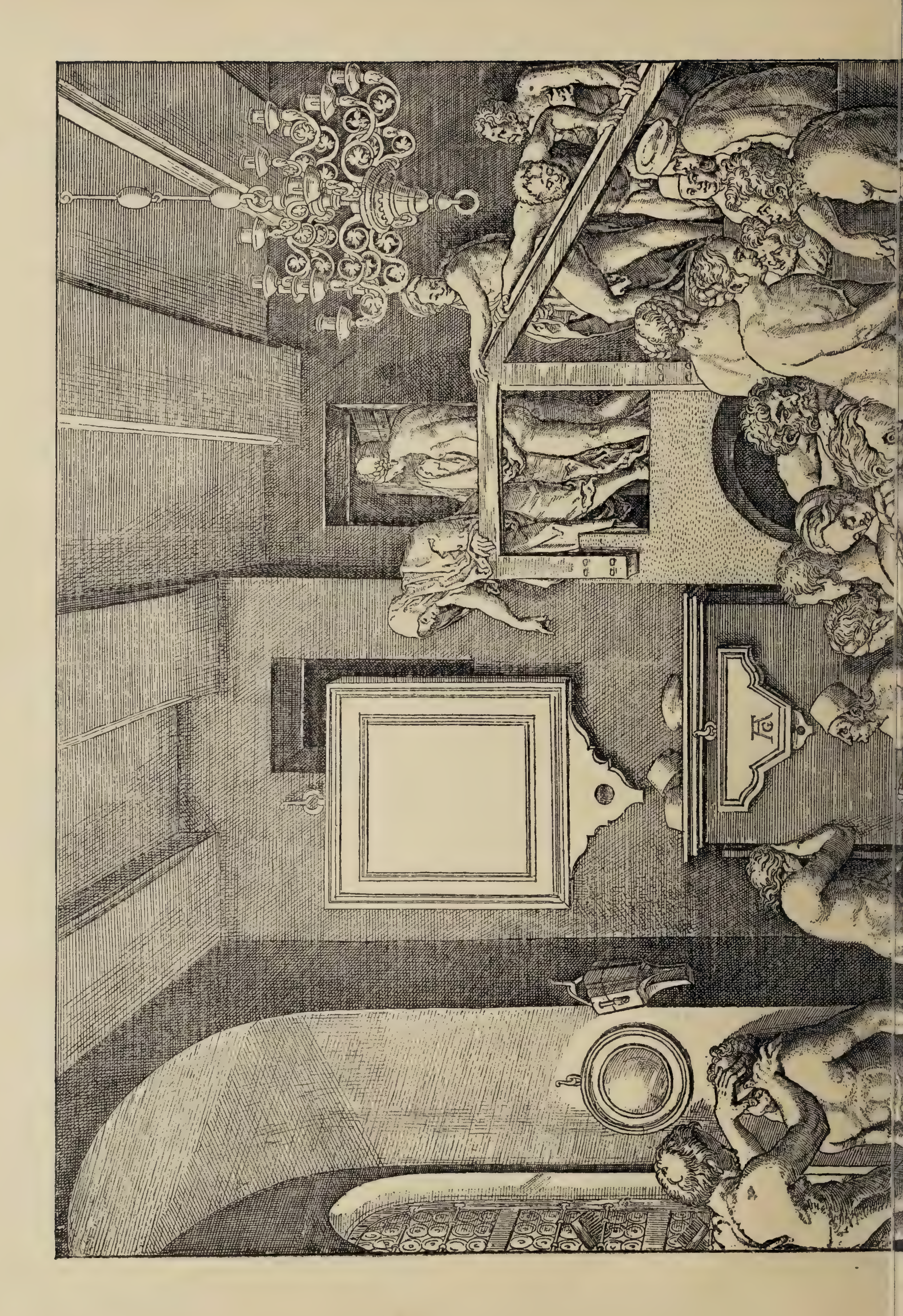
121. Illustration zu einer späteren Ausgabe der Komödien der Nonne Roswitha von Gandersheim

Der König trank schneller, um die Dame eingießen zu sehen, und seine Augen wurden dunkler; er sah hinaus in das abendliche Burgund, das der Kaiser ihm entreißen wollte, und seine Begierden wuchsen. Seine Augen begegneten den Blicken seines Wirtes, und es dünkte ihn, daß sie finster waren. Von ungefähr kamen die Diener und brachten die ersten Fackeln, und wie sie an der Wand vorbeischritten, erblickte der König ein großes Gemälde auf der Wand, auf dem abgebildet war, wie ein Gekrönter von einem Turm auf ein Weib herabblickt.

Der König fragte den Herrn von Orsonvilliers, was das für ein Bild wäre, und der Schloßherr von Émeraude gab zur Antwort, ein Italiener, der vom Hofe des Königs mit seiner Tochter gekommen und auf der Reise krank geworden, habe es zum Danke für die Pflege gemalt.

Der König fragte, wer es vermöchte, die





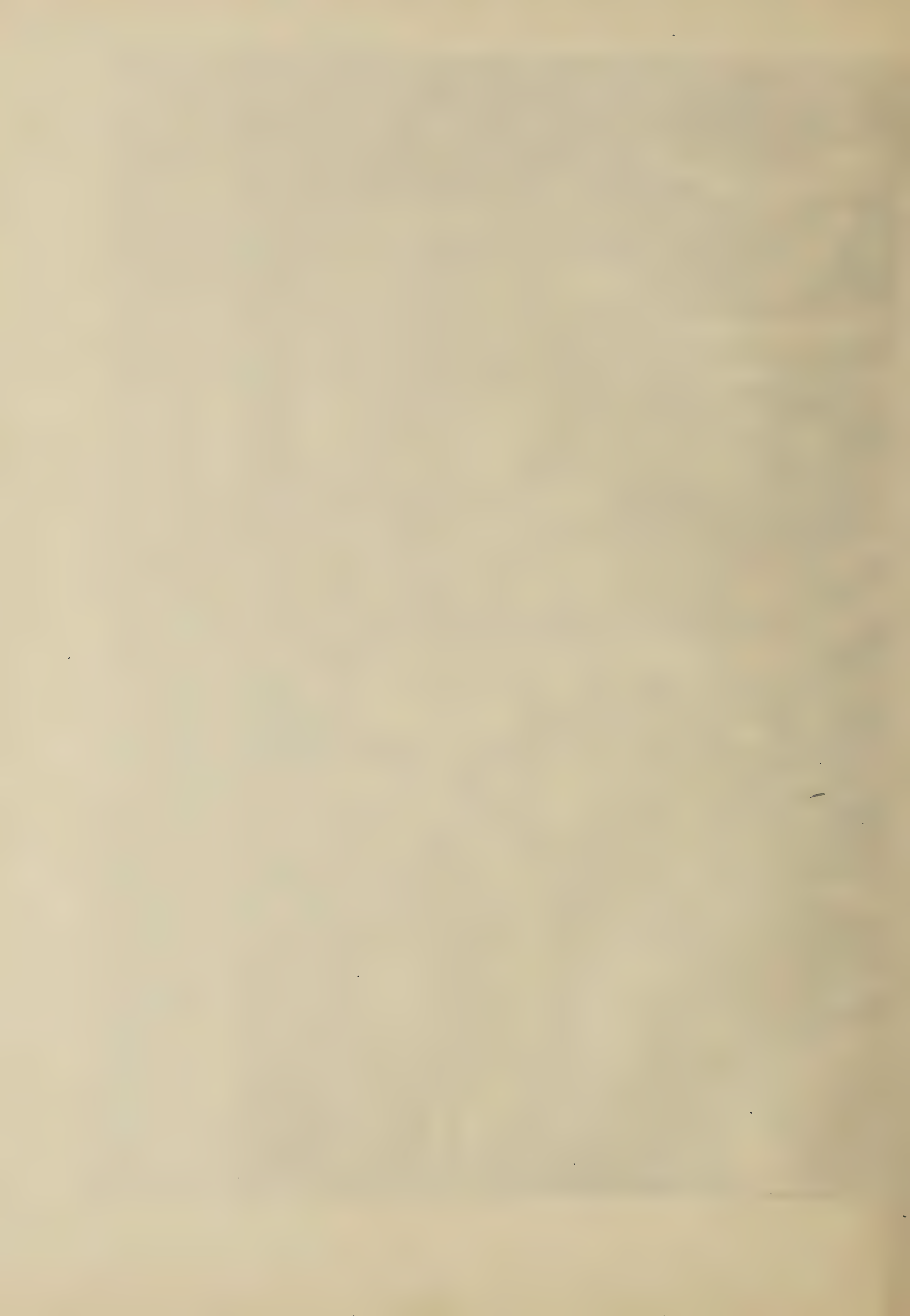


Badestubenleben (Fälschlich „Das Wiedertäuferbad“ genannt)

Kupferstich von Aldegrever nach einer Zeichnung von Virgil Solis. 16. Jahrhundert

Beilage zu Eduard Fuchs, „Illustrierte Sittengeschichte“. Ergänzungsband *

Albert Langen, München





122. Leben und Treiben bei einem bäuerlichen Fest. Gemälde von Peter Breughel

Geschichte dieses Bildes zu erzählen, aber keiner wußte sie zu sagen. Da rief der König: „Warum schweigst du, Clément Marot, denn sicherlich kannst du uns die Geschichte des Bildes melden." Da erhob sich auf der anderen Seite des Tisches ein Mann, der bisher schweigend allen Reden gelauscht hatte. Er war klein, aber nicht unansehnlich. Sein Gesicht war durchfurcht, obwohl es nicht alt schien. Augen hatte er wie ein Schalk, doch die Stirn schien die eines Weisen. Er lächelte und sagte, indem sein behutsamer Blick vom König zum Burgherrn und dessen schöner Gattin glitt: „Es ist nicht gut, Königen alle Geschichten, die auf Wänden abgebildet sind, zu erzählen." Allein Franz von Frankreich, der dem Dichter wohlwollte, weil er ihm in der Gefangenschaft zu Madrid die Langeweile vertrieben hatte, gebot: „Bei unserer lieben Frau von Paris, — du sollst uns diese Geschichte erzählen und sollst alle Rechte der Narren dabei genießen, die uns Königen die Wahrheit sagen dürfen!"

Und Clément Marot erzählte die Geschichte von David, der Bathseba erblickte und, um sie zu besitzen, Uria, ihren Gatten, gen Sichem sandte, auf daß er seinen Tod fände.

Der König saß lange in Gedanken verloren da, dann trank er noch einen großen Becher auf das Wohl des Burgherrn, erhob sich und schritt davon. — Am andern Morgen aber in der Frühe entbot er den Herrn von Orsonvilliers zu sich und sandte ihn zu einem Erkundungsritt aus in die Franche-Comté nach Dole, wo deutsche Landsknechte und spanische Reiter lagerten.

Den ganzen Tag suchte der König die schöne Dame von Émeraude, aber er fand sie den ganzen Tag nicht. Am Abend endlich traf er sie allein auf dem Altane unter dem Bilde, das David und Bathseba darstellte. Franz von Frankreich küßte die Hand der Dame, und er fand die Hand weich und hingebend, und er küßte sie zum zweiten Male, und die Hand ließ ihn gewähren, und er küßte sie zum dritten Male, da war die Hand eiskalt, und als er aufblickte, war das Antlitz der Dame blutrot. Da umschlang der König die schöne Frau von Orsonvilliers und küßte sie auf den roten Mund. Sie erwiderte seine Küsse nicht, aber als er innehielt, sagte sie zu ihm: „Dies Castel Émeraude hättet Ihr nie erobert, ohne denn mein Gatte und Herr

hätte Euch geholfen. Durch zu starke Befestigung hat er die Besatzung mutlos gemacht und hat das Vertrauen auf ihre Kraft gelähmt! — Kommet denn heute zur Nacht. Eine meiner Frauen wird Euch geleiten und nehmet das Castel Émeraude vollends ein!"

Als der Mond das erste Viertel seines Weges zurückgelegt hatte, führte eine verschleierte Dienerin den König über eine Außengalerie des Schlosses, die vom vorspringenden Simse schwarz überschattet war, zu den Gemächern der Dame. — Als der Mond im zweiten Viertel der Himmelssphäre stand, schritt der König hastig und fast zornig zu seinen Gemächern zurück und ließ den Clément Marot berufen.

Mit dem Gleichmute eines Mannes, der sich in die Absonderlichkeiten der Welt und des Lebens zu schicken weiß, trat der Dichter vor den König, der ihn mit Verwünschungen und Vorwürfen empfing. — Ruhig blieb er an der Tür stehen, indessen Franz durch das Zimmer tobte, Kissen um sich schleuderte und sich wie unsinnig gebärdete. Alle Ausbrüche des Königs endeten in den Worten: „Und wenn mir dieses Castel verschlossen bleibt, verliere ich das ganze Burgund, denn meine Sehnsucht ist mit dieser Ahnung verknüpft!" Clément trat zu ihm und fragte tastend: „Welches Castel sollte dem König ernstlich widerstehen können?"

„Dieses verfluchte Castel Émeraude — und du warst es, der meine Begierde schürte! — Warum erzähltest du die Geschichte von Uria? — Warum gabst du mir diesen Rat? — Aber ich schwöre dir beim heiligen Franziskus, meinem Schutzpatron, findest du keinen Ausweg aus diesen Wirrnissen, so sollst du im Kerker mit den Ratten um die Wette dichten!"

„Mich dünkt, das Castel Émeraude wäre schon lange des Königs." — „Freilich, du Schuft, es gehört mir ganz und gar, mit Haut und Haar, bis auf die eine kleine Schatzkammer, die alleine dem Besitze den wahren Wert verleiht! — Dein Uria, dieser mißgünstige Lehnsmann, hat einen Riegel davorgelegt und ein Schloß dazu, die nicht zu lösen sind! — Doch du allein trägst die Schuld und sollst es mir büßen, wenn du mir nicht ratest!" Clément lächelte und sagte: „Ist nicht Allessandro Neri im Gefolge des Königs, der die kunstreichsten Schlösser zu schmieden versteht, auch solche, die die Tugend unserer Damen schützen, damit die Eheherren geruhig zu Hof und ins Feld ziehen und in Herzens Frieden den Hirsch jagen?" Der König erhob sich. — Zweimal schritt er stürmisch durch den Raum, dann ging er mit erzwungener Ruhe auf Clément los, bis er hart vor ihm stand: „Wie aber schütze ich das Geheimnis, das ich als Ritter wahren muß?" Clément verbeugte sich lächelnd: „Man weiß," sagte er „daß Euer Diener Marot den aphrodisischen Genüssen nicht abhold ist. Wenn sich die Zofe der Dame bei mir einfindet, würde niemand das dem Marot verübeln. — Den Allessandro Neri aber führe ich zu mir, und zwei Hände voller Goldstücke, die ihm der König gibt, machen ihn sehr schweigsam. Zudem versteht seine Sprache fast niemand aus dem Gefolge des Königs."

„Schnell, eile und schaffe, daß es alles also geschieht," rief der König, warf seinen langen grauen Mantel um und schritt eilends hinaus.

Allessandro Neri, der Goldschmied aus Florenz, war noch bei der Arbeit, als Marot zu ihm eintrat. — Er hatte ein kleines Gartenhaus für sich eingerichtet und hauste im Grünen wie ein Einsiedlermönch. Furcht, daß einen frechen Gesellen seine Metalle reizten, kannte er nicht, denn mehr noch als auf seinen Waffenruf verließ er sich auf den Aberglauben der Leute, die ihn für einen Schwarzkünstler hielten. Sein glänzender, kahler, gelber Schädel, seine großen traurigen Augen, sein dürres Gesicht und die schmalen gepreßten Lippen, die die übergroßen starken Zähne nur mühsam verhehlten, gaben seiner Erscheinung etwas Fremdes, Unmenschliches! Und wen dies nicht erschreckte, den erfüllte sicherlich das pfeifende seltsame Lachen Allessandros mit Schauder, dieses Lachen, bei dem die großen Augen über dem krampfhaft verzogenen Mund fast weinen wollten, und das daher entstand, daß Allessandro Neri sich hütete, seine Tierzähne zu zeigen. Marot, der den Sonderling genau kannte, sagte ihm kurz: „Der König gibt dir zwei Hände voll Gold und verlangt, daß du ein Schloß öffnest und schweigst!" „Ein kleines oder ein großes Schloß," fragte Neri, ohne von seiner Ziselierarbeit aufzusehen. „Ein sehr kleines und sehr kunstvolles Schloß! — Der König hat gewettet, daß du es lösen kannst, und einer der Herren wettete das Gegenteil!" — „Der König wird seine Wette gewinnen," erwiderte Neri, erhob sich, raffte Instrumente zusammen und folgte dem Dichter, der ihn zum Schlosse führte.

Als sie in das achteckige Turmzimmer, in dem Clément wohnte, eintraten, sahen sie den König neben dem Lager sitzen, über das ein Wolfsfell gebreitet war. — Auf dem Lager ruhte eine verhüllte Gestalt. Der König schob die Hüllen in der Mitte auseinander, daß ein kleiner metallener Fleck, groß wie eine halbe Hand, sichtbar wurde, rief Neri heran und befahl: „Öffne dieses Schloß!"



123. Treiben beim Bauerntanz. Gemälde von M. Berkmanns. Original in der Gemäldegalerie Karlsruhe

Neri beugte sich und sagte: „Eine Arbeit aus Mailand, laßt mich sehen!" Er schob den König zur Seite und prüfte näher: „Scheinbar von Andrea Dossi." — Da fiel die eine Hülle herab, und eine Frauenhüfte und ein halber Frauenschenkel von so wunderbarer Weiße wurden plötzlich sichtbar, daß der Meister zusammenfuhr. Der König und Marot erschraken sehr, als sie in sein Gesicht sahen: die Lippen waren zurückgeschnellt und die großen Tierzähne wurden sichtbar, so daß es schien, als wollte Neri in das blühende Fleisch hineinbeißen. — Aber mit einem Ruck hatte er sein Gesicht wieder in der Gewalt. Nur seine gelben harten Hände ruhten wie verdorrte Zweige auf dem weichen lebenswarmen Frauenfleische, das um so leuchtender schien durch den schmalen silbernen Gürtel, der über die Hüfte lief. Dann aber breitete der Goldschmied die Hülle wieder behutsam über die Blöße, ergriff schweigend ein langes spitzes Instrument und begann zu arbeiten. Die Arbeit dauerte lange, so daß der König ungeduldig wurde: „Ich dachte für einen Meister in der Kunst müßte es ein leichtes sein, solch ein Schloß zu öffnen!"

„Wäre ich nicht ein Werkstattgenosse Andrea Dossis gewesen, ich würde es mich nicht getrauen — und außer mir dürftet Ihr keinen finden, der das Schloß dieses Venusgürtels zu öffnen versteht!" sagte Allessandro Neri im brummigen Tone. Mit einer plötzlichen Bewegung warf er die Hüllen beiseite, schob die eine Hand gewaltsam zwischen Fleisch und Gürtel, so daß ein erstickter Schrei hörbar wurde. — „Roher Geselle," fuhr der König auf.

Wieder wurde das Tiergebiß des Florentiners sichtbar. Er herrschte den König an: „Stört mich nicht!" — Dann hörte man ein Knacken, das Schloß sprang auf, und der Meister erhob sich. Nackt und frei lag der untere Teil des Frauenkörpers vor den Augen der Männer, doch wurde die Scham bedeckt von einem goldenen Schuppenschilde, der durch eine Spange an dem silbernen Hüftgürtel festgehalten wurde. Der König breitete selber die Decke wieder darüber, sandte die beiden hinaus und hieß sie warten. — Nach kurzer Frist trat Franz aus dem Gemache, legte den Venusgürtel in die Hände des Meisters und sagte: „Fertige mir den Schlüssel aufs schnellste dazu!"

Marot begleitete den Goldschmied wieder in seine Werkstatt und hielt dort den Bewahrer der Frauenkeuschheit in seinen Händen. Drei Bilder und eine Inschrift waren künstlich in das Metall getrieben. — Das erste Bild zeigte einen Mann, dessen Phallus vom Liebesgotte in einer Schlinge gefangen war, und der dem schnell Forteilenden rettungslos folgen mußte. Das zweite zeigte ein Liebespaar, das, durch doppeltes Gitter getrennt, sich wohl sehen, aber nicht zueinander gelangen konnte. Gefesselt zwischen dem doppelten Gitter lag der Liebesgott. Das dritte Bild aber zeigte den Tod, der den Liebesgott gefesselt zum Tartarus hinabschleppte. Die Inschrift lautete: „Lave amorem et errorem!" — — — —

Der König aber umarmte die Dame von Émeraude; Zuversicht erfüllte seine Seele, er glaubte nun fest, daß er Burgund nicht verlieren würde. Es kamen Boten, die die Niederlage der italienischen Armee des Königs meldeten. Franz von Frankreich hörte sie lächelnd an. Es kamen Boten, die meldeten, daß alle Streifkorps von den spanischen Reitern geschlagen wären. — Franz hörte sie lächelnd an. Zuletzt kam die Nachricht, daß die Schar des Herrn von Orsonvilliers von den Landsknechten fast aufgerieben wäre, und daß er beim Überfall die Standarte des Königs verloren hätte. Dies dünkte den Fürsten fast eine frohe Botschaft. Als der Herr von Orsonvilliers mit den Wenigen seiner Schar in die Burg einritt, legte der König mit eigener Hand der Herrin von Émeraude den Liebesgürtel an und schloß das Schlößlein mit einem goldenen Schlüssel, den der kunstreiche Meister Allessandro Neri in Priapform geschmiedet hatte. — Vorher aber schnitt der König sich noch ein Löckchen ab und tat es in das Reliquienbüchschen, in dem er ein Stück vom Schleier der heiligen Jungfrau mit sich führte, und das er immer unter dem Wamse auf der Brust bewahrte. Neben dem Büchschen trug er den Schlüssel des Meisters Neri an einer seidenen Schnur. Dem geschlagenen Herrn von Orsonvilliers trat der König auf dem Altane unter dem Bathsebabilde entgegen und reichte ihm beide Hände: „Keinem meiner burgundischen Edelleute will ich es zum Vorwurfe machen, wenn sie von der Dame Fortuna hintergangen werden," sagte er, „denn ich glaube an die Treue Burgunds, das mir der Kaiser nimmer entreißen wird! — Als einzige Buße erlege ich Euch auf, daß Ihr diese Relique unserer lieben Frau küßt," und er hielt dem Herrn von Émeraude das Büchslein zum Kusse hin. —

Als die Dame von Orsonvilliers dies sah, errötete sie leicht vor Scham, und um dem König ihren leisen Groll zu zeigen, ließ sie ihm durch Marot folgende Verse senden, die ihr der König gebührend durch Marot beantworten ließ:

Das war kein ehrlich Spielchen, Majestät!
Ihr habt mir, ungeachtet meiner Bitten,
Zu guter Letzt — mein armer Mund verrät
Nicht wo — noch etwas abgeschnitten.



Vlämisches Fest. Kirmestreiben

124. Gemälde von Theoder van Thulden (Detail). Original Gemäldegalerie Brüssel

Ei, Majestät, das sind mir schöne Sitten!
— Gott schütze Euch — allein, was gilt die Wette:
Ihr hättet es ganz sicher nicht gelitten,
Daß man Euch da was abgeschnitten hätte!

Antwort des Königs.

Das nette Spielchen hat Euch zwar verkürzt,
Doch übervorteilt worden seid Ihr nicht.
Drum sehet Ihr mich keineswegs bestürzt,
Im Gegenteil — ich leg' darauf Gewicht,
Daß nur dem Euren mein Gewinn entspricht:
Für das, was Euer Herz mir ungern gönnte,
Leih' ich Euch gern — ein Handel gut und schlicht —
Das, was mir abgeschnitten werden könnte.

Auch von Katharina von Medicis wird behauptet, daß sie von ihrem Gatten

Heinrich II. mit einem Keuschheitsgürtel bekleidet worden sei, und eines der im Pariser Musée Cluny aufbewahrten Exemplare wird als aus ihrem Trousseau stammend bezeichnet. Ob die Tatsache, daß Katharina einen Venusgürtel trug, an sich richtig ist, läßt sich durch überzeugende Dokumente nicht erhärten. Absolut unrichtig ist jedoch die Behauptung, daß einer der Gürtel des Musée Cluny aus ihrem Besitz stamme, denn Katharina von Medicis war überaus stark gebaut, während die beiden im Musée Cluny aufbewahrten Stücke nur von schlanken Damen getragen worden sein konnten sofern nicht überhaupt beide Fälschungen sind.

Ein anderes historisches Beispiel soll die Fürstin Agnes von Navarra, die Gemahlin eines der berühmten Grafen von Foix sein. In dem Briefwechsel, den die schöne Agnes mit ihrem Geliebten Wilhelm von Macault unterhielt, und von dem sich zusammengehörige Teile erhalten haben, findet sich eine Stelle, die mehrfach dahin gedeutet wurde, daß die liebeshungrige Agnes von ihrem vorsichtigen Gemahl mit einem eisernen Keuschheitswächter gesichert worden sei, aber im Besitz eines Nachschlüssels gewesen wäre, den sie dem Grafen von Macault als ihrem heimlichen Schlüsselverwalter anvertraut hätte. Agnes von Navarra schreibt an Wilhelm von Macault:

„... ne veuillez me perdre la clef du coffre que j'ai, car si elle estoit perdue, je ne crois mie que j'eusse jamais parfaite joie, car par Dieux! il ne sera jamais défermé d'autre clef que celle que vous avez et il le sera quand il vous plaira."

Macault antwortete darauf Agnes:

„Quand à la clef que je porte du très riche et gracieux trésor qui est un coffre où toute joie, toute grace, toute douceur sont, n'ayez doulte qu'elle sera très bien gardée, se à Dieu plais et si je puis. Et vous la porterai le plus brièvement que je pourrai pour voir les graces, les gloires et les richesses de cet amoureux trésor."

Diese Stelle kann gewiß so gedeutet werden, daß es sich hier um den Schlüssel zu einem Keuschheitsschloß handelt, und daß Agnes diesen Schlüssel ihrem Geliebten ausgeliefert habe, um ihm zu beweisen, daß sie nur nach seiner Liebe verlange. Aber man kann diese Stelle doch auch in einem ganz allgemeinen Sinn, als gegenseitige galante Schmeichelei, interpretieren: die beiden Liebenden schwelgen in der Phantasie in dem, was ihnen am Körper des andern die Quelle des höchsten Vergnügens ist. Diese Schwelgerei drücken sie aber nicht roh aus, sondern kleiden sie in den ausgetauschten Liebesbriefen in allegorische Bilder.

Zu S. 343. An einer anderen Stelle des Flugblattes „Miroir des dames de nostre temps" heißt es:

Zahlreiche Männer lassen ihren Frauen im Verkehr mit anderen Männern volle Freiheit, und sie verübeln ihnen auch geile Blicke und unzüchtige Reden nicht, durch die sie andere Männer selbst in ihrer Gegenwart zu unzüchtigen Angriffen herausfordern. Ja sie freuen sich sogar, wenn die Sinne ihrer Freunde im Verkehr mit der schönen Hausfrau in heftigen Aufruhr geraten. Alles das dünkt ihnen gefahrlos, denn sie fühlen sich durch das silberne Keuschheitsschloß, das sie jeden Morgen ihren Frauen um den reizenden Schoß legen, vor den Gefahren, die der Treue ihrer Frauen drohen, genügend geschützt. Die Frauen wissen es freilich besser, und auch die Freunde.

Ähnliches liest man auch in einer deutschen Erzählung „Gegen der Weiber Untreue helfen weder Riegel noch Schloß":

Da ihr Gatte die Treue seiner schönen Frau durch den Keuschheitsgürtel völlig gesichert



125. Soldat und Dirne beim Tanz. Federzeichnung von Callot

hielt, hatte er ihr auch keine anderen Aufpasser gestellt, und so konnte sie ungestört die Umarmungen ihrer Freunde genießen. Und es verging auch kein Tag, an dem sie nicht die Vergnügungen der buhlerischen Liebe gekostet hätte, die ihr unendlich herrlicher dünkten, als die Genüsse, die sie in den Armen ihres Gatten zu kosten bekam.

Zu S. 359. Die päderastischen Mönche rechtfertigten ihr Laster nicht selten mit dem Hinweis darauf, daß nach den Lehren verschiedener Kirchenväter „das Weib des Teufels sei". Im Anschluß daran entstanden auch eine Reihe satirischer Sprichwörter, wie dieses, das in Italien kursierte: „Cazzo in culo, non fa fanciullo."

Über Rom, wo der Päderastie am meisten gefrönt wurde, spottete ein deutscher Satiriker:

Wenn man die Buchstaben verkehrt,
Ist Roma Amor, das heißt Lieb,
Die Lieb steht in verkehrtem Trieb:
Denn Rom pflegt allezeit der Knaben —
Ist gnug, man sollts verstanden haben.

In der gezeichneten Satire findet man ebenfalls zahlreiche Kennzeichnungen der verschiedenen Mönchs- und Nonnenlaster. Wir verweisen auf die entsprechenden Kapitel in unseren Werken „Die Karikatur der europäischen Völker" und „Die Geschichte der erotischen Kunst". Im vorliegenden Bande verweisen wir auf die farbige Beilage „Im Klostergarten wirdt verricht't Solch Disziplin wie man hie sicht".

Zu S. 360 und 361. Der Franzose Gerson war nicht der einzige, der durch raffinierte Rabulistik die heiligen Geld- und Herrschaftsinteressen der Kirche zu wahren verstand. Als der Senat von Straßburg den Priestern die Ehe erlaubte, um den Anstoß zu beseitigen, den die Priesterkonkubinen bei der Bevölkerung erregten, erklärte der päpstliche Legat Kardinal Lampeggi dem Senat folgendes:

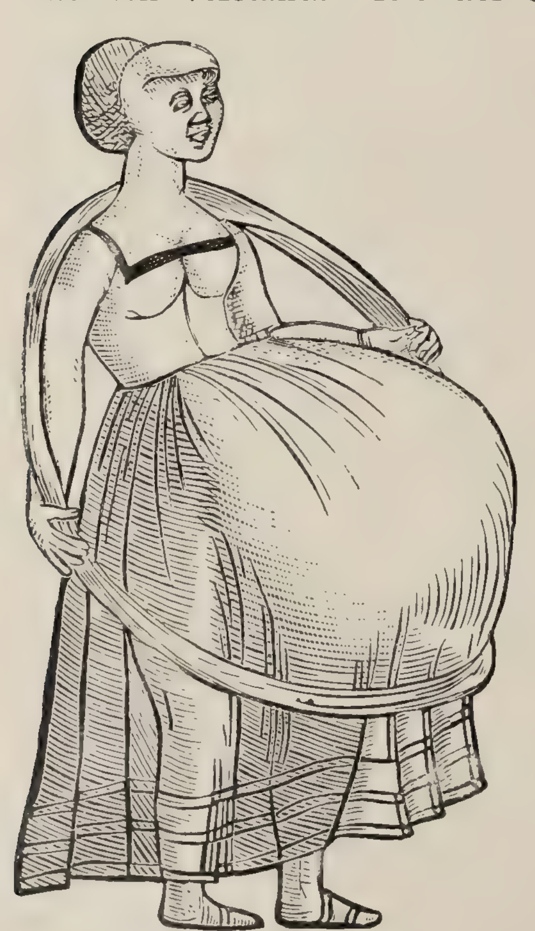


Abbildung einer Frau,
die neun Jahre lang schwanger ging

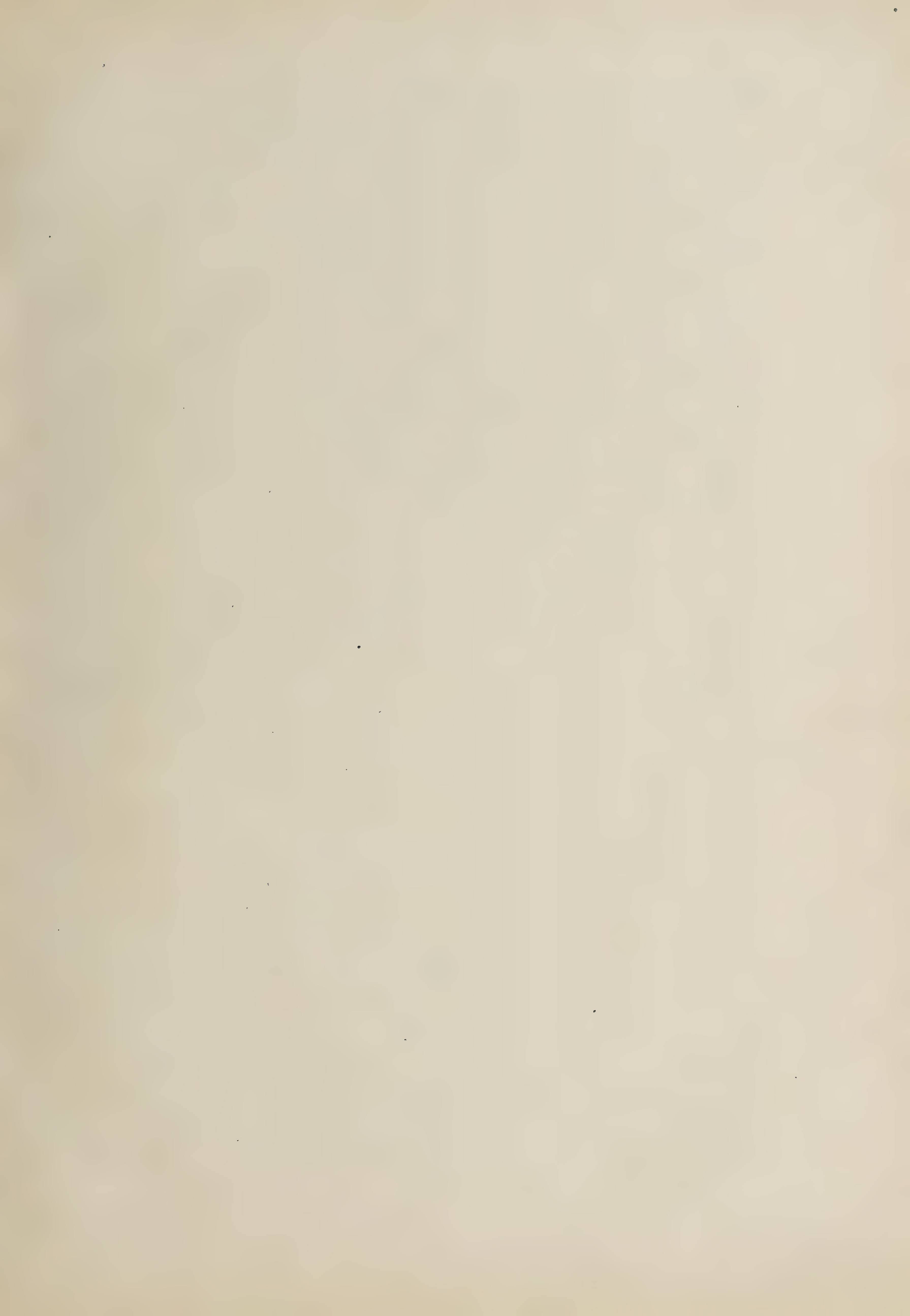
126. Flugblattillustration

„Er wisse wohl, daß die deutschen Bischöfe ihren Geistlichen für eine auferlegte Geldbuße außerehelichen Geschlechtsgenuß gestatteten; doch dies sei kein Grund, die Priesterehe zu erlauben; denn, daß sich die Priester verheirateten, sei eine viel schwerere Sünde, als wenn sie sich mehrere Huren zu Hause hielten — quod sacerdotes fiant mariti, multo esse gravius peccatum, quam si plurimas meretrices alant; — denn jene bildeten sich ein, nicht zu sündigen, diese aber erkenneten wenigstens ihre Sünde."

Andererseits verfuhr Rom ebenso kategorisch gegen jene tölpelhaften Fanatiker, die aus dem Keuschheitsgelübde der Priester die richtigen Konsequenzen ableiteten. Auf der Synode zu Eichstätt, 1447, wurde erklärt:

Wer öffentlich behauptet, oder dafür hält, daß ein Priester, der sich wegen Unzucht in einer Todsünde befindet, nicht den Leib Christi hervorbringen, oder seine Untergebenen nicht von Sünden lossprechen könne, soll für einen Ketzer gelten.

Zu S. 361. In den „Briefen unberühmter





Die Versuchung d

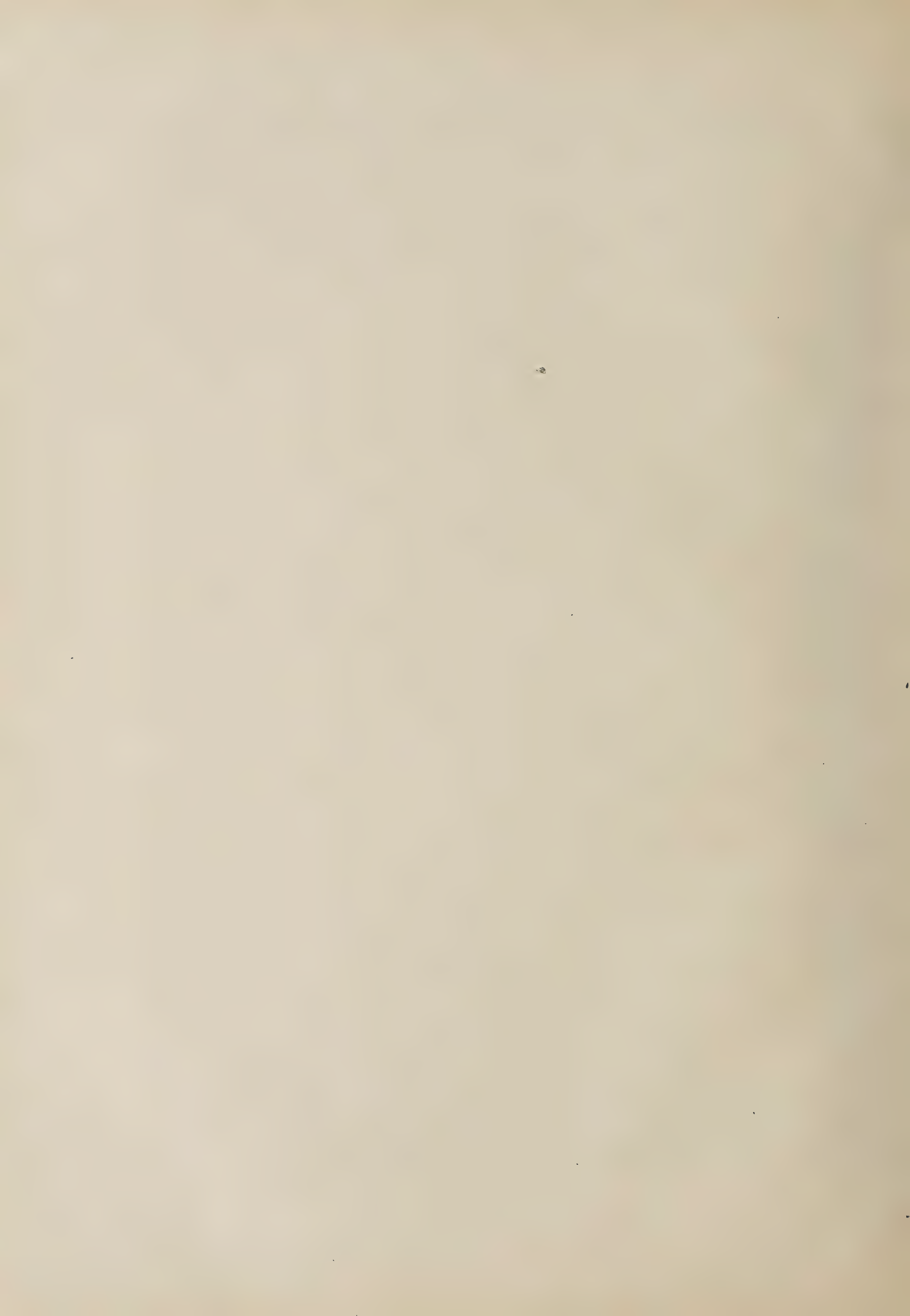
Kupferstich von Jacque



e Heiligen Antonius

Callot. 17. Jahrhundert

Albert Langen, München



Leute" ist auch eine Epistel enthalten, die sich satirisch mit dem von der Kirche erhobenen „Milchzehnten" befaßt. Der Magister Conrad von Zwickau schreibt an den Magister Ortuin Gratius:

„Einer unserer hiesigen Magister ist immer griesgrämig und nie heiter, darum ist er auch stets krank. Er tadelt mich fortwährend und sagt: ich solle die Weiber nicht lieben, denn sie seien Teufel und richten die Männer zugrunde; sie seien unrein, und es gebe gar kein reines Weib, und wenn einer mit einem Weibe zusammen sei, so sei das so gut, als wäre er mit dem Teufel zusammen, weil sie einem keine Ruhe lassen. Hierauf erwiderte ich: „Um Verzeihung, Herr Magister, Eure Mutter war ja auch ein Weib", und ging fort. Auch predigte er neulich, die Priester dürften unter keinen Umständen Konkubinen haben und sagte: die Bischöfe begingen eine Todsünde, wenn sie den Milchzehnten nähmen und gestatteten, daß die Priester mit Mägden zusammen lebten; sie sollten dieselben ganz und gar fortjagen. Allein, dem sei wie ihm wolle, wir müssen doch hie und da vergnügt sein und können auch wohl bei Weibspersonen schlafen, wenn es niemand sieht; nachher beichten wir ja doch; Gott ist barmherzig, und wir können auf Vergebung hoffen."



127. Teufelsbuhlschaft. Holzschnitt

Zu Seite 362. Als zeitgenössischen Beleg für die große Verbreitung des Konkubinats unter den Priestern sei hier auch die Schilderung des Leibarztes eines Erzbischofs von Mainz angeführt, die sich in den Schriften des Johann Agricola aus Eisleben befindet:

„Als der Erzbischof von Mainz den Erzbischof von Merseburg einst besuchte und er unterwegs bei einem Pfarrer einkehrte, wo eben das Fest der Kirchweihe gehalten wurde, so entwirft sein Leibarzt, der ihn begleitete, folgende Beschreibung: ‚Der Bischof steigt abe, und nahet zu der Pfarre zu, zu seinem handtwerk. Nun hatte der Pfarrer zehn andere Pfarrer geladen zur Kirchweihe, und ein jeglicher hette eine Köchin mit sich gebracht. Da sie aber Leute kommen sahen, laufen die Pfaffen mit den Huren alle in einen Stall, sich zu verbergen. Indes geht ein Grafe, der an des Bischofs Hofe war, in den Hof, seinen gefug zu thun, und da er in den Stall will, darein die Huren und Buben geflohen waren, schreyt des Pfarrers Küchin: Nicht Juncker, nicht. Es seind böse Hünde darinnen, sie möchten euch beissen. Er läßt nicht nach, gehet hinein und findet einen großen Haufen Huren und Buben im Stalle. Da der Grafe in die Stuben kumpt, hett man dem Bischof eyn feyste Ganß fürgesetzt zu essen, hebt der Grafe an und sagt: Diß geschicht dem Bischof zum Tischmerlein. Gen Abend kamen sie gen Merßburg, daselbst sagt der Bischof von Metz: Diß geschicht dem Bischoff von Merßburg. Da das der heilig Vatter hörete, betrübet er sich nicht um das, daß die Pfaffen Huren haben, sondern darumb, daß die Köchin die Buben im Stalle Hunde geheissen hette, und spricht: Ach Herre Gott, vergebe es Gott dem Weibe, daß sie die Gesalbten des Herren Hunde geheissen hat. —' Das erzähl ich darumb, daß man sehe, wie wir Deutschen das Sprichwort so fest halten: Es ist keyn Dörflein so klein, es wird des Jahrs einmal Kermeß darinne. Daß aber geschrieben stehet: Es kumpt kein Hurer in Himmel — des achten wir nit."

Dieser Bericht ist zugleich ein Beleg für das gute Beispiel, das die Priester dem Volke bei seinen Festen gaben, denn die Kirchweih ist doch das oberste Volksfest.

Zu S. 363. Daß der Name Nonne und Hure eigentlich das gleiche bedeute, ist von den zeitgenössischen Schwankdichtern sehr häufig auch in Gestalt von satirischen Erzählungen begründet worden. In Jakob Freys „Gartengesellschaft" (1556) findet sich dafür das folgende Beispiel:

Ein junge Closterfrau gehub sich übel, da ir das Haar an der Thochter wachsen wolt.

In dem Kloster Craufftal war vor Zeiten ein junge Junckfrau einkommen. Da sie Profeß het gethon, ward sie der Eptissin geben, sie in der Zucht und klösterlichen Wesen zu informieren und underweisen. Als sie nun anfing zu ihren Jahren kommen, da hub ihr das Haar an dem Runtzeval an zu wachsen. Sie sahe es, erschrack, vermeint, es wäre etwan ein Sach zu einer künfftigen Krankheit, fieng an und gehub sich übel, wolts doch niemants offenbaren.

Zu letzt ward sie von der Eptissin bey der Gehorsame gezwungen, ihr Anliegen anzuzeigen. Sagt sie: ‚Gnedige Frau, ich weiß nit, was mir für ein Pletz mit Haar unden an dem Bauch zwüschen den Beinen wachßt, und sind die Bein und der Bauch glatt und hond kein Haar. Ich forcht übel, daß es etwas böses bedeute.' Die Eptissin gab ihr Antwort, sprach: ‚Laß michs sehen!' Sie hub sich uff und zeigts ihr. ‚Ja', sagt sie, ‚du Herrin, last du dich das also kümmern? Es ist ein Kätzlin, und ich hab selbs also ein Katz zwüschen den Beinen'. Die Jung wolts nit glauben, sie hett sie dann auch gesehen. Sie hube sich auch uff und zeigt sie der Jungen. Als sie die Katz gesehen, sagt sie zu der Eptissin: ‚Gnädige Frau, wie hat euer Katz also ein groß weit Maul?' — ‚Liebe Tochter', sagt die Eptissin, ‚sie hatt ihre Tag so viel großer Ratten erbissen. Wann dein Katz, als ich hoff, so viel Ratten auch mit der Zeit erwürgen würt, wie die mein, so würt sie ein Maul überkommen meiner gleich'.

Die jung Nunn war froh, daß ihr die Katz nur am Leben nit schädlich war, und ließ also das Haar furt an wachsen, was guter Ding, biß mitler Zeit der Bart ihr auch geschoren ward.

Ein ebenso häufiger Gegenstand der zeitgenössischen Satire war, daß der Geilheit von Mönch und Nonne jede Möglichkeit recht ist, um zum beiderseits erstrebten Ziele zu kommen. Dafür als Beispiel die Erzählung „Ein unmöglicher Fratz, von einem Geistlichen getan", die Michael Lindner in seinem „Rastbüchlein" (1558) erzählt:

Die Sprichwörter fehlen nit, darumb auch das nit erlogen ist: gleich und gleich gesellen sich gerne, derhalten kein Wunder ist, daß ein Münch ein Nunnen pletz, dieweil es Geschwisterkind seind, wann es allein recht zugangen wäre; auf daß aber die gewaltige Historia bekandt wurde, hab ich es wöllen erzelen, wie es an im selber ergangen ist. Zu Wirtzburg in Franken war ein Kloster, darinn waren Münch und Nunnen unter einem Dach, kunden doch nicht zusammen. War aber ein Gitter einer Thür groß gemacht; da kamen die Brüder zu den Schwestern, sie auß brüderlicher Lieb zu trösten, unter welchen war ein junger starcker, mit Nammen Bruder Veit, der seim stat mit Essen, Trinken wol vertreten kunde, aber gelehrt war er sonderlich nit, acht sich auch keiner Kunst; beten den Psalter mit den Nunnen, verstunden auch wie sie so viel als gar nichts. Wie aber einmal Bruder Veit bei nächtlicher Weyl für das Gitter kompt, und Schwester Brigitta darfür steht, spricht Bruder Veit: ‚O liebe Jungkfrau Brigitt, rath, wie mirs leit!' Die Schwester versteht die Kreiden und macht sich nahe zu dem Gitter, desselbigen gleichen auch Bruder Veit, und wie dann die Nacht niemannts Freundt ist, macht Bruder Veit der Jungkfrauen Brigitten ein Kind zu dem Gitter hinein. Da ist Noth verhanden gewest. Solche Gaben haben die Geistlichen, das sie nit weltlich sein und verschlossen bei einander wohnen und nicht destoweniger Huren und Buben sein, und solt es durch ein Gitter hinein geschehen, das fromme Leut wol wissen, was für ein gesündlein ist.

Zu S. 363. Aus der Unsumme von Sprichwörtern, die die große Ausschweifung der Mönche und Nonnen speziell in Deutschland gezeitigt hat, reihen wir hier noch einige der populärsten an:

Die Nonnen stecken gerne das Schwert in die Scheide.
Es träumt die Nonne selten von der Kutte allein.



128. Die Qualen und Greuel der Hölle. Kupferstich nach Martin de Voß



Der mit Gestank ent-weichende Teufel

129. Aus einem Bilde „Die Versuchung des heiligen Antonius"

Er hurt wie ein Karmeliter; er frißt wie ein Bernhardiner; er säuft wie ein Franziskaner; er stinkt wie ein Kapuziner; er hat Pfiffe wie ein Jesuit.

Wer's mit Frommen hält, wird fromm! — sprach der Mönch und schlief in einer Nacht bei sechs Nonnen.

Müßig gehen mag ich nicht! — sagte die Nonne, da stieg sie zum Pater ins Bett.

Der Himmel ist schwer zu verdienen! — sagte der Abt, da er vom Bett fiel und die Nonne ein Bein brach.

Die Glocken läute ich selbst! — sagte der Bauer, da stieß er den Küster von seiner Frau.

Ein Mohr schwärzt den andern nicht! — sagte die Nonne zum Pater, da lag sie auf ihm.

Er hat sich verirrt, wie der Pater Beichtiger, der wollte in die Frühmesse und ging dafür zur Abtissin ins Bett.

Vor Nonnen-Betten und Mönchs-Gebeten braucht keiner den Hut zu lüpfen.

Gefüllte Schnürbrust ist ein gut Gericht! sagen die Pfaffen.

Geistlich um den Kopf, weltlich um den Bauch, war immer junger Nonnen Brauch.

Arbeit schändet nicht! — sagte die Nonne, da wusch sie ein Paar Mönchshosen.

Wir fehlen mannigfaltig! — sprach die Abtissin, als ihr der Bauch schwoll.

Zu S. 363. Wie man im Sprichwort spottete: „Unkraut wachst in jedem Garten, auch unter den Bischofsbetten finden sich häufig zweierlei Pantoffel", genau so spottete man auch im Volkslied. Ein Beispiel dafür ist das Gedicht vom „vierfüßigen Bischoff":

Ein Bischoff hat ein Narren
Bei ihm stets Nacht und Tag,
Der all Ding thät beschnarren.
Einsmals der Bischoff lag
Bei einer schönen Nunnen,
Hat ihr den Kopf verdeckt,
Doch aus dem Bett unb'sonnen
Hätt es vier Füß gereckt.

Der Narr sah dies und fraget,
Herr, weß sind die vier Füß?
Der Bischoff zu ihm saget:
Schweig Narr, hab dir die Drüs,
Sie sind mein alle viere.
Der Narr sprach: ich verstehn,
Du bist worden ein Thiere,
Gestern hast ihr nur zween.

Der Narr, der loff im Zorn
Ans Fenster, schrie in Hof:
Er ist vierfüßig worrn
Unser frommer Bischoft,
Kummt rauf das Wunder schauet
Die Nonn, die schlich darvon.
Mit Ruthen ward gehauet
Der Narr, das war sein Lohn.

(Vergleiche hierzu auch die farbige Beilage „Mönch und Nonne im Klosterwald".)

Zu S. 363 und 364. Zu den von der zeitgenössischen Chronik aufbewahrten historischen Fällen der Priester- und Nonnenausschweifungen gehören auch die folgenden Notizen in der Zimmerischen Chronik:

„Von dieser Nonnen hab ich oft Wunder hören sagen, wie fleischgierig oder mannsichtig sie gewest. Sie het zum ofternmal ein Anzahl nach der Reihen abgefertigt und gesagt, es sein kein edlers oder geschlechters Wildpret, dann ein starker Wetzkegel, der seie gerecht und derf weder siedens oder bratens.

Diese Edelfrau, die also dem warmen Almosen geen Kilperg nachgewandlet, het wohl für den Kardinal von Trient, ist einer von Maderutsch gewest, gefuegt, der auf der Post gen Augspurg kommen und sich zehen mal die selbig Nacht mit der Berin erliebiget, sprechende, er käm erst von der Post, wollt sich sonst wackerer gehalten haben; oder sie het gefuegt in das schießen an Kaiser Maximilians Hoff, do Peter Hagenmann die Sau in einer Nacht mit zwolf Schützen bei des

alten Ritters, Herr Melchioris von Maßmunsters Hausfrauen gewann. Wieviel Schuß mag dann der getroffen haben, der das Biest gewonnen? Als diese schießen vor Jahren, do ward das schandtlich saufen nit auf der pann, welches doch den Leib und die Seel krankt und schwächt. Ich hab oft hören sagen, es hab der Hagenmann dozumal dem von Maßmunster das Weib dermaßen entricht, wie ein lauten wurt deacordiert, daß sie eine, Hagenmann, wie es ainichen fueg gehabt, nachgeloffen und er kein Ruhe vor ihr gehabt. Gleichwohl mit großer Gefahr seines Lebens. Der guet Ritter, ihr Hauswurt, war ein einziger seines Geschlechts und darzu ein weiser, alter Mann; aber er konnte zu denen Sachen sein Vernunft nit gebrauchen. Sie war noch ganz jung und wundergail, das bedorft Rückenschmalz, wie man spricht. Daß muesten Hagenmann und ander guet Gesellen ihre Haut daran spannen.

Wir haben vor Jahren, ehe das greulich saufen ufkommen, viel deren Satyros gehabt, nit allein unter den weltlichen, sonder auch unter den geistlichen, bevorab aber unter den Klosterleuten, als wir das ein Exempel haben vom Doktor Murner, war ein Parfueßer und gefreiter Ordensmann, wie er sich dann nampte. Der het sich auf ein Zeit zu Straßburg an eins Edelmanns stat in pretio nocturno apud amicam, qui solvendo non erat, bei Nacht in ein Haus führen lassen und der frauen innerhalb wenig Stunden achzehn mal die flech zwischen den Beinen helfen fahen. Der Bruder het wohl für die von Maßmunster gefuegt oder in ein Frauenkloster; man het eine alle Tag weiße fatzenetlin gebracht und ein weißes Hemd angelegt. Bei wenig Jahren war auch ein Domherr zu Menz, Herr Mathis von Falkenberg, und wiewohl der an Jahren ziemlich alt, nochdann het er ein solliche Unruhe in der bruech, daß ihm der wadel in etlichen Wochen weder Tag oder Nacht (welches doch ungleublich) nit mocht gebochen oder geschwecht werden."

Zu S. 364. Als historischer Beleg für die behauptete Tatsache, daß viele Nonnen in ihren Buhlkünsten selbst mit den erfahrensten Liebespriesterinnen würdig



130. Hexensabath. Federzeichnung. 17. Jahrhundert

zu konkurrieren vermochten, diene der folgende Bericht aus den Briefen der Markgräfin Elisabeth Charlotte (a. a. O. S. 64):

„Mde Christine war eine galante Dame, wiewohl sehr ausgewachsen. Die große Mademoiselle hat mir erzählet, daß, weil sie gar weiß war, sie sich splitternackend auf ein schwarz sammet Bette gelegt, und sich so an ihre Amants präsentirt. Diese müssen nicht so blöde gewesen sein, wie der letzt verstorbene Duc de Schomberg, der hat mir erzählt, daß er in Portugal verliebt von einer gar schönen Nonne war. Er ging zu ihr au parloir; sie kam mit einem Nachtrock; wie sie allein beisammen waren, ließ sie den Nachtrock fallen, und blieb ganz nackend vor ihm stehen, über diesen Anblick ist er davongelaufen, und sein Leben nicht wieder zu ihr kommen. Den 5ten August 1719."

Zu S. 366. Der Bericht über den Straßburger Klosterbrand lautet nach der Zimmerischen Chronik:

Es gab einmal Frauenklöster, unter denen etliche Klausur haben sollten, die aber für die allerschwersten Hauptsünden als Geiz, Hoffart, Neid, Unkeuschheit keine Klausur zeigten. So war es auch in Straßburg. Als im Sommer das Wetter bei Nacht in ein solches geschlossenes Kloster schlug und eine große Not war, befahlen etliche Beamte der Stadt, das Kloster gewaltsam zu öffnen und das Feuer zu löschen. Da hat man einen jungen Mann auf einer Klosterfrau im Bett nackend gefunden. Beide waren vom Blitz und dem Dunst getroffen und erstickt. Wie nun gleich hernach strenge Inquisition gehalten wurde, ergab sich, daß noch mehr Mannsleute im Kloster gewesen waren, die sich indessen durch Flucht in Sicherheit brachten.

Zu S. 366. In der Zeitschrift für deutsches Altertum, herausgegeben von Moritz Haupt, Jahrgang 1849, Band VII S. 160 ist der Inhalt des satirischen Gedichtes „Das Liebeskonzil", das der Herausgeber in einer Trierer Handschrift aufgefunden hat, wie folgt mitgeteilt:

Die Äbtissin eines südfranzösischen Klosters lädt alle ihre kanonischen Schwestern zu Frühlingsanfang zur Beratung darüber bei sich ein, ob und wem sie, dem Himmel Geweihte, ihre irdische Liebe schenken dürften. Einige jüngere Nonnen strengerer Observanz stellen die Meinung auf, ihr Keuschheitsgelübde erlaube ihnen nur, sich den Ordensbrüdern vom gleichen Orden hinzugeben, also Dominikanerinnen nur Dominikanern. Dies wird verworfen. Alle Kleriker hätten das Recht auf ihre Liebe. Denn sie seien verschwiegen, sanft im Umgang und gäben Geschenke. Dagegen wird die andere Meinung, das Recht dieser Gunstbezeugung auch auf Ritter, Knechte und Reißige auszudehnen, mit Entrüstung zurückgewiesen; denn diese seien, obwohl tapfer und kräftiger, Prahlhänse und schwätzten alles aus. In diesem Sinn wird dann förmlich beschlossen, über Andersdenkende der Bannfluch ausgesprochen und befohlen, die neuen Beschlüsse allen Frauenklöstern mitzuteilen.

Zu S. 367. Nigellus von Wireker, Mönch und Präzentor von Canterbury kann in seinem Werke „Brunellus, sive speculum stultorum" über die englischen Mönche und Nonnen und besonders über die in den Klöstern getriebene Unzucht nicht genug Schandbares sagen. Die Nonnen charakterisiert er:

Harum sunt quaedam steriles, quaedam parientes:
Virgineoque tamen nomine cuncta tegunt.
Quae pastoralis baculi dodatur honore,
Illa quidem melius, fertiliusque parit.
Vix etiam quaevis sterilis reperitur in illis,
Donec ei aetas talia posse negat.

Zu S. 367. Wie bestialisch die Rache war, die die Scheinheiligkeit mitunter an den „Sündigen" nahm — d. h. an denen, wo die Sündhaftigkeit durch Ungeschicklichkeit an den Tag kam! —, dafür sei nach Theiner das folgende Beispiel zitiert:

Im Kloster Wattun dieses Ordens verliebten sich eine Nonne und ein Mönch. Die Nonne wurde von ihm schwanger. Als dies nicht mehr verborgen werden konnte, so bekannte sie ihre Schwängerung. Sogleich fielen die Nonnen über sie her, und einige rieten, sie zu schinden, andere



131. Die Qualen der Hölle: In der Eishölle. Kupferstich aus dem 16. Jahrhundert

zu verbrennen, andere auf glühende Kohlen zu legen. Die älteren erfahrenen Nonnen verhinderten dies, ließen sie ins Gefängnis legen und fesseln. Sie erhielt nur Brot und Wasser, und wurde auf das schmachvollste behandelt. Der Mönch war gleich nach der Entdeckung aus dem Kloster entflohen. Als die Zeit der Geburt sich näherte, flehte die Nonne um Entlassung aus dem Kloster. Sie versicherte, daß der Mönch ihr versprochen habe, sie mit sich zu nehmen, und auf erhaltene Nachricht sie zur Nachtzeit an einem zu bestimmenden Orte abholen würde. Die Nonnen, über die Hoffnung, ihre Rachelust zu sättigen, erfreut, stellten sich, als willigten sie ein, und lockten ihr so den Ort der Zusammenkunft ab. An ihrer Statt wurde an den bestimmten Ort ein Mönch, in den Schleier gehüllt, gestellt, der hinter sich noch einige andere mit Knitteln hatte. Als der benachrichtigte Mönch zur bestimmten Zeit in weltlicher Kleidung herbeigekommen war, stürzte er mit Freude auf die verschleierte Gestalt, wurde aber sogleich ergriffen. Grimmig fielen die Nonnen über ihn her. Man schleppte die Gefangene herbei und zwang sie, den hingeworfenen Mönch zu entmannen. Eine andere Nonne nahm dann die blutigen Teile, und warf sie der Sünderin in den Mund. Beide wurden unter fortdauernden Mißhandlungen ins Gefängnis geschleppt.

Zu S. 368 und 369. Das Lobgedicht, in dem ein hoher französischer Geistlicher eine Ansprache an seine von der Syphilis zerfressene Nase hält, lautet:

Complainte de Messire Pierre Liset sur le trépas de son feu nez.

„Messire Pierre estonné
De voir son nez boutonné
Prest à tomber par fortune
De la vérole importune,
De grand colère qu'il eut,
Print son grand verre et y beut,
Puis d'une musique yvrogne,
Contournant sa rouge trongne
Acoudé dessus sa table,
Rota ce cry lamentable:
Ha pauvre nez tu t'en vas,
Et je demeure ici bas!
Nez né seulement pour boire,
Nez mon honneur, et ma gloire ....
Las! te faut-il enterrer,
Et qu'eau benite te lave
Prise ailleurs que dans ma cave!
Nez seul vrai nez beuvatif,
Nez d'un teins altératif,
Hélas! au moins j'esperois
Qu'avec moi tu partirois,
Et qu'après nostre vivant
Mourrious ensemble en beuvant.
Nez, vrai nez de Cardinal,
Mes Heures, mon Doctrinal
Miroir de la Sorbonique,
Qui ne fus onc hérétique,
Vray suppost de nostre Église,
Digne qu'on te canonise .....
Au moins j'auroy ce confort,
Que seras après ta mort
Le nez d'un autant preud' homme,
Que fust onc Pape de Rome."

Zu S. 371. Einen bildlichen Kommentar zu dem Sprichwort „Nicht nur Nonnenfleisch schmeckt zart, sagte der Pater, als er der Bäuerin an den Bauch griff", gibt ein Zwickel in der heute noch unversehrt erhaltenen herrlichen Stuckdecke des Rittersaales auf Burg Breuberg im Odenwald. Dort ist mit derbem Humor dargestellt, wie ein Pater der Bäuerin, der er eben die Beichte abgenommen hat, durch die Tat diese Meinung unzweideutig bekräftigt. (Abbildung 204—206.)

Zu S. 373. Aus einer der vielen Beichtvorschriften, die im 16. und 17. Jahrhundert den katholischen Geistlichen als Leitfaden für ihre Fragestellung im Beichtstuhl an die Hand gegeben wurden, geben wir hier die Fragen, die sich auf das Geschlechtsleben beziehen.

Fragen über das sechste Gebot an die Männer:

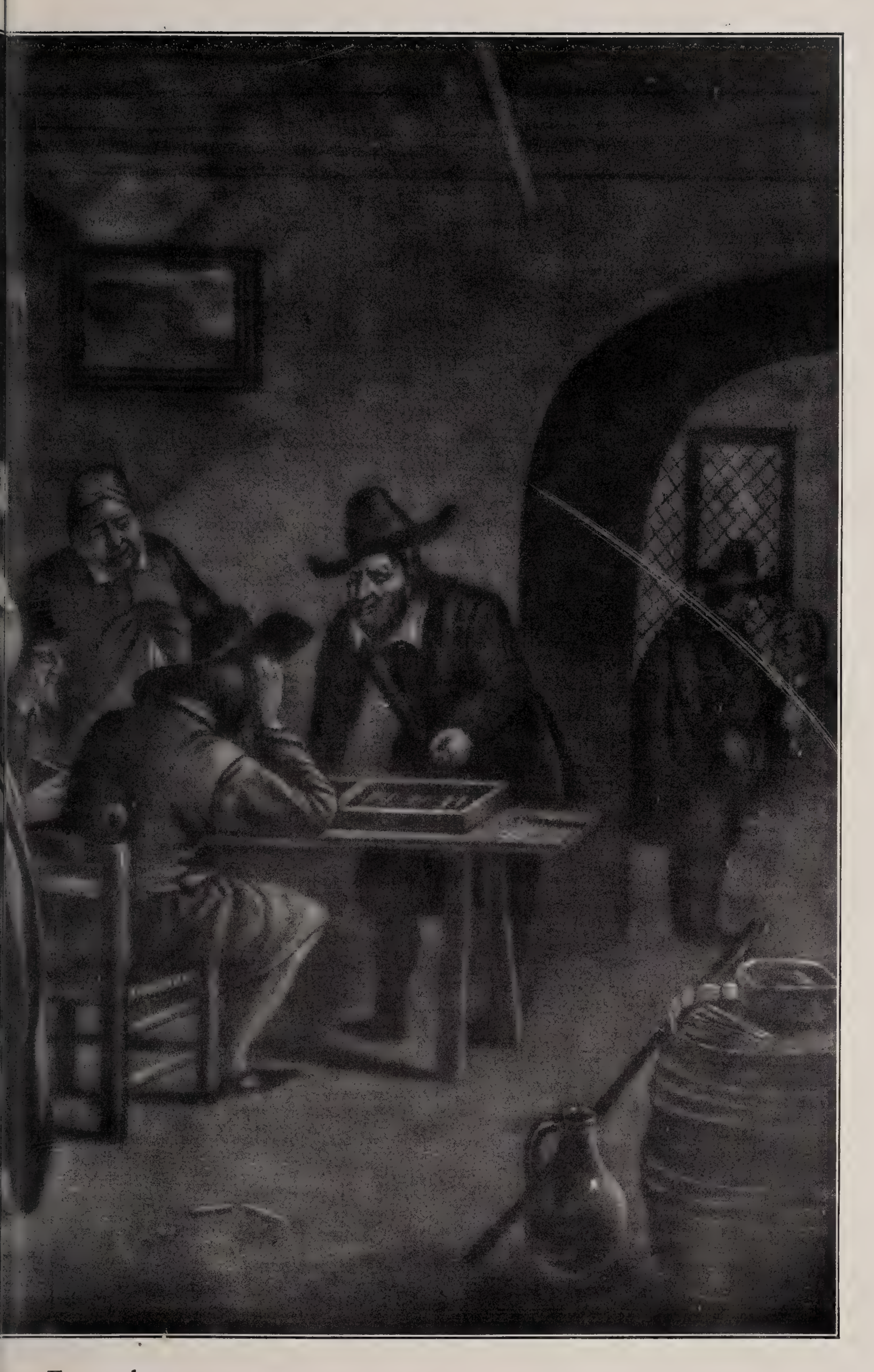
— Hast du irgendeine verheiratete Frau verführt?
— Wievielmal?
— Hast du eine ledige Frau verführt?
Beobachte: die folgende Frage ist notwendig bei einigen verheirateten Männern.
— Hast du die Päderastie mit deiner Frau oder einem Manne begangen?





Das Treiben in e

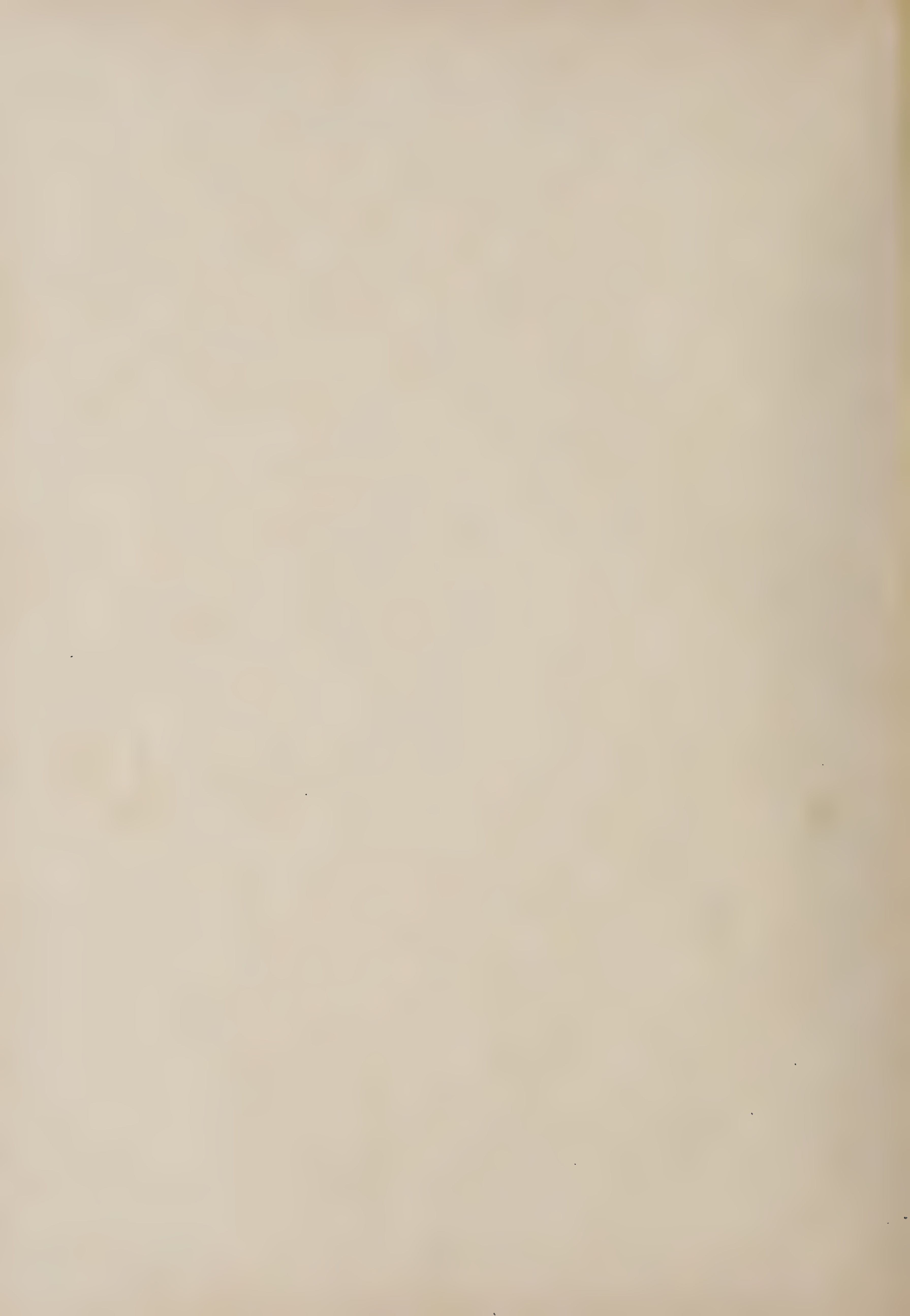
Kupferstich nach einem



ìem Frauenhause

ìemälde von Jan Steen

Albert Langen, München



Die folgende Frage nicht an alle, sondern nur an jene, welche von früher als lasterhaft bekannt sind.

— Hast du die Sodomie mit Hunden, Ziegen, Stuten oder anderen Tieren begangen?

— Hat dich nach irgendeiner verheirateten Frau oder ledigen verlangt? und wievielmal nach einer verheirateten, und wievielmal nach einer ledigen?

— Pflegst du zu kuppeln zwischen verheirateten Personen, oder zwischen unverheirateten; und wievielmal?

— Bist du unanständig und zotig im Sprechen?

— Hast du deine Gevatterin, Tante, Nichte, Schwägerin oder Schwiegermutter verführt? oder eine reine Jungfrau genotzüchtigt? oder hast du Verlangen danach gehabt?

— Hast du irgendeine dieser Sünden in der Kirche oder auf dem Friedhof begangen?

Fragen des sechsten Gebotes für Frauen

— Hat dich irgendein verheirateter Mann verführt?

— Hat dich irgendein lediger Mann verführt?

Diese Frage ist unumgänglich notwendig.

— Hast du die Päderastie mit deinem Manne oder einem anderen begangen?

Diese Frage muß mit großer Vorsicht gemacht werden.

— Hast du die Sodomie mit Hunden oder anderen Tieren begangen?

— Hat dich nach einem verheirateten oder ledigen Mann verlangt? wievielmal nach einem verheirateten, und wievielmal nach einem ledigen?

— Pflegst du zwischen verheirateten oder ledigen Personen zu kuppeln und wievielmal in jedem Falle?

— Bist du unanständig und zotig im Sprechen?

— Pflegst du verführt zu werden von deinem Onkel, Neffen, irgendeinem Verwandten deines Mannes oder einem Gevatter, oder hast du eine Jungfrau übergeben, damit sie irgendein Mann entehrt?

Die Beichtvorschrift, der diese Fragen entnommen sind, stammt aus dem 17. Jahrhundert, und sie gehört sozusagen zu den primitivsten, also zu den züchtigsten. Hier war es noch dem Geschick des einzelnen Priesters vorbehalten, diese Fragen zu „präzisieren“ und zu detailieren, d. h. an jede einzelne Frage noch einige entsprechend intimere Unterfragen zu knüpfen, und sich die zugestandene „Sünde“ in ihren Einzelheiten beschreiben zu lassen. Die große Mehrzahl dieser Beichtvorschriften, und vor allem die später erlassenen sind unendlich raffinierter. Sie verlassen sich nicht mehr auf das individuelle Geschick des die Beichte hörenden Priesters und begnügen sich daher nicht mehr bloß mit solchen wenigen Kardinalfragen, sondern behandeln gleich breit alle Heiligkeiten und alle Schmutzereien des Liebeslebens. Dem heimlichsten und zartesten Gedanken, der durch eine Jungfrauen- oder Jünglingsseele huscht, wird mit demselben unbarmherzigen Raffinement nachgespürt, bis er in Worte gekleidet ist, die als Sünde zu fassen sind, wie den schmutzigen Methoden des Lasters, in denen sich die übersättigte Ausschweifung wälzt.



Anatomische Darstellung des Geschlechtsaktes

132. Zeichnung von Leonardo da Vinci

Zu S. 375 und 376. Natürlich nahmen die Männer die Verführung ihrer Weiber durch Priester oder Mönche nicht immer als eine unvermeidliche und darum mit Geduld zu ertragende Schickung des Himmels hin. Und wenn sogar die Zahl jener Schilderungen überaus groß ist, wo die Dummheit der eigenen Männer es ist, die dem geilen Weibchen den begehrten Mönchsbraten selbst ins Bett liefert, oder die ungestörte Möglichkeit schafft, daß ein geiler Mönch sich nach Belieben an der gefügigen Hausfrau delektieren kann, so ist doch auch die Zahl jener Fälle nicht klein, wo ein geistlicher Galan seine Zudringlichkeiten oder eine fürwitzige Hausfrau den Genuß des wohlschmeckenden heiligen Fleisches teuer büßen muß. Chroniknotizen, Novellen und Bilder aus jedem Lande geben uns davon beredte Kunde (Bild 108). Aber auch davon künden sie, daß viele treue Frauen wacker mithalfen, dem geistlichen Versucher die wohlverdiente Heimzahlung zu sichern. Gerade solche Fälle gaben nicht selten zu den allerlustigsten Schwänken Veranlassung. Wir erinnern hier nur an die mannigfach variierte und darum allgemein bekannte Geschichte von den Hosen des heiligen Franziskus (aufgeschrieben u. a. bei Theiner „Die Einführung der Priesterehelosigkeit" Band II, S. 748 u. flg.).

Zu S. 388. Eine Karikatur jener Pilgerinnen, die sich den Lebensunterhalt auf ihren Romfahrten durch Venusdienst verschafften und von der Satire deshalb zum wandelnden Werkzeug der Liebe reduziert wurden, zeigt Bild 112.

Zu S. 393. Nicht nur von den Päpsten, sondern auch von Fürsten und Grafen wurde der „Hurenzins", den eine oder mehrere Dirnen ihrem Schutzherrn einbrachten, als Sinekure oder „Gerechtsame", wie man es hieß, an ihre Parteigänger verliehen. So wurde dem Götz von Berlichingen von dem Grafen von Kastell in einem Lehensbrief von 1498 unter anderem jährlich auch eine „schöne Frau" verliehen; womit natürlich die Summe gemeint ist, die diese als Zins von ihrem Einkommen zu steuern hatte.

Zu S. 405. Wie wenig ehrenrühriges man am Besuch des Frauenhauses durch einen Mann fand, erweist auch der Umstand, daß Gesandte und Beamte offen in ihren Kostenberechnungen die Beträge anrechneten, die sie auf etwaigen Dienstreisen beim Besuch von Frauenhäusern verausgabt hatten. Kriegk macht in seiner Geschichte des Mittelalters Mitteilung von zwei solchen Fällen. Ein Frankfurter Rat, der 1446 von der Stadt nach Köln gesandt worden war, reichte nach seiner Rückkehr eine Rechnung ein, in der es heißt (a. a. O. S. 263):

„Verzehrt ich in der Herberge 6 Weißpfennig, so gieng ich den Abend zu dem Tanz, führten mich die Gesellen zu den Frauen, ließ ich Wein holen für 5 Weißpfennig, so schenkt ich der Herberge 2 Weißpfennig."

In Straßburg notierte ein Beamter, der die von den dortigen Frauenhäusern zu zahlenden Steuern zu erheben hatte, in sein Rechenbuch: „Hab a gebickt, thut 30 Pfennig" (der volkstümliche Ausdruck im Elsaß für die Ausübung des Geschlechtsaktes). Solches rechnete also der betreffende Beamte scheinbar genau so zu den Geschäftspflichten und die Kosten dafür zu den Geschäftsspesen, wie heute der Weinreisende das „Kundensaufen"!



133. Der Saufteufel. Deutsches satirisches Flugblatt. 17. Jahrhundert

Zu S. 406. Wie streng den Juden mitunter der Besuch der Frauenhäuser verboten war, erweist der folgende Passus aus einer Mainzer Polizeiverordnung des 15. Jahrhunderts:

„Auch wann ein waltpode einen Juden bei einer Christenfrauen oder Maide funde, Un≠keuschheit mit ihr zu treiben, die mag er beide halten, da soll man dem Juden sein Ding ab≠schneiden und ein Aug ausstechen und sie mit Ruten ausjagen, oder sie mögen um eine Summe darum dingen."

Zu S. 412. Eine gute Vorstellung von der häuslichen Einrichtung, den Ge≠pflogenheiten und vor allem von den verschiedensten Werbemitteln einer vor≠nehmen Kurtisane des 16. Jahrhunderts verschafft uns der folgende zeitgenössische Bericht, den wir in Scheibles „Kloster" (Bd. IV, S. 515) fanden:

Gemälde einer Kurtisane des sechzehnten Jahrhunderts

Was meinestu, daß sie vorhaben mit ihren lieblichen Gesängen, mit ihren künstlichen In≠strumentis musicis, mit ihren freudigen Tänzen, Spielen, Mahlzeiten, spatzieren, und andern der≠gleichen angestellten Kurzweil, als daß sie denen, so sie schon an sich haben bracht, nach dem Beutel greifen, und noch andre an sich hängen, welche durch ihre Engelische Stimm, Musika und Geberden, durch ihre zierliche Rede und endlich durch solch unvergleichliche Freude und Kurz≠weil gleichsam entzückt, auch im Wachen von ihnen träumen, und sich dermaßen in ihrer Lieb verwickeln, daß sie sich nimmer können oder mögen los wirken. Und damit ja alles köstlich ge≠nug zugehe, und ihre Lieben getreuen desto weidlicher zutragen, muß alles in ihren Häusern auf das zierlichste ausgebutzet sein.

Ihre Bette mit seidenen und güldenen Umhängen behängt, die Leiltücher von der allerbesten Leinwand, die Küssenziechen auf das Stattlichste vernähet, und gestickt, die Stüle schön überzogen, die Tische mit den besten Türkischen Teppichen bedeckt, die Gemach mit Sammet oder mit gül≠denen Stücken behängt, die Thresur (Tresor) mit dem schönsten Silbergeschirr gezieret, alle Sims mit schönen und üppigen Gemälden bestellt, die auswendige Wände mit Blumen und Laubwerk gemahlet, und das ganze Haus mit guten Geruchen, beides von Rauch und Wasser erfüllet. Zu diesem Ende lässet man sich auf den Thüren und Fenstern sehen, da zeiget man mit den Händen, winket mit den Augen, spricht jedermann freundlich zu, lachet, ladet und bittet, daß man bei Ihnen einkehre. Auch schreibt man Briefe, und giebt allerhand Avisen, und laufen ihre Boten, Ruffianen und der Liebhaber Jungen und Lakaien stetig, beides in der Stadt und auf dem Lande auf und ab. Da schicket man aller≠hand Verehrungen mit bedeckten Schüsseln, beneben bald freu≠digen, bald traurigen Botschaften, da lädet man einander zur Mal≠zeit, ins Bad, zum Tanz, zum spatzieren oder zu einer andern Kurtzweil. Da fehlet es an keinem Waschen, Schminken und malen,



Niederkunft der Päpstin Johanna auf der Straße

134. Deutscher satirischer Holzschnitt



135. Der Bauer beim Quacksalber. Deutscher Holzschnitt

daß sie nur allzeit gleich schön sein: da können die Apotheker nicht Bleiweiß genug zuführen, da kann man nicht Alaun, Floris Cristalli, boracis praeparati, destillirten Essig, Bohnenwasser, Kühedreckwasser und andre dergleichen Sachen genug zu wegen bringen. Da erfrischet man das Angesicht, und machet eine zarte glänzende Haut mit Pfirsichkernwasser und Limonensaft. Da kräuset man das Haar und machet es steif auf der Stirn mit Draganth und Saft und Quittenkern, und kommt eine Theurung beides in Weinstein und ungelöschten Kalk, daß sie nur gute Laugen haben mögen, damit sie sich frisch und roth machen und es der Morgenröthe gleichtun. Da hat man die schönste und beste Spiegel, auf daß ja niemand betrogen werde. Da hat man das beste Rosen- und andre wohlriechende Wasser, die besten Geruch von Bisam, Zibet und Ambra, damit ja niemand in Ohnmacht falle: da hat man köstliche Ohrlöffel, Kämm, Bürsten, Scherlein, damit ja niemand ein Schade von Unrath zugefüget werde. Da hat man Schachteln und Büchslin voll allerhand köstlichen Rezepten und Salben, die sie selbst auf alle Fälle bereitet haben. Da gehen ihre stattliche Mägde oder Kammerzelter um sie her, finden allezeit etwas zu butzen und zu recht zu legen, da finden sie hinten und vornen zu helfen, die Falten zu strecken, ja auch, wenn es vonnöthen lassen sie ihnen den Schweif nachtragen. Da siehet man bisweilen die Madonna an dem Fenster stehen mit zur Andacht geneigtem Haupt, mit vornen her aufgerichtetem Haar, mit einer güldenen Ketten am Hals, Armbanden an den Händen, und Ringen an den Fingern, mit Perlen an den Ohren, mit schönen Blumen in der Hand: In Summa, auf das schönest herausgebutzt und geschminket, wie eine Isebel, daß man die Augen nicht wohl wieder abwenden kann: und ist damit nicht genug, sondern wie die Landfahrer und Storzer allezeit etwas bei sich haben vor sich auf dem Tisch, damit sie die Leut anziehen und aufhalten: also findet man auch hie nicht allein stattliche, mit Seiden, Gold und Perlen gestickte Handschuh, sondern auch um den Hals ein köstliches Zobel-Häublein, einen Affen oder eine Meerkatz uff dem Fenster auf einer, und einen Marder auf der andern Seiten, und einen köstlichen Wedel in der Hand, damit ja alles nach Lusten in überflüssiger Üppigkeit wohl bestellet sei.

Diese Schilderung zeigt uns auch zugleich, was zu jener Zeit als Inbegriff des Luxus galt. Unter den „üppigen Gemälden“, die die Wände der Dirnenwohnungen



136. Gebärende Frau. Augsburger Holzschnitt um 1540

zierten, hat man häufig obszöne Kupferstiche und Holzschnitte zu verstehen: „Figuren, die zur Liebe anreizen, sah man allenthalben an den Wänden“, schreibt ein späterer Berichterstatter. In den Frauenhäusern lebten die Dirnen natürlich wesentlich einfacher. Um so mehr herrschten bei den Frauenhäuslerinnen die derben Formen des Sinnenreizes vor. Gemeinsame Zechereien, begleitet von zotischen Scherzen, die die Besucher zum möglichst reichlichen Geldausgeben animierten (Bild 109—113).

An dieser Stelle ist auch der damals aufkommenden Dirnenkataloge zu gedenken. Als der Kupferstich eine vielgeübte Kunst wurde, ließen die Dirnen sehr häufig ihr Bild in Kupfer stechen, und dieses wurde dann mit entsprechenden Versen versehen als Reklame verbreitet. Eine Anzahl solcher Verse geben wir hier nach einem Abdruck in den „Opalen“ (Bd. II, S. 135):

Anna la Bavolette.

Mein Vater und Mutter sich mit Ackerwerk genähret,
Mich letztmal führt' zur Stadt, zu dienen mich beschweret
Bei einem Lizenziat, der hat der Söhn gar viel,
Der jüngst von ihnen all bracht mich ans Hurenspiel.

*

La Belle Zavenare.

Der Ungar, der Kroat, der Teutsch, Franzos und Walh,
Auch Dänen, Pol und Schwed mich kennen allzumal.
Es war all willkomm mir, hab in mein Arm geschlossen,
Wenn sie mir Kronen viel haben herausgeschossen.

*

Die schöne Malmeuspier.

Beim Fürstenhof, der Insel von Malmeuyen,
Da ist die große Schar von allen den Hanreien,
Da hab ich meinem Mann die Hörner aufgesetzt,
Als ich ums liebe Geld die Ehre hab verletzt.

*

Schoon maijken von brussel.

Schön Marry von Mariamont zu Brüssel heiß ich,
Auch auf hispanisch als Signora kennt man mich,
Erst war ich für den Don, nachher für seinen Knecht,
Beim Fräulein von Mariamont, da dient ich für die Mägd.

*

Madam de Vit.

Die schöne Agnes ich mit Ehren bin benannt,
Im Haage überall ausbündig wohlbekannt.
Ein Herr aus Frankreich wollt mit sich dahin mich fuhren,
Als ich mit mein Gesicht sein Herzlein tät verhuren.

*

Die Metzgers Katerin von Prag.
Wenn du zu Prag dir eine wackre Hur willst haben,
So frag nur nach mein Nam, ich tu's um kleine Gaben.
Ein böhmischer Baron hat mir's zuerst gemacht,
Er schenkt' mir einen Ring und schlief bei mir ein Nacht.

In einigen größeren Frauenhäusern der Niederlande, wo jede Dirne ihr eigenes Gelaß bewohnte, wurde von sämtlichen Dirnen des betreffenden Liebesbetriebs ein derartig illustrierter Katalog zusammengestellt, der jedem Besucher vorgelegt wurde, wenn er ins Haus trat, so daß er danach seine Wahl treffen konnte. Wieder wo anders waren die Bilder der im Hause befindlichen Dirnen in dem Empfangsraum, in den der Besucher zuerst geführt wurde, rings an den Wänden aufgehängt, und er wählte dann daraus mit Muße diejenige aus, die seine Neugier am meisten reizte. Einen solchen Vorgang illustriert Bild 333 des Hauptwerkes. Bild 54 und 146 des Hauptwerkes zeigen uns dagegen — natürlich wesentlich verkleinert — die vorhin genannten Dirnenbilder.

Zu S. 415 und 416. Daß alles Spreizen und Kokettieren der grande Puttana der Renaissance mit den Musen wirklich nur eitel Pose war und absolut nicht Ausfluß einer tieferen und höheren Lebenskultur, das illustriert aufs deutlichste auch der folgende Brief, den die berühmte Kurtisane Beatrice da Ferrara, eine der einstigen Bewohnerinnen des im Hauptwerke erwähnten Strozzischen Lupanars, von Rom aus an den Herzog von Urbino schrieb, als dieser verwundet im Hospital von Ancona lag (Lothar Schmidt, Frauenbriefe der Renaissance S. 66):

„Da ich von der schrecklichen Begebenheit gehört hatte, wollte ich für Ew. Erlaucht zu Gott beten, aber gewisse zudringliche Menschen lagen mir Tag und Nacht in den Ohren, ich sollte mich von ihnen — — — na, Ihr wißt schon was. Beinahe hätte ich es gesagt, aber aus Ehrerbietung will ich's lieber verschweigen. So hatte ich nicht einen Augenblick Ruhe, mich mit Ew. Erlaucht zu befassen, derartig in Anspruch ward ich genommen durch ———. Wodurch, das sage ich ein anderes Mal. Dennoch kam mit Gottes Hilfe jene Woche heran, wo er (Gott) aus Liebe zu uns und um uns zu erlösen, in den Tod gehen wollte. Darum nahm ich mir vor, mich ganz meiner Seele zu widmen und ließ allen meinen Freunden sagen, ich hätte eine — — —; sie sollten sich also auf weiteres gedulden ...... So beichtete ich nun halb zerknirscht bei unserem Prediger von S. Agostino; ich sage unserem, denn



137. Gebärende Frau. Deutscher Holzschnitt

alle wir Huren, so viele wir unserer sind in Rom, gehen in seine Predigten. Da er nun eine so respektvolle Gemeinde vor sich sah, glaubte er natürlich, uns alle bekehren zu müssen. Eine harte Aufgabe! Meinethalben hätte er hundert Jahre lang salbadern können. Dennoch geschah es, daß die Gambiera Nonne wurde, und nun nennt sie sich Schwester Sofia, sie, die sich einst — — — ließ. Ich, nun habe ich's doch gesagt . . . ich beichtete also, wie gesagt, bei dem Prediger und gab ihm zwei Dukaten, und zwar Golddukaten, was mir jetzt hinterher in der Seele weh tut, denn er wird sie verprassen, und ich, wenn ich sie von neuem verdienen will . . . na, Ew. Erlaucht weiß schon. Doch wie Gott will; es ist nicht mehr zu ändern. An dem selben Tage, wo ich beichtete, beichtete auch die Gambiera und die Tadea, und zwar alle bei dem gleichen Prediger. Da kann sich Ew. Erlaucht denken, was der für nette Dinge zu hören bekam, und noch dazu alles auf einmal. Was meint wohl Ew. Erlaucht, wie es um sein Gewissen stehen mochte . . .? Ich hatte schon Angst, er würde mich tüchtig anfahren, er benahm sich aber sehr diskret. Kaum hatte ich die Beichte abgelegt, so widmete ich mich ganz dem Hl. Geiste und ich begann Gott für Ew. Erlaucht zu bitten, daß er mich, obwohl ich nur eine Sünderin und H . . . wäre, mit Hintansetzung aller anderen Gnaden Eurer Errettung würdig hielte und mich Ew. Erlaucht so wiedersehen ließe, wie Sie vordem gewesen sind. Und ich tat ein Gelübde, falls er mich darin erhörte, Santa Maria di Loreto zu besuchen. So habe ich beschlossen zu kommen und falls ich Ew. Erlaucht nicht lästig fiele, würde ich mich nach Erfüllung des Gelübdes nach Ancona begeben, um Ew. Erlaucht den Fuß zu küssen. Acht Tage lang, gnädigster Herr, habe ich in heiligem Tun verbracht, ohne zu sündigen, und das ist mir nicht einmal schwer gefallen . . . . Doch Scherz beiseite . . ."

Die durch Punkte und Striche bezeichneten Auslassungen rühren, soweit der Text nicht die Urheberschaft der Verfasserin erweist, vom Übersetzer her; es handelt sich natürlich stets um Obszönitäten, und es ist für die Phantasie eines jeden Lesers leicht, diese Stellen zu ergänzen.

Eine Frau, der jeder Zahlungsfähige mit seinen brünstigen Anträgen nahen darf, ist selbstverständlich bar jeder feineren Kultur. Aber solcher Art war die Sorte, deren Ruhm über die ganze Welt ging. Diese Beatrice wurde von Dichtern gefeiert und besungen, und sogar Vittoria Colonna, die berühmte Freundin Michelangelos, beschäftigte sich mit ihr in einem Sonett.

Zu S. 419 und 420. Die Dirnen umgingen natürlich ständig die Verordnungen, in denen ihnen geboten wurde, die infamierenden Abzeichen ihres Standes sichtbar zu tragen, denn im Gewande der Ehrbarkeit macht die Liebeshändlerin immer bessere Geschäfte. Eine sehr beliebte Methode der Dirnen bestand darin, auch bei gutem Wetter die allgemein gebräuchlichen großen Regentücher umzulegen; dadurch war es unmöglich, sie sofort als Dirnen zu erkennen. In solcher Verkleidung streunten sie dann durch die Straßen, und zwar besonders des Nachts. Gegen solches Herumstreunen und Verkleiden richteten sich zahlreiche Strafandrohungen. Eine solche ist der folgende Nürnberger Ratserlaß:

Nachdeme ein Edler, Ehrnvester und Hochweiser Raht mit grossen Mißfallen biß dahero erfahren, daß ohngeachtet Ihrer Herrl. hiebevorn zu mermalen öffentlich publicirten und angeschlagenen Mandaten und Verbotten: auch darneben deren H. Prediger täglichen Abmahnen, und starcken Warnungen, auß Gottes Wort, dannoch das unchristliche sündliche Laster der Unzucht, nicht vermitten werden wil, sondern dasselbige täglich je länger je mehr einreissen thut, dergestalt, daß sonderlich bey nächtlicher Weil auf den Gassen und Winckeln allerley Ungebühr getrieben wird, darzu dann der eingerissene schändliche Mißbrauch nicht geringen Anlaß gibt, wann nemblich allerhand Standes Weibspersonen, so tags so nachts, mit leinen und wüllenen Regentüchern, auch sogar bey hellem Wetter, wann einiger Regen nicht zu besorgen ist, durch die Stadt verdeckt gehen, daß man sie nicht füglich kennen kan, und unter denenselben etliche unzüchtige Dirnen vielen Mannspersonen, sonderlich frembden, frey und ungescheucht zur Unzucht Anlaß geben und begehen.



Der Betrunkene

Symbolisch-satirische Darstellung der Trunkenheit

Holzschnitt von Hans Baldung



Dieweilen dann einer jeden Christlichen Obrigkeit, in Krafft ihres von Gott ufgetragenen Ambts in alle Wege gebühret, solch unordentlich, unzüchtig Leben, dardurch der Allmächtige Gott je mehr und mehr zu Zorn bewogen, von gnädiger Verleihung des verhoffenden edlen Friedens abgehalten, und hingegen zu Schickung schwerer Landstraffen höchlich verursacht wird alles Ernstes zu steuren und zu wehren: Als haben Ihre Herrl. nicht unterlassen können noch sollen, zu Verspürung Ihres ernstlichen Mißfallens über dergleichen sündhafften, hochstraffbaren Beginnens obangeregte scharffe Mandata und Verbott, so Dieselbe ehedessen wieder dergleichen einreissende Unzucht publiciert, und offentlich anschlagen lassen, alles ihres Innhalts anhero zu wiederholen, mit nochmaliger Anzeig, daß wieder die Verbrechere, ohne einiges nachsehen nicht nur mit vorgesetzter, sondern auch nach Befinden schärfferer Straffe ohnnachlässig verfahren werden solle.



133. Zwillinge gebärende Frau. Deutscher Kupferstich

Ihre Herrl. wollen auch über diß hiermit alles ungebührliches Umbstreiffen unzüchtiger Dirnen, nicht weniger das tragen der Regentücher ausser dem Regenwetter ernstlich abgestellet und verbotten haben, gestalt Dieselbe gewiesen Personen anbefohlen haben, uf dergleichen verbrechende Personen, so wieder diese Ordnung handlen würden, fleissige Kundschafft zu bestellen, und wann ins künfftig eine Weibsperson in einem Regentuch verhüllet, ausser dem Nohtfall bey Regenwetter bey Tag oder auch bey Nachts nach Eins der grössern Uhr, ohne Laittern, uf der Gassen sich betretten lassen würde, daß derselben das Regentuch abgerissen, und sie öffentlich verschimpfft, die bey Nacht ohne Liecht ergriffene aber, auch in gefängliche Verhafft gezogen, und nach Befindung mit fernerer gebührlicher Straffe wieder Dieselbe ernstlich verfahren werden solle. Wornach sich männiglich zu richten, und für Schaden zu hüten. Decretum in Senatu 8 Decemb. 1649.

Hieher gehört auch das folgende „Hurenlied", das sich gegen jene Frauen wendet, die ihren Dirnenstand verheimlichen und ableugnen:

Daß Huren Huren sein,
Und wöllens doch nit sein,
Das will mich schellig machen:
Sie gehn doch so mit krummem Sinn,
Daß ich sein oft muß lachen.
Wie seltsam bund
Und wilde seind,
Sie in ihr Kleidung flachten,
Das man an Tag leicht bringen mag,
Für Erzhuren seind sie zu achten.

Wenn man sie aber Huren nennt,
So wollen sie fast murren:
Das wär als ob man Huren nit kennt,
So sie im straum doch Huren.
Wer kaum darvon,
Wers nur will thun,
So Büttel oder Schergen,
Ein solchs mag sich einer Spindel gleich
In einem Sack verbergen.

Blieben sie Huren,
Und ließen sonst fromm Leut ohn ausgerichtet:
So hett ich nicht ihr hürisch Brunst
In Reim so viel gedichtet,
Weil sie wöllen nun
Ihr keylen thun,
So müssen sie aufsetzen,
Dis mein Gesang schenk ich ohn Dank
Den hürleins Huren zur letzten.

Zu S. 424. Die häufige Aufnahme von noch nicht geschlechtsreifen Dirnen in den Frauenhäusern kritisiert auch Geiler in seinen Brösamlein:



139. Bauernhochzeit. Deutscher Holzschnitt

„Es seind drei Hurenbeis hie zu Straßburg, da man das Fieber anisset. Das erst ist die unzeitigen Rettich, das ander die unzeitigen Gäns, das dritt seind die unzeitigen Meidlin oder Töchterlin.“

Zu S. 433. Daß die Zeitgenossen zum Teil sehr genau den Ursprung der Syphilis kannten, erweist drastisch der folgende Fall: Als der Dichter Bacalini in einem seiner Gedichte den 1543 an der Syphilis verstorbenen Dichter Francesco Molza nebst den Entdeckern Amerikas dem Apollo vorführt, läßt er Molza die Beinkleider aufknüpfen und rufen: „Hier, hier! Die Geschenke der neuen Welt!“

Zu S. 436–438. Aus dem Spiel „Der Bauern Rupvasnacht“ ist zu ersehen, bis zu welchem Grad der Unflätigkeit mitunter die Witze gingen, die von den Bauernburschen in den Rockenstuben getrieben wurden:

Hört, ihr habt mein Antwort nit vernommen.
Waist du, daß wir zu dem Rocken kommen,
Da fisten die Maid, und waren froh
Und sprachen zu in: Haspel um hin do!
Da ergreifest du ainen alten Silstrank
Und warfst das Licht unter die Bank
Und scheißt uns auf den Tisch.
Der Dreck war also frisch
Und war groß und zuschrunten,
Und sprachst, du hast ain Kleul gewunden
Von den Visten überall,
Du schlügst wohl ainen Berg in ein Tal.

Über die erotischen Ausschweifungen, die die Burschen und Dirnen in den Rockenstuben miteinander trieben, und daß auch manche Mutter gerne sich an solchem Tun beteiligte, orientiert uns ohne Umschweife und mit klaren Worten das folgende Stück, in dem sich ein Bursche ironisch über die großen Ansprüche beklagt, die in den Rockenstuben an seine Liebeskraft gestellt werden:

Nun hört zu, ich muß euch sagen
Und meinen großen Kummer klagen.
Ich hab eine schöne stolze Tocken,
Die trag ich des Nachts zu dem Rocken.
Ein Mutter und ein Tochter thun mir zielen,
Die wollten mit meiner Tocken spielen.
Die Tochter spielt der Tocken mit mir,
So kommt die Mutter gelaufen schier
Und findet uns beide auf eim Haufen,
So hebt sich dann ein schlagen und raufen.
Die Mutter spricht: du faige Haut!
Ich wollt auch gern sein ein Braut.
Also spielen sie mit mir der Tocken
Und daß ich oft geh zu dem Rocken.

Die hier als farbige Beilage beigegebene Darstellung des Spinnstubentreibens, die nach einer im Germanischen Museum in Nürnberg aufbewahrten Glasscheibe aus dem 16. Jahrhundert gemacht ist, illustriert und verständlicht aufs deutlichste dieses derbe Treiben in den Spinnstuben. Was jedoch noch wichtiger ist: diese Glasscheibe erweist, daß solche derbe Handgreiflichkeiten nicht nur bei den Bauern zu finden waren, sondern auch in den Bürgerstuben, denn in dem dargestellten Milieu handelt es sich nicht um eine bäuerliche, sondern um eine städtische Spinnstube. Die biederen Bürgerstöchter und Frauen hatten eben genau so eitel Lust, sich von einem rüstigen Kurmacher „am Leibe warten zu lassen und mit der Tocken zu spielen".

Zu S. 446. Den mit Recht berühmten Kupferstich von Aldegrever nach Virgil Solis, der, wie schon erwähnt, immer fälschlich das Wiedertäuferbad genannt wird, obgleich er nur das allgemeine Treiben in den Dampfbädern des 16. Jahrhunderts darstellt, geben wir hier als Beilage unter dem Titel „Badehausleben". Daß die welschen Badesitten sich durchaus mit den deutschen deckten, d. h. daß ähnliche Sitten in allen Ländern herrschten, wo sich das Badehausleben zu einem Bestandteil des allgemeinen geselligen Lebens entwickelte, belegt ohne weitere Worte die italienische Tuschzeichnung aus dem 16. Jahrhundert, die vielleicht auf Annibal Carraci zurückgeht: dasselbe Milieu, wie in Deutschland, dieselben Methoden des Vergnügens herrschten darum hier (Bild 117).

Zu S. 451. Das Gedicht „von einem schwarzen Mönch, wie ihm und seinem Buhlen das Bad zu heiß wurde", in dem geschildert ist, auf welche Art ein Priester gestraft wurde, als man ihn darob ertappte, daß er sich ins



Karikatur auf zechende und kneipende Scholaren

140. Deutscher Holzschnitt

22*

Badestüblein einen Badeknecht mit Zöpfen mitgebracht hatte, lautet:



Das Leben im goldenen Zeitalter

141. Gemälde von Frederigo Zucheri (Detail). Original in den Uffizien, Florenz

Zu Augspurg es geschehen ist,
Vor Jahren im Reichstage,
Es ist noch andern mehr bewußt,
Die wissens auch zu sagen.
Fabri, dem viel heiligen Mann,
Ein Andacht kam zu baden an,
Wollt baden da mit Freuden,
Obs Baden da gut war, vergaß der Herr,
Baden bracht ihn in Leiden.

Das Bad, das ward ihm zugericht,
Ein Badknecht wollt er haben,
Es sollt aber niemand wissen nicht,
Was er het für ein Knaben.
Zwen Zöpf er hett, ein Schurzfleck für,
Es dünkt dem Mönch ein schönes Tier,
Sein Diener thät Ein schätzen,
Das war sein fug und dünkt ihn gnug,
Die sollt ihm allein netzen.

Sie sollt ihm zwagen und reiben aus,
Das reiben thät ihm gefallen,
Kein liebern Reiber, sprach, im Haus
Hab ich unter ihn allen.
Das Feuer zu schüren vergessen sie,
Sie macht ihm Hitz genug, weiß nit wie,
Die Zeit thät sich verweilen,
Ein Hofmann sah, was da geschah,
Heimlich hinzu thät eilen.

Den Riegel stieß er heimlich für,
Das Feuer, das thät er schüren,
Er schürts gar wohl, nach allem Begier,
Es kund sie gar nit frieren.
Das Bad ihn werden wollt zu heiß,
Es treibt ihn heftig aus der Schweiß,
Die Thür, die war verschlossen,
Man hett gethan dem heiligen Mann,
Gethan ein bösen Bossen.

Was sie vor wollten heimlich han,
Mußten sie selber mehren,
Sie fingen beid zu schreien an,
Baten heftig und sehren;
Man sollt sie lassen aus der Noth,
Also ward der gut Herr zu Spott,
Zu Hof sagt man von Sachen,
Man sah ihn an, den heiligen Mann,
Seins badens thät man lachen.

Zu S. 452. Die im Hauptwerk zitierte englische Badeordnung, die sich zugleich als eine Frauenhausordnung darstellt, lautet nach Dufours „Geschichte der Prostitution" vollinhaltlich:

„In einem Parlament, abgehalten zu Westminster im achten Jahr der Regierung Heinrichs II., wurde von den Gemeinen beschlossen und bestätigt von dem König und den Lords, daß verschiedene Konstitutionen für immer festgehalten werden sollen in dieser Lordschaft oder Frei-

bezirk (Southwark, damals noch außerhalb Londons gelegen), gemäß den alten Bräuchen, die hier seit Zeitgedenken gelten, unter denen sich diese folgenden befinden: videlicet.

Daß kein Bordellhälter oder sein Weib ein einzelnes Frauenzimmer zurückhalten soll, sondern nach deren Belieben jederzeit frei kommen oder gehen lasse. Kein Badhälter soll irgendein Frauenzimmer verköstigen, sondern sie soll sich anderwärts nach ihrem Belieben verköstigen. Nicht mehr wöchentlich als vierzehn Pence für des Frauenzimmers Stube nehmen. Nicht an Feiertagen seine Türen offen halten. Nicht irgendein Frauenzimmer an Feiertagen in seinem Haus halten, der Büttel soll Nachschau halten, ob sie außerhalb der Lordschaft ist. Kein einzelnes Frauenzimmer, das von ihrer Sünde ablassen will, soll gegen ihren Willen zurückgehalten werden. Kein Badhälter empfange eine Nonne oder ein Eheweib. Kein einzelnes Frauenzimmer soll für das Liegen bei einem Mann Geld nehmen, ausgenommen, sie läge bei ihm die ganze Nacht, bis Morgens. Kein Mann soll in ein Badhaus hineingezogen oder hineingelockt werden. Die Konstabler, Büttel und andere soller wöchentlich jedes Badhaus untersuchen. Kein Bordellhälter soll irgendein Weibsbild halten, das die gefährliche Krankheit des Brennens hat (womit vermutlich Gonorrhöe gemeint ist); noch soll er verkaufen Brot, Bier, Fleisch, Fisch, Holz, Kohle oder andere Viktualien."

Zu S. 452. Die Verbindung von Badehaus und Frauenhaus im 15. Jahrhundert finden wir im zeitgenössischen Bilde in dem wertvollen symbolisch-satirischen Schrotblatt „Fechtboden und Frauenhaus" vom Meister mit den Bandrollen sehr interessant dargestellt. Die badenden Frauen sind Dirnen, für die das Bad nur eine günstige Gelegenheit ist, mit ihren Reizen vorteilhaft vor den Männern zu buhlen. Daß hier das dem Venusdienst gewidmete Badehaus mit dem Fechtboden verknüpft ist, zeigt uns obendrein, daß Badehaus und Frauenhaus überhaupt untrennbar von dem Begriff des vergnüglichen Lebens im allgemeinen sind: sie gehören immer dazu; wo man sich vergnügt, tun auch seine Pforten sich auf (siehe Beilage).

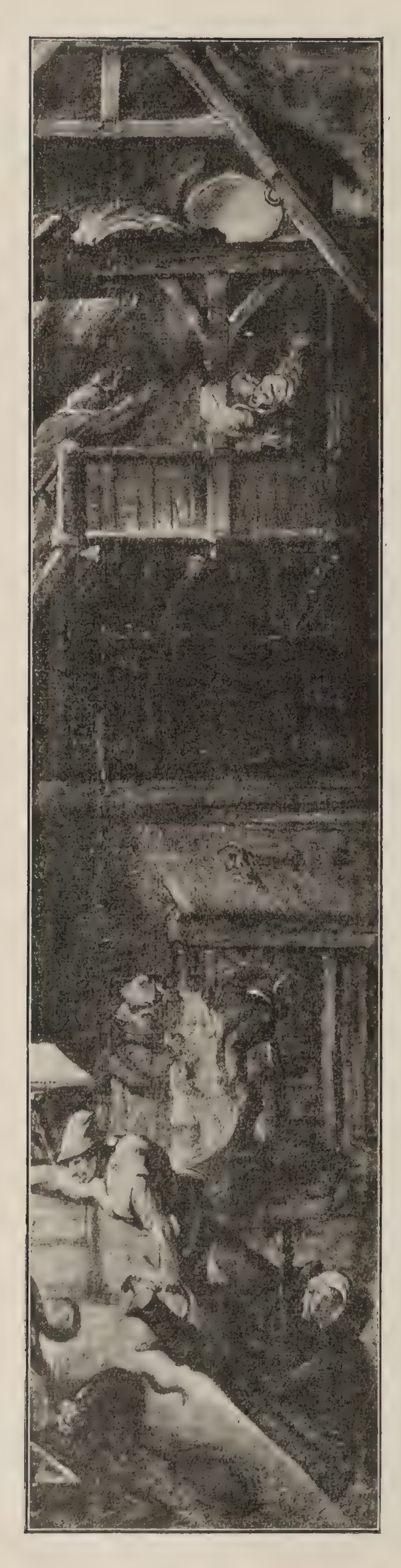


142. Detail aus dem Gemälde „Silen und Bacchantin" von P. P. Rubens. Original Uffizien, Florenz

Zu S. 454. Daß die Hausbadestube ein bevorzugter Ort ist, um einem Liebhaber in der Abwesenheit des Gatten die zugesagte Gunst zu gewähren, bestätigt auch die folgende Stelle aus dem Spiel „Die Harnaschvasnacht". Ein Mann klagt:

> Mich hat eine schöne Frau geladen,
> Daß ich mit ihr sollt essen und baden
> Und mit ihr spielen in der Taschen.
> So wollt sie mir das Haupt waschen.
> Da schleich ich heimlich zu ihr dar;
> Da ward ihr Mann mein da gewahr,
> Wär' ich da nicht von dannen gewichen,
> So hätt er mir die Flöh ab gestrichen
> Mit einer schweren Zuberstangen;
> Darum ich lang in Harnasch bin gangen.

Zu S. 455. Auch in Huttens Anklage findet man die ausführliche Bestätigung, daß die Hausbadestube der reichen Leute ein mit Vorliebe aufgesuchter Ort zum Schlemmen und Wohlleben ist. Die betreffende Stelle lautet:



143. Detail aus einem Kirmeßbild von Th. von Thulden
Original Gemäldegalerie Brüssel

„Herr Kurtisan ich wünch euch Gruß
In euerm Haus ist Überfluß.
Drumb komm ich euch zuwohnen bei
Tragt Essen, Trinken auf, seid frei
Doch erst ein Bad man wärmen soll.
Und unser darinn pflegen wol,
Mit reiben, juken, warm und kalt.
Daraus wir gehn zum Essen bald.
Da werd ein schön Banket gemacht.
Mit großem Kosten, reichem Pracht.
Das währe bis nach Mitternacht.
Da müssen viel Gerichte sein,
Fisch, Vögel, Wildprett, Bier und Wein.
Kein Wurz man spar, noch Spezerey.
Schad nit, ob das schon teuer sei
Obs sei geholt aus India,
Gewachsen in Arabia.
Kumm aus der neuen Insel her.
Tragt auf, die Fugger bringens mehr.
Mit Essen, Trinken schafft ein Mut,
Mit vollem Bauch ist schlafen gut.
Ob dann schon ich bin auch im Spiel,
Hat wol sein Fug, ist nit zu vil.
Ein jedes Wesen hat sein Ziel.
Ich habs gewagt.“

Zu S. 458 und 459. Der berühmte Bericht Francesco Poggios, der das Leben und Treiben in den Heilbädern von Baden im Aargau so eingehend und so plastisch schildert, und der wohl eines der wichtigsten Dokumente zur Geschichte aller Luxusbäder des 16. Jahrhunderts genannt werden darf, lautet nach einer guten alten Übersetzung:

„Ich schreibe Dir diesen Brief aus den hiesigen Bädern, wohin mich die Gicht an den Händen getrieben, und denke, sie verdienen es, sowohl die Lage und Anmut derselben, als die Sitten der sich hier aufhaltenden Gäste, und ihre Badeweise Dir zu schildern.

Die Alten machten viel Redens von den Bädern zu Potuoli, wohin beinahe ganz Rom, um sich zu erlustigen, zusammenfloß. Allein, nach meiner Meinung, kamen dieselben in dieser Rücksicht den hiesigen nicht bei, und leiden überhaupt keine Vergleichung mit ihnen. Dort trug die Schönheit der Gegend und die Pracht der umliegenden Landhäuser mehr als das Baden und die fröhliche Gesellschaft zu den Vergnügen des Orts bei. Hier hingegen gewährt die Lage dem Gemüt keine, oder doch nur sehr geringe Ergötzung; alles andere aber hat so unendlichen Reiz, daß ich mir öfters träumen konnte, Cypria selbst, und was sonst die Welt Schönes in sich fassen mag, sei in diese Bäder zusammengekommen; so sehr hält man hier auf die Gebräuche dieser Göttin, so sehr findest du da ihre Sitten und losen Spiele wieder; und so wenig die guten Leute Heliogabals Rede

gelesen haben, so vollkommen scheinen sie doch von Mutter Natur selbst hierin unterrichtet zu sein.

Ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt, dicht am Flusse, hat man zum Gebrauch der Bäder einen schönen Hof angelegt, in dessen Mitte sich ein großer Platz befindet, ringsum von prächtigen Gasthäusern umgeben, die eine Menge Menschen fassen können. Jedes Haus hat sein eigenes Bad, dessen sich nur diejenigen bedienen, die in demselben wohnen. Die Zahl der öffentlichen und Privatbäder beläuft sich zusammen an die dreißig. Für die niedrigste Klasse des Volkes indessen sind zwei besondere von allen Seiten offene Plätze bestimmt, wo Männer, Weiber, Jünglinge und unverheiratete Töchter, kurz alles, was vom Pöbel hier zusammenströmt, zugleich baden. In diesen befindet sich eine die beyden Geschlechter absondernde Scheidewand, welche jedoch nur Friedfertige abhalten könnte; und lustig ist es anzusehen, wie da zugleich alte abgelebte Mutterchen und junge Mädchen nackend vor aller Augen hinabsteigen, und das, was sonst jedermann sorgfältig verbirgt, den Mannsblicken preisgiebt. Mehr als einmal hat mich dieses köstliche Spektakel belustigt; die floralischen Spiele sind mir dabei eingefallen, und ich habe bei mir selbst die Einfalt dieser guten Leute bewundert, die ebensowenig ihr Auge darauf richten, als sie dabei das mindeste Arge denken oder reden.



144. Detail aus dem Gemälde „Bacchanal" von P. P. Rubens
Original im Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

Nun die besonderen Bäder in den Gasthöfen betreffend, so sind diese sehr schön ausgeputzt, und — beiden Geschlechtern gemein. Zwar werden dieselben durch ein Getäfel gesondert, worin aber verschiedene Ablaßfensterchen angebracht sind, durch welche man zusammen trinken und sprechen, und sich also gegenseitig nicht bloß sehen, sondern auch berühren kann, wie denn dies alles häufig geschieht. Neben dem sind in der Höhe Gänge angebracht, wo sich Mannspersonen zum Sehen und Plaudern einfinden; und wohlverstanden, stehet da jedem frei, in des andern Bad einen Besuch zu machen, zu scherzen, sein Gemüt zu erheitern, und beim Hereintritt ins Bad, sowie beim Aussteigen, hübsche Frauen am größten Teil des Leibes nackend zu schauen. Also keine Posten bewahren hier die Zugänge, keine Thüren — zumal keine Furcht des Unanständigen — verschließen sie. In mehreren Bädern treten sogar beide Geschlechter durch denselben Eingang ins Bad, und nicht selten trägt sich's zu, daß die Mannsperson einem nackten Frauenzimmer, und umgekehrt, begegnet. Doch binden die Männer eine Art von Schürze vor, und die Weiber haben ein leinen Gewand an, welches aber von oben bis in die Mitte, oder an der Seite offen ist, so daß weder Hals, noch Brust, noch Arme, noch Schultern damit bedeckt sind. In dem Bade selbst speisen sie öfters von allseitig zusammengetragenen Gerichten an einem Tisch, der auf dem Wasser schwimmt, wobei sich natürlich auch die Männer einfinden. In dem Haus, wo ich badete, wurde auch ich eines Tags zu einem solchen Fest eingeladen. Ich gab meinen Beitrag, ging aber, ob man mir gleich sehr zusetzte, nicht hin — und zwar nicht aus Schüchternheit, die man hier für Faulheit oder bäurisches Wesen hält, sondern weil ich die Sprache nicht verstand; denn es kam mir abgeschmackt vor, daß ein des Deutschen unkundiger Welsche, stumm und sprachlos zwischen

Schönen, einen ganzen Tag im Bad bloß mit Essen und Trinken zubringen sollte. Zwei meiner Freunde hingegen fanden sich wirklich ein, aßen, tranken, schäkkerten, sprachen durch einen Dolmetsch mit ihnen, wehten ihnen mit einem Fächer Kühlung zu, und kurz, belustigten sich sehr. Denn nichts fehlte an dem Schauspiel, als die Vorstellung Jupiters, wie er durch den goldenen Regen auf Danaen wirkte, usw. und waren zwar meine Gefährten mit dem Linnengewand bekleidet, das auch Männer anzulegen pflegen, wenn sie in Frauenzimmerbäder geladen werden. Ich sah dann alles an von der Galerie, die Sitten und Gewohnheiten dieser Ehrenleute, ihr gutes Essen, ihren angenehmen, zwanglosen Umgang. Wunderbar ist es zu sehen, in was für Unschuld sie leben, und mit welch unbefangenem Zutrauen die Männer zuschauten, wie Fremde gegen ihre Frauen sich Freiheiten herausnahmen; nichts beunruhigte sie; alles deuteten sie zum Besten aus; oder vielmehr, sie gaben nur nicht acht darauf. Denn nichts ist so schwer, das, nach den Sitten dieser guten Menschen, nicht federleicht wird. In Platons Republik, deren Sitten alles gemein machen, hätten sie sich vortrefflich benommen, da sie schon, ohne seine Lehre zu kennen, sich so zu einer Sekte neigen.

Einige dieser Bäder gebrauchen, wie schon gesagt, Manns- und Frauenspersonen zugleich, wenn sie untereinander durch Bande des Bluts oder der Freundschaft verbunden sind. — Mancher besucht täglich drei bis vier solcher Bäder, und bringt da den größten Teil seines Tages mit Singen, Trinken und nach dem Bade mit Tanzen zu. Selbst im Wasser setzen sich einige hin und spielen Instrumente. Nichts aber kann reizender zu sehen und zu hören sein, als wenn eben mannbare oder schon in voller Blüte stehende Jungfrauen, mit dem schönsten offensten Gesicht, an Gestalt und Benehmen Göttinnen gleich, in diese Instrumente singen, ihr leichtes zurückgeworfenes Gewand auf dem Wasser schwimmt, und jede eine andere Venus ist. Dann haben sie die artige Sitte, wenn Männer ihnen von oben herab zusehen, sie scherzweise um ein Almosen bitten; da wirft man, zumal den hübschern, kleine Münzen zu, die sie mit der Hand oder mit dem ausgebreiteten Linnengewand auffangen, indem eine die andere wegstößt; und werden bei diesem Spiel eben nicht selten auch die geheimen Schönheiten enthüllt. Ebenso wirft man ihnen auch aus allerlei Blumen geflochtene Kränze herab, mit denen sie sich das Köpfchen schmücken.

Diese vielfältige Gelegenheit, das Auge zu ergötzen und den Geist zu ermuntern, hatte einen so großen Reiz für mich, daß, ungeachtet ich selber täglich zweimal badete, ich noch die übrige Zeit mit Besuchung anderer Bäder zubrachte, und ebenfalls Münzen und Kränze hinunterwarf, wie die andern. Denn unter diesem immerwährenden Geräusch von Klang und Gesang, da war weder zum Lesen noch zum Denken Zeit; und hier allein weise sein wollen, wäre die größte Thorheit gewesen, zumal für Einen, der kein selbstpeinigender Menedem, und dem nichts Menschliches fremde ist. Zur höchsten Lust mangelt freilich noch die Unterhaltung durch Gespräche, die denn doch unter allen die vorzüglichste ist. Mir blieb also nichts übrig, als die Augen an den Schönen zu weiden, ihnen nachzugehen, sie zum Spiele zu führen und wieder zurückzugeleiten. Auch war zum nähern Umgange Gelegenheit da, und so große Freiheit dabei, daß man sich eben um die gewohnte Stufenleiter der Bewerbung um Gunst und Zuneigung nicht zu bekümmern brauchte.

Außer diesen Vergnügungen gab es dann noch eine andere von nicht geringem Reize. Hinter den Höfen, allernächst an dem Flusse, liegt nämlich eine große, von vielen Bäumen beschattete Wiese. Hier kömmt nach dem Essen jedermann zusammen und belustigt sich mit Gesang, Tanz und mancherlei Spielen. Die meisten spielen Ball; aber nicht wie bei uns, sondern Manns- und Weibspersonen werfen sich, jedes dem, den es am liebsten hat, einen solchen Ball zu, worin viele Schellen sind. Alles läuft zu, ihn zu haschen; wer ihn bekömmt, hat gewonnen, und wirft ihn wieder seinem Geliebten zu: Alles streckt die Hände empor, ihn zu fangen; und wer ihn hält, tut, als ob er ihn bald dieser, bald jener Person zuschanzen wollte. So viele andere tausendlustige Ergötzlichkeiten muß ich, der Kürze wegen, übergehen und gab Dir nur das Pröbchen von einigen, um Dir einen Begriff zu machen, was hier für eine große Gesellschaft von Epikuräern sei. Bald glaub ich, das sei der Ort, wo der erste Mensch geschaffen worden, den die Hebräer Gan Eden, d. i. den Garten der Wollust nennen; denn, falls anders diese uns Glückseligkeit verschaffen kann, so seh' ich nicht, was dem Orte hier fehlet, um solche vollkommen zu gewähren.

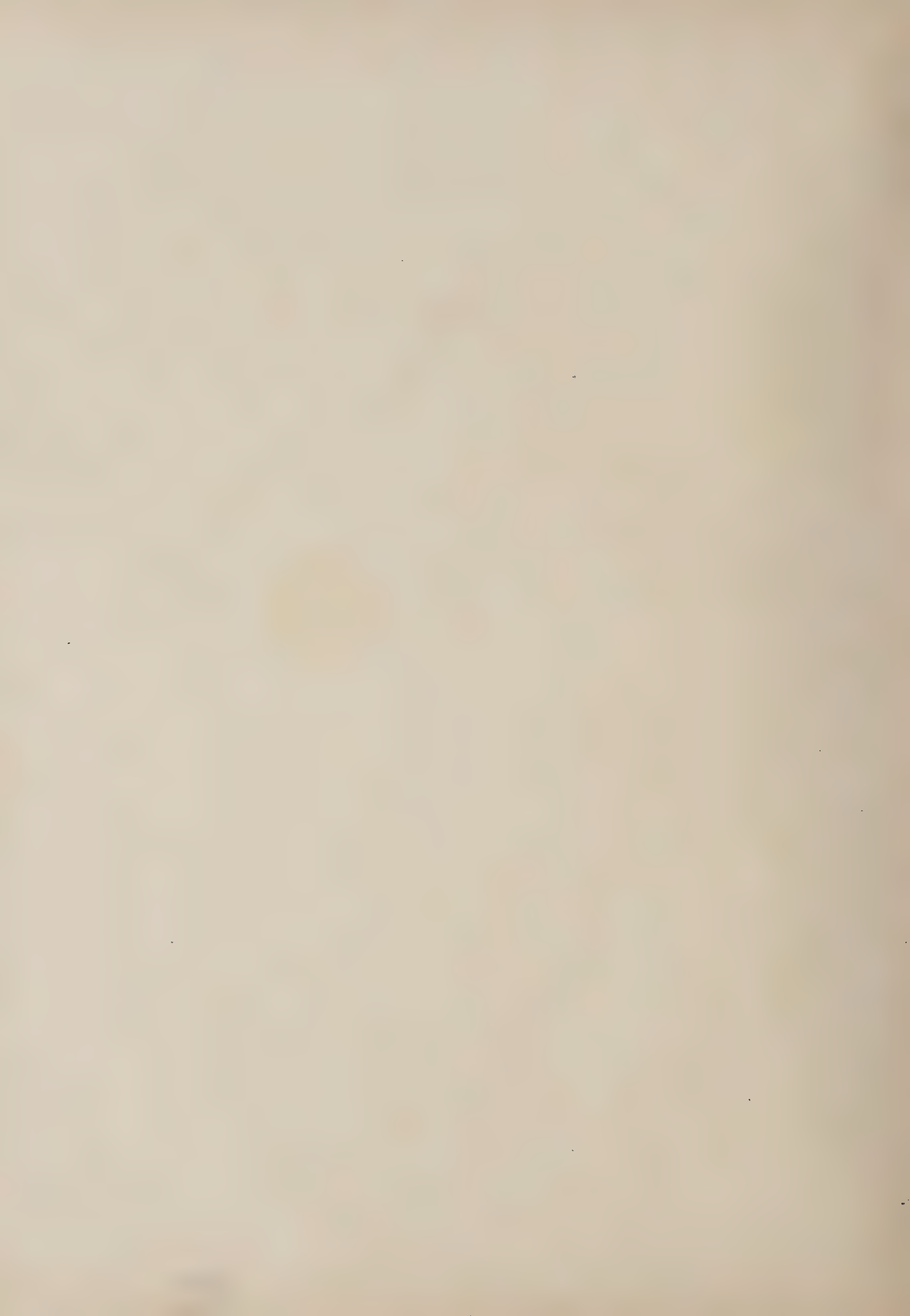
Frägst Du mich denn, Freund! weiter, zumal nach der Kraft des hiesigen Wassers, so ist dieselbe eben sehr verschieden und mannigfaltig; in einigen Stücken aber besonders groß und fast göttlich; denn auf der ganzen Welt, glaub ich, ist kein Bad, welches mehr die weibliche Fruchtbarkeit fördere. Kömmt eine Frauensperson hieher, deren Leib verschlossen ist, so erfährt sie bald



Entführung des Ganymed

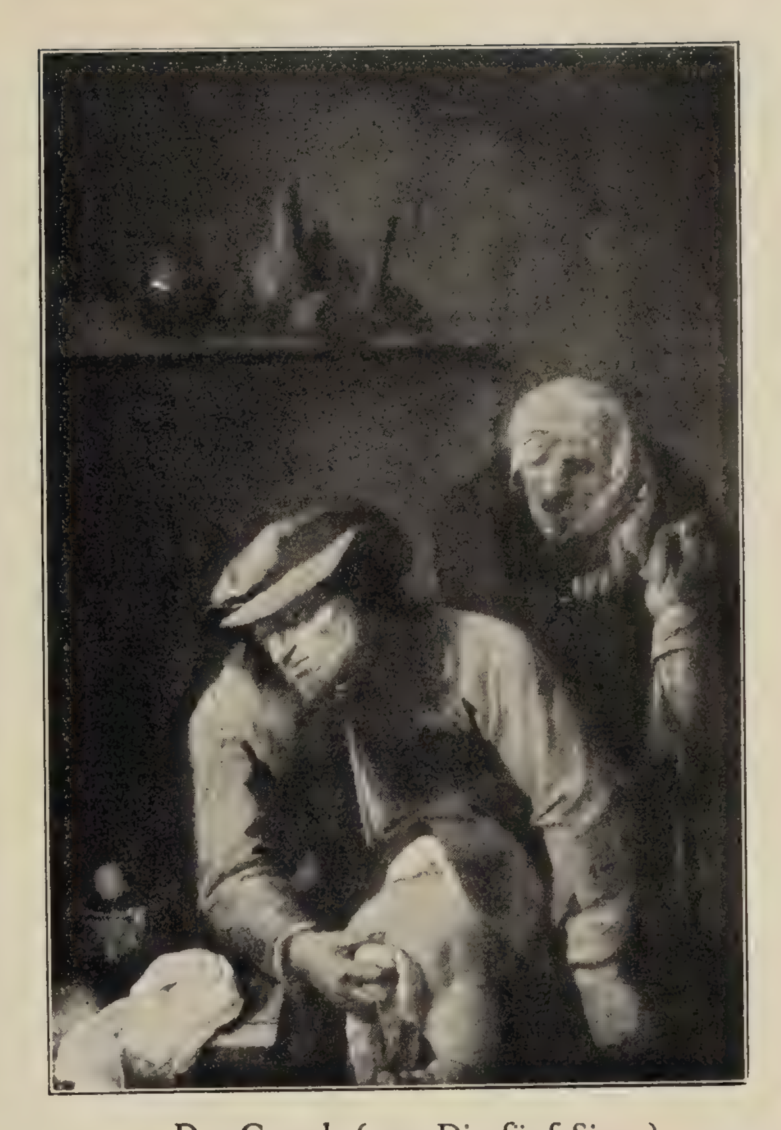
Gemälde von Rembrandt (Detail). 1635

Original in der dresdener Gemäldegalerie



die bewundernswürdige Wirkung dieser Bäder, wenn sie nur geflissen die Mittel verwendet, welche die Kunst der Unfruchtbaren vorschreibt.

Unzählbar ist übrigens die Menge der Vornehmen und Gemeinen, die, nicht sowohl der Kur, als des Vergnügens wegen von 100 Meilen weit hier zusammenkommen. Alle die lieben, alle die heiraten wollen, oder wer sonst das Leben im Genusse setzt, strömen hieher, wo sie finden, was sie wünschen. Viele geben körperliche Leiden vor und sind nur am Gemüte krank. Da sieht man hübsche Frauen die Menge, die ohne ihren Mann, ohne Verwandte, nur in Begleit zweier Mägde und eines Dieners hier anlangen — oder etwa eines alten Mütterchens von Muhme, die sich leichter hintergehen als bestechen läßt. Jede aber zeigt sich, so viel möglich, in Gold, Silber und Edelgestein, so daß man denken sollte, sie wären nicht ins Bad, sondern zu der prächtigsten Hochzeit gekommen. Auch Nonnen, oder, richtiger zu reden, floralische Jungfrauen, Äbte, Mönche, Ordensbrüder und Priester, leben hier noch in größerer Freiheit als alle übrigen; letztere baden sich wohl mit dem Frauenzimmer, schmücken ihr Haar mit Kränzen und vergessen alles Zwanges ihrer Gelübde. Alle nämlich haben einerlei Absicht: — Traurigkeit zu verbannen, Vergnügen zu suchen, keinen Gedanken zu haben als wie sie des Lebens und seiner Freuden genießen mögen. Keiner bemüht sich dem Gemeinschaftlichen etwas zu entziehen; vielmehr sucht jeder, das Besondere allgemein zu machen. Und zum Erstaunen ist es, wie bei einer so großen Menge (es mögen immer an die tausend Menschen da sein) bei so verschiedenen Sitten in einem so freudetrunkenen Gemische, keine Händel, kein Zwist, kein Schimpfwort, nur kein Murmeln noch Beschweren des einen über den andern entsteht. Da sehen Männer, wie mit ihren Weibern getändelt wird, und treffen sie mit einem wildfremden Manne unter vier Augen an; das alles bewegt sie nicht, sie wundern sich über nichts, und glauben, daß alles auf die eingezogenste Art, im Vertrauen des redlichsten Hausfreundes geschieht. So ist der Teufel der Eifersucht, der anderswo bald alle Männer plagt, hier ein unerhörter Gast, und da sie die Sache nicht kennen, auch dem Namen nach unbekannt. O Sitten, wie unähnlich den unsrigen! Wir Welsche sehen alles von der schlimmsten Seite an und finden an Verleumden und Verkleinern Geschmack, daß, wo der schwächste Schein zum Argwohn ist, wir sofort auf die schwärzesten Verbrechen schwören."



Der Geruch (aus: Die fünf Sinne)

145. Gemälde von Adrian Brouwer. Original Kgl. Galerie Dresden

Heinrich von Langenstein liefert uns in seiner vom entgegengesetzten Standpunkt, nämlich dem des anklagenden Sittenpredigers, diktierten Beschreibung des Wiesbadener Badefestbildes den bekräftigenden Kommentar zu den verherrlichenden Schilderungen des Poggio. Denn diese Beschreibung ist dem Sittenprediger Langenstein nur eine Gelegenheit, die in seiner Zeit herrschenden Badesitten zu verdammen:

„Von fleischlicher Lust.

Wenn ich mich nicht täusche, so ist der Sinn dessen, der die Reihe besagter Malereien angab, von dem Geiste getrieben worden, um stillschweigend die Meinung des Apostels Johannes

auszudrücken, der da spricht: ‚Alles was auf der Welt vorhanden ist, ist Begehrlichkeit des Fleisches oder Begehrlichkeit der Augen oder Übermut des Lebens.‘ Das heißt: alle Laster weltlicher Verirrung sind auf drei zurückzuführen: fleischliche Lust, weltliche Habgier und Stolz auf eitlen Ruhm. Wie aber konnte schicklicher fleischliche Lust dargestellt werden, als auf einem Bilde des Wiesbadener Festes, das durch alle Fleischlichkeit anstößig, von dem Schaume aller sinnlichen Wollust triefend ist? Zu ihm kommen sie von allen Seiten in Freude und Ausgelassenheit, mit Trompeten und Pfeifen, mit vollen Kasten und Flaschen, man bringet Lebensmittel und die leckersten Getränke herbei, man nimmt Geld in Menge mit, seltsame Kleider werden mitgeführt; in der Hoffnung, sich zu ergötzen, wird schon auf dem Wege gespielt, gesungen, geplaudert, als ob man am Ziele die Freude der Glückseligkeit zu erwarten habe. Wenn man angekommen ist, werden Gastereien veranstaltet, man sucht der Frauen Gesellschaft, geht ins Bad, wäscht den Leib, befleckt die Seele. Man geht heraus, und es schmettern die Trompeten, erklingen die Pfeifen, beginnen die Tänze. Da werden den keuschen Augen der Zuschauer vorgeführt die Schauspiele der Verderbnis, nämlich die wollüstigen Gebärden, die unzüchtigen Kleider beider Geschlechter. Da sieht man bei den Frauen die Blöße des Busens, bei den Männern die Entblößung des Gesäßes, überall Ausschweifung, durch die ein keuscher Sinn beleidigt wird. Was mehr? Hier sieht man lauter Eitelkeit und Zerrüttung, keine Frömmigkeit, keine Ordnung, hier ist Gottvergessenheit, hier ist jede Tugend verbannt; es gibt keine Schamhaftigkeit, es fehlt das Maßhalten, es herrscht die Genußsucht, es rast die Wollust. Bei diesem Feste des Bauches, oder richtiger diesem öffentlichen Hause der Venus, diesem Spielwerk des Teufels, wirst du wunderbare Ungeheuer sehen: wenn der Mönch im ritterlichen Kleide sich sehen läßt, der Ritter in der Mönchskutte, die Nonne im Anzug einer öffentlichen Dirne, der Geistliche in Frauenkleidern. Da werden versteckt Küsse gegeben: es küssen sich Männer und Weiber. Im Bade sitzen sie nackt mit Nackten beisammen, nackt mit Nackten tanzen sie. Ich schweige darüber, was im Dunkeln vor sich geht, denn alles geschieht öffentlich. Aber was ist das? Der Ausgang und der Eingang dieses unsinnigen Festes ist nicht gleich, wenn, nachdem alles verzehrt ist, die Kasten leer zurückkommen, die Geldbeutel ohne Geld, man die Rechnung hört und die Verschleuderung so vielen Geldes bereut. Und zuweilen beißt auch die Seelen der Heimkehrenden das Gewissen wegen der begangenen Sünden. Der ist traurig über solche Verirrung, der klagt, weil er von der Lust scheiden muß, der gedenkt betrübt, wie kurz und inhaltlos die Freuden der Welt sind. Was mehr? Sie kehren heim, die Körper sind weiß gewaschen, die Herzen durch Sünde geschwärzt; die gesund hingingen, sie kehren heim angesteckt (discrustati); die durch die Tugend der Keuschheit stark waren, kehren heim verwundet von den Pfeilen der Venus. Das möchte noch wenig bedeuten, wenn nicht die Mädchen, die als Jungfrauen hinreisten, als Dirnen zurückkehrten, als Ehebrecherinnen, die anständige Ehefrauen waren, wenn nicht als Teufelsweiber heimkehrten, die als Gottesbräute hingingen. Und so erfahren sie durch diese und andere Anlässe zur Trauer bei der Rückkehr alle Wahrheit des Satzes, daß das Ende aller fleischlichen Lust Trauer ist.“

Dieses von Langenstein beschriebene Wiesbadener Badefestbild hat sich nicht erhalten, dagegen das von uns schon weiter oben beschriebene Bild „Der Jungbrunnen“ von H. S. Beham, auf das die Ausführungen Langensteins genau so passen. Daß dieser gezeichnete Kommentar zu Poggio von höchstem sittengeschichtlichen Werte ist, bedarf nach unseren Ausführungen im Hauptwerk keiner weiteren Begründung: es ist das ins Relief gesteigerte Leben in den Luxusheilbädern der Renaissance, was Beham in dieser Symbolisierung des Jungbrunnenmotivs zugrunde legt; in den Heilbädern baden sich die Sinne wieder jung. Wir geben diesen großartigen Renaissanceholzschnitt nach dem im Berliner königlichen Kupferstichkabinett aufbewahrten Original (siehe Beilage).

Zu S. 459. Noch viel beweiskräftiger als die vereinzelten Chroniknotizen über den Besuch der Luxusbäder durch Priester und Nonnen sind die Badeordnungen oder Weisungen, die speziell über diesen Punkt handeln, denn sie belegen nicht bloß den Einzelfall, sondern erweisen die Regel. Zu den interessantesten ge-



146. Detail aus dem Gemälde: „Der Bohnenkönig" von Jakob Jordaens

hört die folgende Weisung, die vom Rat und Schultheiß der Stadt Baden im Jahre 1520 an die beiden Stadtknechte erlassen wurde und bei Fricker in der Geschichte der Stadt und Bader zu Baden zu finden ist:

Sy söllent zu den Bädern niden daheinen an Si gmach gan noch uft tun, Sy wissent dann wol, das er (der Mönch oder Priester) ein Metzen by im da inn habe. Und ob ein Priester her

23*

gen Baden keme und ein Junk-rowen mit im brechte, und ein gemach empfienge, denselben söllent sie nit uffnemen. Sy söllent ouch erenlütten nit in ir kamer noch gemach gan, Sy wissent dann wol, das er ein Metzen by im hatte. Sy söllent auch die so sie uffheben in der Setzung bescheidentlichen halten je nach gestalt der Personen und des Handels. Und insunders so sollent sie kein Dietrich me bruchen noch haben.

Zu S. 462. Ein Beweis dafür, wie sehr man die Badehäuser und die Bader als Ansteckungsherde und Ansteckungsträger der Syphilis fürchtete, ist ein Dekret, das der Nürnberger Rat 1496, also wenige Jahre nach Einschleppung der Syphilis in Europa, an die Bader erließ:

allen Badern bei einer Poen zehen Gulden, daß sie darob und vor sein, damit die Menschen, die an der Newen Krankheit, malum frantzosen, befleckt und krank sein, in Ihren Baden nicht gebadet, auch Ihr Scheren und lassen giengen, die Eissen und Messer, so sie bey denselben kranken Menschen nutzen, darnach in den Badstuben nit mehr gebrauchen.



Tu scais qu'en vn Desert aride
Le sacré Prince des Hebreux,
Abreuua ce Peuple nombreux,
A qui luy seul seruoit de Guide.

Der Liebesbrunnen

147. Kupferstich von A. Bosse

Zu S. 463. Daß bei dem von Ritter, Bürger und Bauer gleich eifrig betriebenen Spiel des Umstoßens die gegenseitige unzüchtige Entblößung Zweck und Hauptpointe des Spieles war und nicht etwa die beim Kampf entwickelte rein technische Geschicklichkeit der Spielenden, erfährt man aus verschiedenen behördlichen Mandaten, in denen dieses „bolderböhmische" Spiel, wie es in einem Nimburger Mandat heißt, ausdrücklich mit dem Hinweis auf die dabei mit Absicht herbeigeführten unzüchtigen Entblößungen gerügt und verboten wird.

Zu S. 464. Das Gedicht, in dem Nidhard von Reuental uns von dem bäuerlichen Spiel „Das Wempling bergen" Kunde gibt, lautet:

Sie sprach: „Herr, könnt ihr ein Spiel, den Wempling bergen?"
„Ja, das kann ich: Schöne tut euch unter! —"
Seht, darum ich es nicht ließ,
Meinen Wempling ich ihr stieß
Zwischen die Beine, wie sie mich hieß,
Da sie dess' empfand, sie nahm sein Wunder.
Schimpfes (Scherzes) sie ein Teil verdroß,
Sie sprach blide:
„Euer Unruh ist zu groß,
Warum decket ihr mich blos?
Komm ich 'z lide!"

„Frau, daß ich den Wempling
Baß verschiebe,
Darnach steht mir mein Gerink.
Ich lehre dich ein fremdes Ding,
Du viel Liebe." —

Sie sprach: ‚Mir kam ein Wempling unters Hemde.' —
‚Frau, so lehr ich dich noch zwei, die dir sind fremde",
Sprach ich zu der Schönen, „folge meiner Lehre!" —
Meinen Wempling ich da barg

Der Guten: er tut sein
nicht arg:
Die here war nie mehr
so stark,
Daß sie mich bat, den
Wempling bergen
mehre.

Da das Spiel ein Ende
nahm,
Sprach die Here:
„Herr, darum seid mir
nicht gram,
Ob ich mich ein Teil
verscham,
Durch Eure Ehre!
Wempling tut ihr mir
erkannt,
Daß ich schaue,
Wie es sei um ihn gewant.“ —
Da gab ich ihr ihn in
die Hand
Vor der Aue ....



148. Kupferstich nach einem Gemälde von Guido Reni

Dies Gedicht wird, wie gesagt, immer als die Beschreibung eines bäuerlichen Gesellschaftsspieles angesehen. Gewiß handelt es sich um ein Spiel, aber sollte es sich dabei nicht vielleicht um eine dichterische Umschreibung jenes Spieles handeln, das in Dorf und Stadt und auch heute noch gleich eifrig getrieben wird, und bei dem jeder sich seine eigenen Spielregeln aufstellt? d. h. einfach um die dichterische Beschreibung einer Verführungsszene einer willfährigen Dirne?

Zu S. 464. Zu den Spielen zählen auch zahlreiche Gebräuche, denen man in allen Ländern bei den verschiedensten Gelegenheiten begegnete, und die mit irgendwelchem Datum oder regelmäßig wiederkehrenden Ereignissen verknüpft waren. Am bekanntesten und zugleich zu den ältesten derartigen Spielscherzen gehörig sind die Aprilscherze. Sehr viele solcher Gebräuche hatten schon deshalb einen erotischen Untergrund, weil sie mit dem Kultus der Zeugung und der Fruchtbarkeit zusammenhingen. Bei wieder anderen ergab sich aus der Situation von selbst eine

erotische Note; das war z. B. der Fall, wenn es in bestimmten Gegenden üblich war, daß am Tag der Tag- und Nachtgleiche, in Frankreich am Sylvestertage, die als Langschläferinnen bekannten Dirnen des Morgens von den Burschen mit Birkenrutenhieben nackt aus dem Bett aufgescheucht wurden. Die Burschen setzten natürlich alles daran, eine hübsche Dirne im Bett zu überraschen, denn die Ausübung des Züchtigungsrechtes ermöglichte ihnen, mit der betreffenden Dirne bei dieser Gelegenheit die kühnsten erotischen Scherze zu treiben. Wieder wo anders herrschte die Sitte, daß die Frauen und Dirnen an einem bestimmten Tage des Morgens in die Zimmer der Burschen eindrangen und diesen die Decke des Bettes und die Kleider wegzustehlen hatten; Spiele wie die letzteren waren sogar an den Höfen im Schwange, wie wir aus zeitgenössischen Berichten erfahren.

Ein ähnlicher Brauch herrschte in Italien und Frankreich speziell am Tage der unschuldigen Kindlein. Dieser Tag galt hier sozusagen als der Rachetag der Frauen für alle im Laufe des verflossenen Jahres von den Männern erlittene Unbill. An diesem Tage zahlte man alles heim, und schon am frühen Morgen versammelten sich daher die Frauen, ihren gemeinsamen Operationsplan zu entwerfen. Die Männer, die ein besonders schlechtes Gewissen hatten, verschlossen an diesem Tage doppelt sorgfältig ihre Türen, denn es war Brauch, daß die Männer, die von den Frauen im Bette ertappt wurden, tüchtig mit der Rute bearbeitet wurden. Ebensoviele ließen freilich mit Absicht die Türe offen, um den Frauen den Spaß nicht zu verderben und weil dies ebenfalls eine besonders günstige Gelegenheit zu den allerderbsten erotischen Scherzen war, die man sich nicht gerne entgehen ließ.

Zu S. 469. In dem Stück „Ein hübsch Vasnachtspiel“ ist mit deutlichen Worten geschildert, wie weit mitunter auf beiden Seiten die Handgreiflichkeiten beim Tanzen gingen. Die betreffende Stelle lautet:

Anklager dicit:
Richter, ich klag euch hie mein Not
Über einen, der hie bei mir staht.
Der sollt mit meiner Frauen tanzen,
Und so er mit ihr wurd um her schwanzen,
Gab er ihr den Fisel in die Hand.
Richter, das tut mir von ihm ant.
Ich sprich auf meinen Eid darzu,
Daß sie mir seitdem nie gut wollt thu(n).

Antworter dicit:
Herr Richter, merket an dem Speier!
Sie bat mich heimlich um ein Dreier;
Da dacht ich mir, sie meinet die drei,
Wo an einer Nadel hangen zwei kleu,
Und reichet ihr neur die Nadel dar.
Behend erwischet sie es alles gar,
Und hätt ich mich so wohl nit geflissen,
Sie hätt mirs Geschirr vom Ars gerissen.

Vergleiche damit auch die italienische Novelle „Du bist nicht er“ von Cornazano (S. 22–25).

Zu S. 470. Da erotische Lieder immer überaus stimulierend wirken und die allgemeine Fröhlichkeit besonders rasch zu dem Punkte bringen, auf dem man sie gerne sieht, so pflegte man solche Gesänge hin und wieder auch bei bestimmten Rundtänzen. Geiler schreibt darüber:

Auch in schmählichen Liedern wird gesündigt: das pflegt zu geschehen bei den Tänzen, die wir deutsch ‚Leygerleyhs‘ oder ‚ein scheiblecht Tanzlein‘ (Rundtanz) nennen, wo Eine vorsingt und die anderen nachfolgen, und wo viel Schmachvolles von Liebe gesungen wird, was zur Wollust anreizt und gegen die Ehrbarkeit gerichtet ist .... Mit leichtfertigem und unzüchtigem Schmuck



149. Der Geruch (aus: Die fünf Sinne). Gemälde von Isac Ostade

bis auf dem halben Rücken ist Alles bloß und nackt von vorn bis zu den Brüsten, daß sie auch die enthaltsamsten Männer locken können.

Das Raffinement bei derartigen Wechselgesängen bestand zumeist darin, daß auf die Strophe, die von der Tänzerin vorgesungen wurde, der Tänzer mit einer eigens variierten Antwortstrophe erwidern mußte. Diese Kombination wurde selbstverständlich zu galanten Anzüglichkeiten ausgenützt; und eine solche Antwort wurde auch auf allen Seiten erwartet. (Vergl. zu alledem auch Bild 122—125.)

Zu S. 470. Der Abschnitt „wie von leichtfertigen Tänzen anheim gangen wird“ lautet in Spangenbergs Tanzteufel:

„Wenn nun ihre Zeit kommt, daß sie des unflätigen und unverschämten Tanzes satt seyn (wiewohl ich nicht glaube, daß sie dessen je einmal satt werden können), da findet sich das lose Gesinde zusammen, geben einander die Nacht, und auch am Tage öffentlichen über Feld das Geleit anheim, also, daß je par und par zusammen kommt, Knecht und Magd, ofters zween, drei Knecht, eine Magd, oder ein Knecht und etliche Mägde, die haben für niemands keine Scheu, haben einander ohn Unterlaß bei dem Kopf, und sonst, und stellen sich so unflätig, unverschämt, daß wer es siehet, ihm die Zähne darüber wässern und eilig werden, halten öfters Stationen, ruhen, setzen, und legen sich nieder (am besten wo der Schatten ist, und der Strauch am dickesten). Darnach aber stehen sie wieder auf, im Namen des Kalbß, gehen bis ins Dorf und haben noch immer einander mit dem Kopfe, lassen jedermann zusehen, schämen sich gar nichts, das Haar ist den Mägden zerpörschtet, der Borten abgefallen, glühen und sind rot unterem Angesicht, wie ein Schmied für Tage, bisweilen ist's finster, so geschihet auchs Geleit bis in Hof, ja bis fürs Bette, oder für den Stall und Schoppen, damit sich die Jungfräulein fürm Pöppel nicht fürchten möchten, und bleibet Jockel auch wohl gar daselbst, um welches Eltern, Freund, Herrn und Frauen kein Wissen haben. Wenn er denn des Morgens vom Schoppen steiget, hat die Beinscheiden am Arm, und gehet zum Hofe hinaus, so sind viel lose Leute (so heißet man ehrliche Leute, die von unzüchtigen Dingen die Wahrheit reden); die so arg gedänklich sein, und sagen dürfen, sie wären die ganze Nacht im halben Hofe blieben, etc."

Zu S. 470. In der 1588 erschienenen Orchesiographie des Tonio Arbeau wird das Tanzen wegen der damit verknüpften engen körperlichen Vereinigung der Tanzenden gar als die Gelegenheit hingestellt, bei der beide Teile sich am besten über den Gesundheitszustand des anderen orientieren können:

„Les danses sont pratiquées pour counoistre si les amoureux sont sains et dispos; à la fin desquelles il leur est permis d'embrasser leur maistresses, afin que respectivement ils puissent sentir et odorer l'un et l'autre s'ils ont l'haleine soulfre; de façon que de cet endroit, outre plusieurs commoditez qui reussissent de la danse, elle se trouve nécessaire pour bien ordonner une soçiété."

Zu S. 474. Daß es in der Tat nur die ins Relief gesteigerte Wirklichkeit war, stilisiert und dadurch heroisiert, was Rubens in seinem unvergleichlichen Kermesbild uns vor die Augen stellte, das bezeugt eine einzige kurze Chroniknotiz über das Treiben in Straßburg am Kirchweihtag, wo man regelmäßig das herrliche Münster zu einem einzigen Saufhaus umwandelte:

„Alle Jahre auf Adophi Tag, welches das Kirchweihfest des Münsters ist, kam aus dem ganzen Bistum Mann und Weib, ein groß Volk allhier im Münster, als in ein Wirtshaus zusammen, also daß es oft gesteckt voll war, die blieben nach alter Gewohnheit des Nachts im Münster, und sollten beten: aber da war kein Andacht, indem man etliche Fässer mit Wein in St. Cathrinen Kappele legte, die man den Fremden, und wer dessen begehrte, umb Geld auszäpfte; und es sah der Fastnacht, dem Gottesdienst des Bachus und der Venus mehr gleich, als einem christlichen Gottesdienst. Wenn einer schlief, so stachen ihm die andern mit Pfriemen und Nadeln, daraus entstand alsdann ein Gelächter, und oftmals Zank und Schlägereien."

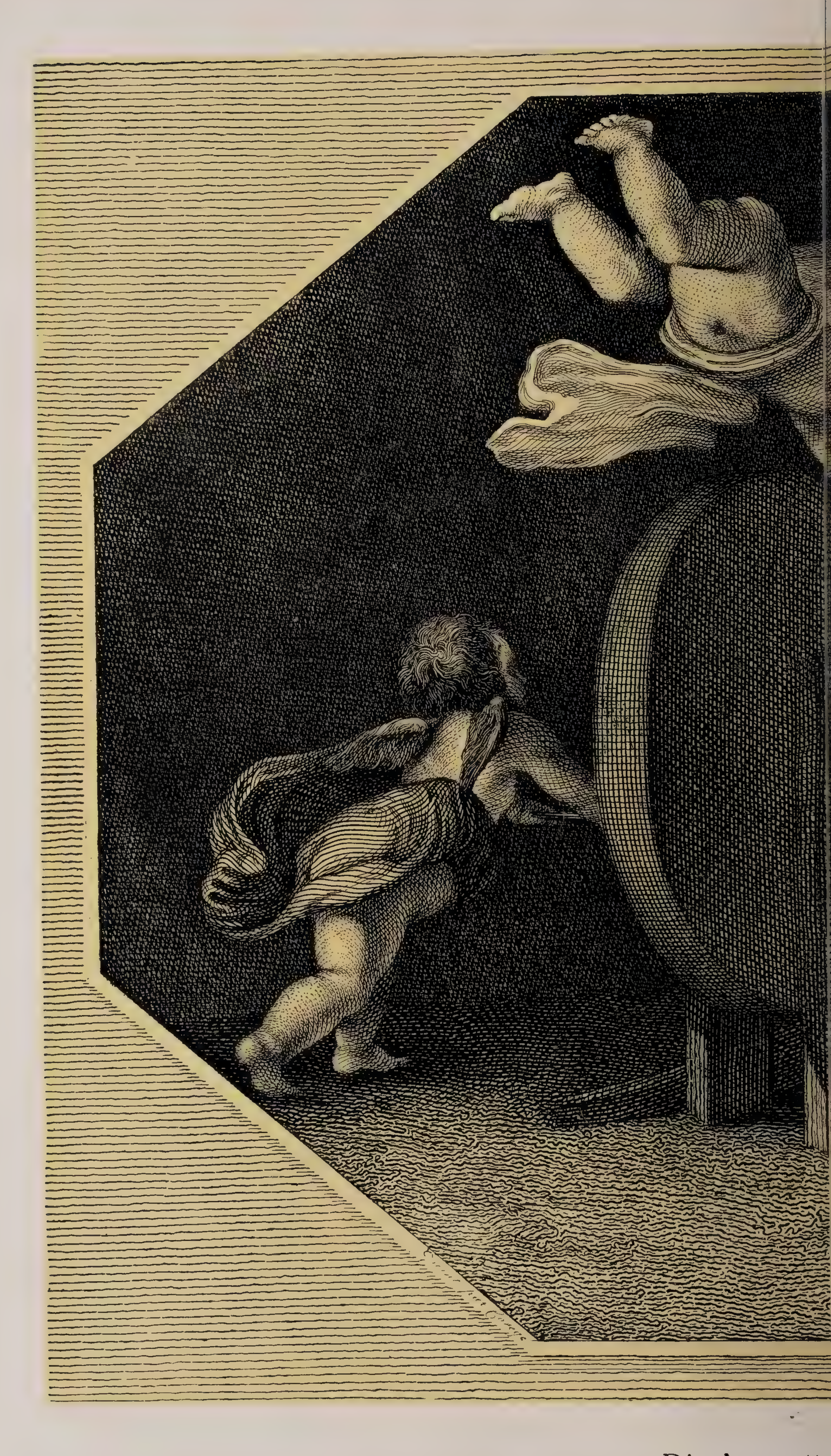
Solches war der echteste Pulsschlag des damaligen festlichen Lebens.

Zu S. 478. Die im Hauptwerk zitierte Stelle über das Pflug- und Eggenziehen der sitzengebliebenen Dirnen in der Fastnacht schließt mit einer derben Pointe, die wir dort fortgelassen haben und hier ergänzen. Ungekürzt lautet die Stelle:

„Was heuer vom Mädchen ist überblieben und verlegen,
Die sein gespannt in den Pflug und die Eggen
Daß sie darinnen ziehen müssen
Und darinnen öffentlich büßen,
Daß sie sein kommen zu ihren Tagen,
Fut, Ars, Tutten vergebens tragen."

Der Brauch „Das Magdtum einsalzen" wird uns ebenfalls durch ein Fastnachtsspiel übermittelt. Die entscheidende Stelle des gleichnamigen Spieles lautet:





Die Amorette

Kupferstich nach eine



am Schleifstein

Gemälde von Correggio

Albert Langen, München





150. **Der pissende Bauer.** Kupferstich von Adrian v. Ostade

Herr Wirt, ich bin darum kommen her,
Habt ihr nicht Maid, die am Magtum tragen schwer
Und zu der Vasnacht sind überblieben
Und sich mit dem öcker nit haben laßen erschieben,
Davon ihnen möcht schimmeln unten die Kerben?
Die will ich nit also laßen verderben,
Sondern ich will's mit salzsprengen wohl bewahren,
Bis ihnen der Bruchnagel mag widerfahren;
So laß ich denn das salzen wol unter wegen,
Ob sie die Kerben anders lassen recht fegen.

Der Ander:
Herr der Wirt, nun hört meine Wort!
Ihr habt gar eine hübsche Dirn dort.
Die geht an dem zersigen Hunger;
Das het ir wohl gewöhnt ein stolzer junger,
Der ihr gewartet hat unten zu dem Leib,
Daß die Maid wär worden zum Weib.
Ihr habt mit ihr zu lang gebieten,
Sie wird euch wünschen den Riten,
Daß sie soll beiten bis in den Sommer.
Das bringt der untern großen Kummer,
Darum ich sie einsalzen muß,
Bis der Dirn wird des Nachthungers Buß.

Zu S. 480. Die Fastnachtsspiele „Die Vasnacht der Müllerin“ und „Eine

Ehescheidung“ finden sich in den Ergänzungen zu S. 141 und 142. Das Spiel „Aber ein Vasnachtsspiel“ lautet:



151. In der Bauernkneipe (Detail)
von
Vincent Malo
Original Rijksmuseum Amsterdam

Precursor:
Ihr Herrn, seid still und hört mit Fleiß
Von uns ein hübsche Narrenweis!
Hie wird viel Wunders fürgenommen,
Das doch von Weisheit nit her ist kommen,
Denn nur allein von Kurzweil wegen.
Darum dürft ihr nit fürbaß fregen,
Dann höret zu an Spott und Lachen,
Ob man die Stollen zu grob wurd machen.

Einer dicit:
Ist jemand, der mir sagt das Wunder:
Warum die Frauen liegen unter,
So Mann und Weib einander tragen?
Nun mein ich doch und hör auch sagen,
Daß doch die Mann sein stärker viel;
Darum ich das gern hören will.
Doch dünkt mich, es geschäh zu Zeiten,
Daß die Frauen auch aufsitzen und reiten.

Der Ander:
Mich wundert, daß du dich dünkst so witzig.
Weißt du nit, daß die Mann sein hitzig
Und sich über die Weib erbarmen,
Daß sie dester eh bei ihnen erwarmen?
Oder wo hast gehöret doch,
Daß nach den Mäusen lauf das Loch,
Und daß der Stall geh in das Pferd?
Doch sein gelust auch büßens wert.

Der Dritt:
So wundert mich ein Ding gar hart,
Warum ein Frau hat unten ein Bart
Und doch ohn Bart sie wird geborn,
Als dann ihr Angesicht ist vorn
Unten und oben gleich wird alt?
Der mich des tät bescheiden bald,
Den lob ich, wär alt oder junger;
Doch mein ich, es thu der Nachthunger

Der Viert:
Du fragst törlicher denn ein Kind.
Meinst nit, wenn sich ein Fotz besinnt
Recht auf das streiten und das stürmen
Von den geraden Bruchwürmen,
Die ihr so gar gefährlich fahren,
Sorgen darauf bei jungen Jahren,
Daß sie vor Ängsten Bärt han empfangen?
Doch mein ich, es mach ihr groß belangen

Der Fünft:
Ein ander Wunder mich anficht:
Daß man die Mann geknopfet ficht

Ferr unten und die Frauen oben?
Der mich das weiset, den will ich loben.
Doch mein ich, daß es darum sei,
Wenn sie einander liegen bei
Und unten beide knopfet wärn,
Sie wurden einander fester pern.

Der Sechst:

Mich wundert, daß du das magst fragen.
Die Knopf, und die die Frauen tragen,
Das sein die Zeiger zu der Straßen,
Da man die Pilgreim ein tut lassen.
Der neur da niden klopfet an,
Darzu muß er die Schlegel han.
Doch mein ich, er klopf manche Frist,
So er schon längst darinnen ist.

Der Siebend:

Ein Wunder tut mich oft betören:
Daß ein Zagel so leis kann hören
Und mit seinem Schmecken ist so frei,
. . . .
So erhebt er sich von sein Säcken
Und tut gar bald sein Kopf aufrecken
Und zeucht sein Käpplein von den Ohren
Als der ihm hab ein Platten geschoren.

Der Acht dicit:

Das darf dich nit fast wunder nehmen.
Zwei Ding, die zu einander zehmen
Und einander mit Fleiß begehrn
Und einander nit untreulich fern,
Je paß ihr Kraft zusammen reucht,
Recht als ein Feuer dem Stroh nachkreucht,
Als sich der Magnet nach Stahel sehnt,
Also sein sie zusammen gewöhnt.

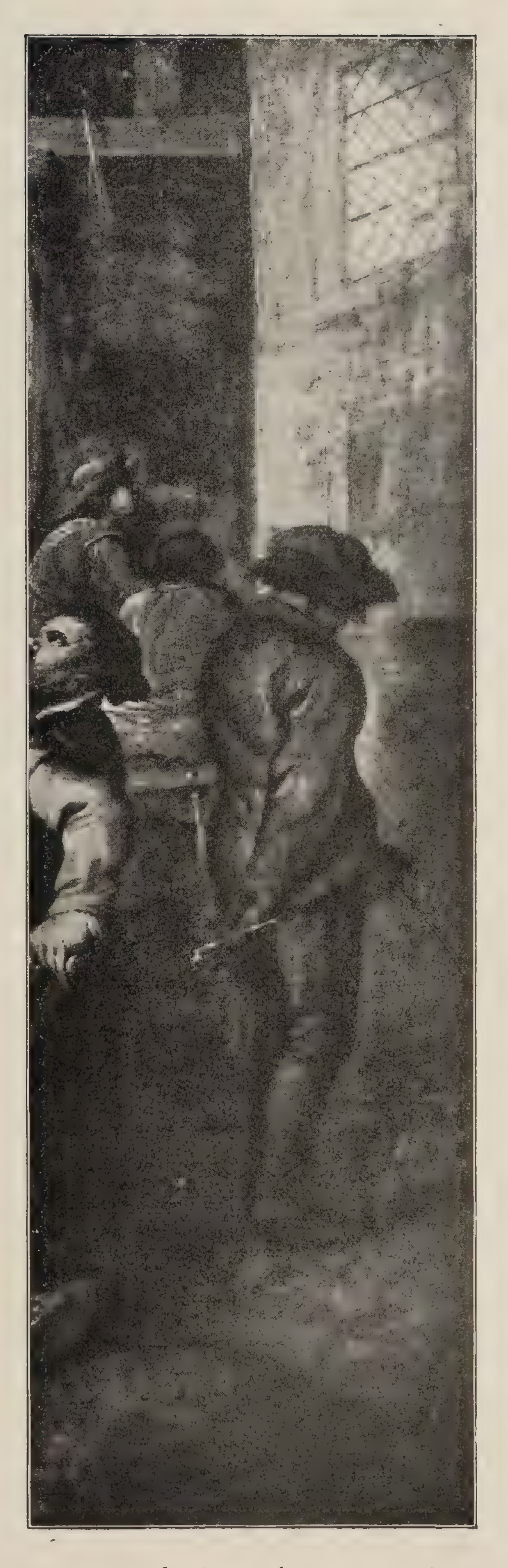
Der Neunt:

So wurden oft die Sinne mein,
Wie ein Weib so herzenhaft mag sein,
Daß sie nit fürcht, daß es tuh brechen,
So mag ich auch den Frauen sprechen?
Doch mag es wohl also geschehen,
Daß Mann und Weib einander nähen
Und also auf einander kummen,
Daß Schild und Speer gar oft erkrummen.

Der Ausschreier:

Was soll das Wunder und das Beben?
Laßt uns der Rede ein End hie geben
Und laßt uns jetzund fürbaß traben,
Wann wir noch mehr zu schicken haben.
Wir sein darum nit kommen herein,
Daß wir vast witzig wollen sein.

Zu S. 480. Ein solches unerwünschtes Vorkommnis bei der Kreuzigung des Christusdarstellers erzählt Heinr. Bebel in seinen Fazetien:



152. In der Bauernkneipe (Detail)
von
Vincent Malo
Original Rijksmuseum Amsterdam

In einem Städtchen spielte man die Leidensgeschichte Christi. Ein kräftiger Bursche wurde bloß und nackend als Christusdarsteller an das Kreuz gehängt. Wie der nun eine Weile am Kreuz hing und hinabsah, erblickte er unten ein hübsches Mädel, das er innig lieb hatte. Andächtig, holdselig spielte die Dirne Maria Magdalena und reizte mit ihrer formvollendeten Gestalt den Christusdarsteller in solcher Weise, daß diesem der „Knecht" aufstand und alle herumstehenden Menschen den Vorfall mit ansahen. Die Sache wurde immer ärger und ärger, so daß man das Mädel hinwegführen mußte. Auf diese Weise wurde der Argwohn, den viele der Anwesenden hatten, nachdrücklich bestärkt und bestätigt.

Über die Derbheiten, zu denen es vornehmlich bei den französischen Mysterienspielen kam, referiert Pierre Dufour in seiner „Geschichte der Prostitution" wie folgt (Bd. III, S. 92 und 93):

Von den zahlreichen Beispielen wählen wir nur eine Szene aus dem Mysterium der heiligen Genoveva, wo man eine Nonne aus Bourges sieht, die auf das Gerücht von den Wundern der Heiligen hin herbeigeeilt war, um sie zu besuchen. Die heilige Genoveva fragt sie nach ihrem Stande, sie antwortet, sie wäre Jungfrau. „Du!" ruft nun die Heilige verächtlich:

Non pas vierge, non, mais ribaude,
Qui futes en avril si baude (débauchée),
Le tiers jours entre chien et loup,
Qu'au jardin Gaultier Chantelou,
Vous souffrirtes que son berchier,
Vous deflorast sous un peschier.

Doch die Dichter der Mysterien verachteten in der Regel die immerhin noch etwas schüchternen Mitteilungen. Die schränkten die Darstellung auf der Szene nur dort ein, wo der Vorgang zu — sagen wir — lebhaft war, um außerhalb einer für heimlich zu haltenden Vorgängen vorhandenen Nische mit abschließenden Vorhängen dargestellt zu werden. Sie trieben den Vorgang bis zum äußersten Punkt, wo die Phantasie des Zuschauers sich leicht das ergänzen konnte, dessen Vorbereitungen schon das auch nur am geringsten entwickelte Schamgefühl beleidigen konnte. Und selbst, wenn etwas hinter geschlossenen Vorhängen vorgenommen wurde, waren die Darsteller bemüht, durch Gesten und Gebärden das zu verdeutlichen, was der Verfasser mit einem ziemlich durchsichtigen Schleier bedeckte. Das „Leben und Geschichte der heiligen Frau Barbara", das gegen 1520 dargestellt und gedruckt wurde, beginnt wohl mit einer Predigt über eine Evangeliumstelle, aber schon die erste folgende Szene zeigt uns ein anrüchiges Haus, in dem ein Weib (meretrix heißt es in der Druckschrift) ein Lied unter frechen Gesten singt (signa amoris illiciti, fügt der Herausgeber erklärend hinzu). Der Kaiser — eine nähere Bezeichnung fehlt — befiehlt dieser Frau, die Heilige gefügig zu machen, und die Vermittlerin der Unzucht bemüht sich, Barbara, die Gottes Schutz anruft, mit folgenden Worten zu gewinnen:

Il gaigne chascune journée:
Point je ne me suis sejournée (reposée),
Du jeu d'amour scay bien jouer . . .
A tous gall ans fais bonne chere,
Et ainsi vous le devez faire.

Onc ne vy si belles mains,
Belles cuisses et si beaux reins,
Comme vouz avez, par mon ame!
Nous deux gagnerons de l'argent,
Car vous avez un beau corps gent.



Widder und Schaf

153. Deutscher Holzschnitt

Die Verfasser der Mysterienspiele behandelten die heiligsten Dinge in einer ganz profanen Weise. Aber weit davon entfernt zu sein, dem alten römischen Schauspiel nachzuahmen, gaben sie nie der metaphysischen Liebe einen breiten Spielraum. Sie verstanden nichts von dem, was wir leidenschaftliches Drama



154. Stier und Kuh. Deutscher Holzschnitt

nennen. Sie drückten oft roh die Begierden des Fleisches aus. Sie gefielen sich daiin, brutal Dinge der Unzucht zu berühren und nur zuweilen atmete ihr Werk eine Schäfer-Idylle.

Auch die folgende, von Flögel-Ebeling in seiner Geschichte des Groteskkomischen (S. 265) erwähnte Szene dokumentiert die in den religiösen Darstellungen vorkommenden Derbheiten:

Beim Einzuge Franz' I. und der Königin Claudia zu Angers im Jahre 1516 wurde noch das Geistliche und Profane durcheinander gemengt, aber nur in Gemälden und Marionetten, die man damals für Wunderwerke hielt. Oben auf einem Weinstocke zeigte sich Bacchus, in jeder Hand eine Weintraube haltend, die er scheinbar so drückte, daß aus der einen weißer, aus der andern roter Wein floß. Am Fuße des Weinstocks lag der Patriarch Noa schlafend und seine entblößten Geschlechtsteile präsentierend, wobei folgende Verse angebracht waren:

Malgré Bacchus, à tout son chef cornu,
Or son verjust me sembla si nouveau,
Que le fumet me monta au cerveau,
Et m'endormit les C . . tout a nu.

Zu S. 481. Über die Herrschaft des Pornographischen auf der englischen Bühne zur Zeit Shakespeares und wie sehr dies dem allgemeinen Geschmack zusagte, und daß darum das Theater ein bevorzugter Kuppelmarkt war, berichtet Georg Brandes in seinem Werke über Shakespeare (Bd. III, S. 135):

In den Logen saßen die feineren Leute, Offiziere und Citykaufleute, die zuweilen ihre Frauen mitnahmen, doch trugen diese dann stets Seiden- oder Sammetmasken vor dem Gesichte, teils zum Schutze gegen die Sonne und Luft, teils um ungesehen erröten oder nicht erröten zu können bei den dreisten, oft leichtfertigen Dingen, die auf der Bühne gesagt wurden. Die Maske wurde damals vom schönen Geschlechte ebenso häufig benutzt wie heutzutage der Schleier. In den vordersten Reihen des heutigen ersten Ranges saßen die Schönheiten, die sich keineswegs zu verbergen wünschten, oder doch höchstens um hinter der Maske, wie in späteren Zeiten hinter dem Fächer, zu kokettieren. Das waren die unterhaltenen Freundinnen vornehmer Herren und andere geputzte Dämchen, die, um Bekanntschaften zu machen, das Theater besuchten. Hinter ihnen saßen die ordentlichen Bürgersleute. Auf der Galerie aber über ihnen hatte ein gewöhnlicheres Publikum seinen Platz: Matrosen, Handwerker, Soldaten und berüchtigte Frauenzimmer der niedrigsten Klasse.

Zu S. 482. Zu den anständigsten Hochzeitsliedern, die unter dem Titel „Brautsuppen“ gingen, gehört das folgende Gedicht des sächsischen Dichters Friedrich Taubmann:

Auf Martin Werners Hochzeit mit Jungfrau Martini am Martinstag.

Niemand glaubt in der Martinsnacht sich wohl zu befinden,
Wenn mit feurigem Most er nicht den Bauch sich gefüllt.
Laß, Martinus, den Most für heut; was Ida uns vorsetzt
Ist, und so ist's ja stets, besser als jeglicher Most.
Weinreben zieht Catharina dir im gewässerten Garten!
Weißt du wohl wo? weißt du's nicht, will ich beschreiben den Ort.
An eines Hügel's Fuß, wo ein Weg führt zu den Rabatten,
Wo das gepflügte Feld fröhlich ein Bächlein durchirrt,
Auch zwei Säulen siehst du, sie erheben im freundlichen Tal sich;
In sie grub Amor deutlich ein Wahrzeichen ein.
Von hier wird deine Braut dir pflücken die schwellende Traube bereitet:
Wer an der Quelle ihn trinkt, trinkt um so schmackhafter ihn:
Ist er nicht gut von Geschmack, so können durch's Tuch wir ihn filtern,
Wenn Catharina nicht dadurch beleidigt sich fühlt.
Bräutigam und Braut, solchen Most trinkt dann am Tag des Martinis,
Gebt einen Tag auch noch zu, wenn er zu kurz euch erscheint!

Zu S. 484. Die kräftigsten Witze, Sprüche und Lieder wurden bei den Hochzeiten jeweils vor der ehelichen Schlafkammer gemacht, deklamiert und gesungen, nachdem man das junge Paar unter Musik und Fackelbegleitung dahin geleitet hatte. Sehr häufig war es nämlich der Brauch, daß die Gesellschaft so lange vor der Türe der Schlafkammer verharrte, als der junge Gatte zum erstenmal die ehelichen Rechte genoß. An manchen Orten holte man nachher die jungen Eheleute sogar wieder aus dem Bette heraus. Ein zeitgenössischer Sittenprediger schreibt über alles dies:

So ist auch an etlichen Orten Brauch, daß man nach vollbrachter Freude Braut und Bräutigam zu Bette bringt, da ist ohn noth, daß man mit Trommeln und Pfeiffen groß Wesen mache und alle Vollzapfen mit lauffen und ihren Unlust mit treiben. Ja, wenn nun die guten jungen Leute einmal aus dem Gewühl in die Ruhe kommen, so findet man solche unbändige Leute, welche rottenweise vor die Kammer ziehen, daselbst wüste und grobe Lieder singen, bisweilen gar die Kammer aufbrechen, sie wieder aufheben und zum Trunk mit Gewalt führen, das sind nit Menschen, sondern Teuffel.

Zu S. 492. Welch furchtbarer Art die Schrecken und Qualen waren, mit denen die zur Verzweiflung getriebene Phantasie der Menschen die Strafen der Hölle sich ausmalte, und wie unerschöpflich die Phantasie sich im Ausspinnen immer neuer Schreckensorgien gebärdete, dokumentieren unzählige bildliche Darstellungen in der Kunst eines jeden Landes. Am produktivsten war jedoch unstreitig die Phantasie der Deutschen; was freilich kein Wunder ist, denn in Deutschland wurde der Konkurs des aufkommenden Kapitalismus auch in den schmerzlichsten Formen für die Masse des Volkes liquidiert. Wir geben hier als Belege zwei solche vom Wahnsinn inspirierte Bilder der die Menschen angeblich erwartenden Höllenqualen (Bild 128 und 131).

Zu S. 494 und 496. Den wahnwitzigen Blödsinn, der den der Hexerei angeklagten Frauen durch die Folter erpreßt wurde, mögen einige wenige Aussagen belegen, die teils dem Hexenhammer, teils anderorts veröffentlichten Protokollen von Hexenprozessen entnommen sind:

155. Hengste und rossige Stuten. Holzschnitt von J. Baldung. 1534

Von der Hirsch Jagt. XI

Von der Hirsch Brunfft.

Das XXX. Capitel.

DJe Hirsch fahen an in die Brunfft zu tretten vmb den halben September/vnd wehret einen Monat/ vnd je älter sie seyn / je hitziger vnd begiriger sie auch auff das Wild werden. Vnd ist wunderbarlich zu hören/daß das Wild die älteste Hirsch am liebsten hat / In welchem sie nicht mit den Weibern zustimmen/noch zu vergleichen/ Vnd seyn die



alten Hirsch so hitzig vnd neidisch/daß die Spißhirsch nicht ehe sich hin= zu nahen dörffen/ es sey dann daß sie in jhrer Brunfft sich gnugsam er= sättiget haben.

Es stecket aber in den jungen hingegen ein andere Tück vnd Arg= listigkeit/dann wo sie die alten in der Brunfft müd / vnd gantz vnnd gar abgemattet sehen/so lauffen sie auff sie dar/kämpffen mit jhnen/vnd wo müglich/erlegen vnd treiben sie die vom Platz weg / Vnd wann mangel an Wild zur Zeit der Brunfft ist / werden viel mehr Hirsch erlegt/ dann wann jhr ein gute anzal vorhanden/Wo jhr viel seyn/theilen sie sich hin vnd wider auß/vnnd findet ein jeder seiner Brunfft ein genügen. Es ist sehr lustig vnd lieblich zu sehen / wann sie in solchem brünfftigem Werck seyn / dann so bald sie deß Wilds anliebender Natur vnnd Brunfft em= pfinden / werffen sie den Kopff in die höhe / sehen auff gen Himmel / als wolten sie der Natur/welche jhnen solchen lust gegeben vnd mitgetheilt/

H iii darfür

156. Kapitelseite aus „Neu Jagd und Waidwerkbuch". 16. Jahrhundert

Zu St. Claude im Jura gestand in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts Thiévenne Paget, den Hexensabbat besucht und mit dem Teufel geschlechtlich verkehrt zu haben. Sein Organ sei so lange wie ein Finger; der Akt selbst verursache ebensoviel Schmerzen, wie eine gewöhnliche Niederkunft .... In der Hexenverfolgung, welche 1609 unter den Basken zu Labourd stattfand, sagten viele Hexen aus, die Gunstbezeugungen des Teufels seien sehr schmerzlich, denn er sei dort mit Fischschuppen bedeckt.... Marie Marigrane, ein Mädchen von 15 Jahren, behauptete, das Membrum des Teufels bestehe zur Hälfte aus Eisen — andere, und zwar die meisten, sagten, es sei aus Horn. Der Akt mit dem Teufel tue so weh, daß die Frauen schreien müßten, als wenn sie in Kindesnöthen wären.

Barbara Volk, die 60 Jahr alte Witwe des Schusters Volk aus Gunstett, als Hexe verdächtigt, gibt in Hagenau in Elsaß der Gerichtsbehörde im Protokoll vom 18. Juni 1627 an, sie habe 14 Jahre lang dem Teufel als Lichtstock gedient in der Weise, daß sie mit einem Licht im Hintern auf dem Kopf stand.... Eine andere Frau erklärte: ..... sie habe oft mit den drei Teufeln Hans, Jakob und Klaus gebuhlet, welche hernach bald als Katzen, öfters aber auch als Ratzen bei ihr gewesen..... Ähnliches ereignete sich in der Diözese Basel, auf dem Gute Buchel, nahe bei der Stadt Gewyll. Ein Weib, das endlich gefangen und eingeäschert worden, hatte sechs Jahre lang einen Incubus im Bette gehabt, sogar an der Seite ihres schlafenden Mannes; und zwar dreimal in der Woche, am Sonntag, Dienstag und Freitag, oder anderen noch heiligeren Zeiten. Sie hatte aber dem Teufel ihre Huldigung so dargebracht, daß sie ihm nach sieben Jahren mit Leib und Seele anheimgefallen wäre. In seiner Liebe rettete sie Gott jedoch: denn im sechsten Jahre eingefangen und dem Feuer übergeben, hat sie ein wahres und ganzes Geständnis abgelegt und wird wohl von Gott Verzeihung erlangt haben, denn sie ging gar willig in den Tod mit den Worten, daß, wenn sie auch loskommen könnte, sie doch lieber den Tod wünschte, wenn sie nur der Macht des Dämons entginge.

Daß die Frauen aber auch die Betrogenen des Teufels, ihres Liebhabers, waren, besonders dann, wenn dieser ihre Gunst mit klingender Münze bezahlte, sollen die beiden folgenden Protokollnotizen belegen:

Leibeskälte und ein Geißfuß des Buhlen machten sie stutzig, doch eine Schürze voll Geld




Obszöne Radierungen von Rembrandt. 1631



Obszöne Chorstuhlschnitzerei aus der Kirche Saint-Martin in Champeaux (Frankreich)
15. Jahrhundert



wurde ihr zum Lohn. Zu Hause angekommen, fand sie aber, daß das Geld Kehricht war." „Als man zehlete 1626", heißt es im ‚Höllischen Proteus', „begegnete ein vornehmer Reuter einem Weibe am Walde und sprach sie höflich an, um . . . gegen die Bezahlung. Sie bewilligte solches umb sechs Reichs-Thaler; empfieng dieselbigen auch von dem Reuter, und umbfieng ihn darauff, unwissend, mit was für einem feinen Gesellen sie zu schaffen hatte. Nach vollbrachter Schande wischte sie das Maul, wie jene Unzüchterin, von welcher der weise König Salomo schreibet: Sie spricht, ich habe kein Übles gethan. Sie hub das Geld eine Zeitlang fleißig auf, endlich aber, da sie es ihrem Manne geben wollte, fand sie für sechs Reichsthaler so viele Roß-Äpfel, verstehe Pferdemist!"

„Gestanden" die der Hexerei Angeklagten jeden ihnen von den Hexenrichtern suggerierten Unsinn, so glaubten diese ebenso fest alles das, was das vom Wahnsinn gequälte Hirn der gemarterten Frauen zutage förderte. All dieser Aberwitz wurde von den Hexenrichtern wie ein Evangelium geglaubt.

8

Wie vnd wann man beschellen soll/ vnd was derselbigen Materi anhängig.

Das XXI. Capitel.



ALle die Scribenten / so von der Rossz Zucht geschriben/zeigen an/daß die Stutten von zweyen Jarn den Hengst zulassen/auch voll werden / wie dann solchs die tägliche Erfarenheit selbs auch mit sich bringt / doch sagt Aristoteles/ daß solche Rossz/ so von dergleichen jungen Stutten kommen / viel kleiner vnd schwächer werden/ als die jenigen/so von ältern Stutten herkommen/ Ja daß sie gar nichts werth seien/ ꝛc Daran ist nun kein zweiuel zuhaben/ es gibts auch der gemeine Verstandt vnd die Natur selber/wann es gleich weder der Aristoteles noch andere geschrieben hetten/ darbey wir es auch also wöllen bleiben lassen/ sonder fernere außfürung. Wie lang aber ein Stutt zu der Zucht zugebrauchen/ vmb gute Pferde von jr zuziehen/

X ziehen/

157. Kapitelseite aus einem Beschälbuche des 16. Jahrhundert

Die angeblich stattgefundene Teufelsbuhlschaft und die unzüchtigen Orgien auf dem Hexentanzplatz wurden auch bildlich dargestellt und zwar in allen Phasen. Vgl. hier Bild: 127.

Zu S. 496. Die Zahl der Liebestränke und die Mittel, durch die man eine geheime Macht über die Männer erlangt, zählt nach Hunderten; in jedem Lande, ja sogar in jeder Stadt waren immer wieder andere in Brauch und Ansehen. Das gleiche gilt von den Mitteln, durch die ein Mann seine verschwundene und angeblich von einer Hexe geraubte Potenz wieder zurück zu erlangen vermochte, oder wodurch er die geheimnisvolle Macht eines ihm heimlich zugesteckten Zauberwerkes zu bannen vermag. Wir lassen hier eine kleine Auswahl solcher Rezepte folgen. Voran stellen wir die Stelle aus Gottfried von Straßburgs „Tristan und Isolde", wo die Wirkung des Liebestrankes geschildert ist, den die Königin gebraut und dem begehrten Manne zu trinken gegeben hat:

Die Königin bereitete,
Ihrer Weisheit gemäß
In einem Glasgefäß
Einen Trank der Minne,
Der mit so feinem Sinne
War ersonnen und erdacht.
Und mit solcher Kraft vollbracht,
Wer davon trank, den Durst zu stillen
Mit einem Andern, wider Willen
Mußt er ihn minnen und meinen,
Und jener ihn, nur ihn den Einen.
Ihm war Ein Tod, ein Leben,
Eine Lust, ein Leid gegeben.
Sobald den Trank die Magd, der Mann,
Isolt gekost, und Tristian,
Hat Minne schon sich eingestellt.
Sie, die zu schaffen macht der Welt,
Die nach allen Herzen pflegt zu stellen,
Und ließ, von beiden ungesehen,
Schon ihre Siegesfahne wehen:
Sie zog sie ohne Widerstreit
Unter ihre Macht und Herrlichkeit.
Da wurden eins und einerlei
Die Zwiefalt warst erst und zwei:
Nicht mehr entzweit war jetzt ihr Sinn,
Isoldens Haß war ganz dahin.
Die Sühnerin, Frau Minne
Hatte beider Sinne
Von Haß so ganz gereinigt,
In Liebe so vereinigt,
Daß eins so lauter und klar
Dem andern wie ein Spiegel war.
Sie hatten beide nur ein Herz:
Sein Verdruß schuf ihr den größten Schmerz,
Ihr Schmerz verdroß ihn mächtig.
Sie beide waren einträchtig
In der Freude wie im Leide,
Und hehlten sichs doch beide.
Das kam vom Scham und Zweifel her;
Sie schämte sich, so tat auch er;
Sie zweifelt an ihm, er an ihr.
Wie beide blind auch vor Begier
Sich einem Wunsche möchte nahn,
Zu schwer doch kam es ihnen an
Zu beginnen, anzufangen:
Das barg ihr Wünschen und Verlangen.

Einem angeblich nach dem Lateinischen übersetzten französischen Zauberbuch (Secrets merveilleux de la Magie naturelle et cabalistique du Petit Albert) entstammen die beiden folgenden Rezepte:

1. „Nimm von deinem Blut an einem Freitag im Frühling, laß es mit den beiden Testikeln eines Hasen, und der Leber einer Taube, in einem nicht zu warmen Ofen, in einem kleinen Topf trocknen, mach's zu feinem Pulver, und laß die Person, von der du geliebt sein willst, davon genießen, ungefähr einer halben Drachme schwer. Wenns aufs erstemal nicht wirkt, so wiederhole es zu dreien malen, und du wirst geliebt werden.

2. Man findet oft an der Stirne eines Pferdefüllens ein Stück Fleisch, welches von wunderbarer Wirkung in Betracht der Liebe ist. Denn wenn man dieses Stück Fleisch, das die Alten Hipomanes genannt haben, bekommen kann, so thut man es in einen neuen erdenen glassierten Topff und läßt's in dem Backofen trocknen, nachdem das Brod aus demselben genommen. Wenn man dieses bei sich trägt und die Person, von welcher man geliebt werden will, berühren läßt, so wird es einem gelingen. Und wenn man Gelegenheit findet, auch nur ein ganz klein wenig davon verschlingen zu lassen, in irgend einer Flüssigkeit, Confekt oder Ragout, so wird die Wirkung um so gewisser sein. Da aber der Freitag der Tag ist, der der Venus geheiligt ist, die alle Geheimnisse der Liebe lenkt, so ist es ratsam, diesen Tag zum Versuch zu wählen. Siehe, was der berühmte J. B. Porta sagt von den erstaunlichen Kräften des Hipomanes, die Liebe zu eregen."

In Paulinis berühmter Dreckapotheke finden sich die folgenden Beispiele der starken Wirkung von Liebesmitteln beschrieben:

„Ich kannte einen pommerschen Cavallier, so damals unter den münsterschen Völkern Capitain war, nun Obrister ist, dem auch eine geile Metze ein Tränklein beigebracht und dermassen bethört hatte, daß er oft in der Mitternacht aufstehen und wider seinen Willen ihr nachlaufen mußte. Wie ihm aber einst ihr Mist in seine Schuhe gelegt worden, und er darin eine Stunde lang gegangen und sich satt gerochen hatte, ward die Liebe auch stinkend . . . ." — „Ein fleißiger Studiosus Medicinae ward oft von des Nachbars Tochter gelecket, aber er hatte Ekel daran. Einst schlief er bei ihrem Bruder in ihres Vaters Hause und ward ganz umgekehrt, doch kam er nicht zu ihr. Nur des Nachts mehrentheils um 12 Uhr, stund er leise auf, lief für des Mägdleins Haus, küssete die Thür dreimal und ging wieder von dannen. Seine Schlafgesellen verwiesen ihm die Thorheit, doch konnten sie ihn nicht davon heilen. Einst wollte er sein Kleid beim Schneider



158. **Der pissende Hengst.** Holzschnitt von Hans Baldung. 1534

umwenden lassen, fand man in den Hosen einen leinenen Beutel, und in denselben einen Hasenschwanz, krause Haare, (vielleicht von einem ungenannten Ort der Dirne abgeschnitten) und die Buchstaben Sttiam, welche einige also ausgelegt: Satanas te trahat in Amorem mei. Sobald aber das Säcklein mit Schwanz, Haaren und alledem verbrannt war, bekam er Ruhe."

Im Hexenhammer findet sich das folgende Beispiel für die entgegengesetzte Wirkung, die durch einen Liebestrank herbeigeführte männliche Impotenz:

Ein erlauchter Graf von Westerich, in der Nachbarschaft der Diözese Straßburg, heiratete eine Jungfrau aus gleich hohem Geschlecht, die er jedoch nach der Hochzeitsfeier bis ins dritte Jahr fleischlich nicht erkennen konnte, da er durch Hexenwerk gehindert ward, wie das Ende der Geschichte bewies. Er war voller Angst, wußte nicht, was er thun sollte und rief inbrünstig die Heiligen Gottes an. Da traf es sich, daß er nach der Stadt Metz zur Ausführung einiger Geschäfte kam, und er dort durch die Gassen und Straßen, von Dienern und Familie umgeben, einherschritt, kam ihm eine Frau entgegen, die vor jenen drei Jahren seine Beischläferin gewesen war. Als er sie sah und gar nicht an die ihm angethane Hexerei dachte, redete er sie von ungefähr freundlich aus alter Freundschaft an, und fragte sie, wie es ihr ginge, und ob sie gesund sei. Als sie des Grafen Liebenswürdigkeit sah, forschte sie ebenso eifrig nach des Grafen Gesundheit und Wohlergehen, und als er antwortete, es ginge ihm gut und er habe mit allen Dingen Glück, da schwieg sie bestürzt eine Weile. Der Graf, der sie bestürzt sah, sprach weiter mit ihr mit freundlichen Worten und wollte sie zu einer Unterredung bringen. Jene forschte nach dem Befinden seines Weibes und bekam eine ähnliche Antwort: es stände in allem gut mit ihr. Darauf fragte sie, ob sie Kinder geboren habe? worauf der Graf antwortete: ‚Drei Knaben sind mir geboren worden, jedes Jahr einer.' Da ward jene noch bestürzter und schwieg eine Weile. Dann fragte der Graf: ‚Sage mir doch, Liebste, warum du so eifrig darnach forschest; ich zweifle nicht, daß du mir zu meinem Glücke gratulierst.' Und jene: ‚Ja, ich gratuliere; aber verflucht sei die Vettel, die sich erbot, Euren Leib behexen zu wollen, daß Ihr des Beischlafs mit Eurer Frau nimmermehr pflegen könntet. Zum Zeichen dessen enthält der Brunnen, der inmitten Eures Hofes steht, auf dem Grunde einen Topf mit gewissen Hexenmitteln, der deshalb dorthin gelegt wurde, daß so lange er dort läge, Ihr impotent sein solltet; aber siehe, alles ist vergebens, worüber ich mich freue etc.' Ohne Verzug ließ der Graf, sobald er nach Hause gekommen war, den Brunnen ausschöpfen und fand den Topf; und nachdem alles verbrannt war, gewann er plötzlich die verlorene Kraft wieder. Daher lud die Gräfin von neuem jedwede adligen Frauen zur neuen Hochzeit ein und sagte, jetzt sei sie in Wahrheit die Herrin des Schlosses und der Herrschaft, während sie so lange Jungfrau geblieben sei. Das Schloß und die Herrschaft namentlich zu nennen, frommt nicht, wegen der hohen Stellung des Grafen. Das rät schon die rechte Weise; es soll auch nur das Wesen der Tat gezeigt werden, um solche Schändlichkeit zu brandmarken.

Ebenfalls dem Hexenhammer entstammen die beiden folgenden Beispiele über den öffentlichen Verkehr eines behexten Mannes mit einem Succubus (Teufel in Gestalt eines Weibes) und einer Jungfrau mit einem Incubus (Teufel in Gestalt eines Liebhabers):

In der Stadt Coblenz ist ein armer Mann in der Weise behext, daß er in Gegenwart seiner Frau den ganzen Liebesakt, wie ihn die Männer mit den Frauen auszuführen pflegen, sogar zu wiederholten Malen für sich allein ausübt und davon auch auf das Drängen und Gejammere seiner Frau hin nicht abgebracht werden kann, daß er nach Vollendung eines oder dreier Akte die Worte ausstößt: ‚Wir wollen wieder von vorn anfangen!', während man doch mit dem leiblichen Auge keine Person ihm als Succubus dienen sieht; und es geschieht, daß der Arme nach täglichen derartigen Beunruhigungen auf die Erde stürzt und aller Kräfte beraubt wird. Fragt man ihn, nachdem er wieder einige Kraft bekommen hat, auf welche Weise und wieso ihm derlei zustoße und ob er eine Person als Succubus gehabt habe, pflegt er zu antworten, er sehe nichts, sei aber so der Besinnung beraubt, daß er durchaus nicht imstande sei, sich zu enthalten; und zwar gilt wegen dieser Behexung eine gewisse Frau für höchst verdächtig, daß sie es ihm angetan habe, weil sie jenem Armen unter schmähenden Worten gedroht hat, daß sie ihm schon helfen wollte, weil er ihr nicht zu Willen gewesen war. Aber es sind keine Gesetze und Diener der Gerechtigkeit da, die wenigstens auf üblen Leumund und schweren Verdacht hin zur Sühnung eines so großen Ver-

brechens vorgingen: da man glaubt, niemand dürfe verurteilt werden, außer wer durch eigenes Geständnis oder gesetzmäßige Stellung dreier Zeugen überführt wird; als wenn die Indizien der Tat oder die Evidenz auf Grund schwerer oder heftiger Verdachtsgründe keine Strafe verdienten! Doch über diese Arten, das Urteil zu fällen, wird weiter unten, wie vorausgeschickt, sich Klarheit ergeben.

Bezüglich der zweiten Art, wonach Mädchen von Incubi-Dämonen belästigt werden, selbst zu unseren Zeiten, zu berichten würde gar zu weitläufig sein, da bestimmte Geschichten von solchen Geschehnissen vorliegen. Aber mit wie großer Schwierigkeit derartiges zu heilen geht, kann man aus dem entnehmen, was Thomas Brabantinus gegen das Ende seines Werkes de apibus von einer gewissen Jungfrau in frommer Haltung gesehen und bei der Beichte gehört, die erst sagte, sie habe niemals in den Beischlaf gewilligt. Dadurch gibt sie jedoch zu verstehen, daß sie damit bekannt gewesen ist; da ich es aber nicht glauben wollte, setzte ich ihr mit Gründen und harten Drohungen zu, bei Gefahr ihrer Seele die Wahrheit zu sagen: endlich gestand sie unter Tränen, sie sei eher am Sinne als am Leibe verdorben worden; und da sie danach gleichsam zu Tode betrübt war, und an jedem Tage unter Tränen beichtete, konnte sie doch nicht durch Klugheit, Studium oder Kunst vom Incubus-Dämon befreit werden; auch nicht durch das Zeichen des Kreuzes noch durch Weihwasser, die doch besonders zur Verscheuchung der Dämonen verordnet werden, noch auch durch das Sakrament des Leibes Christi, das selbst den Engeln Schreck einflößt; bis der Dämon nach mehreren Jahren durch fromme Vornahme von Gebeten und Fasten verscheucht wurde. Und es ist glaubhaft — unbeschadet besseren Urteiles — daß, nachdem sie im Schmerz über ihre Sünde gebeichtet hatte, der Beischlaf mit dem Dämon für sie vielmehr die Strafe für die Schuld als Schuld war.

Als das wirkungsvollste Mittel, die Potenz eines Mannes ins Unerschöpfliche zu steigern, so daß er gegenüber der heftigsten Brunst eines geilen Weibes nicht



159. Hund und Hündin. Holländischer Kupferstich von Fyt. 1640

erlahme, empfiehlt der oben zitierte Petit Albert den Samen des Hirschen, „be- sonders aber die Hirschbrunst, boleto Cervino, welche zu rechter Zeit und Ort gesuchet werden". Und als Beispiel der Wirkung erzählt er einen Fall, wo ein Mann in Leipzig nach Einnahme dieses Medikaments allein „Sechzigmal in einer Nacht aufgesagt habe!! und dabei eine unglaubliche Menge Samen vergossen . . . ."

In Valentin Kräutermanns Zauberarzt sind u. a. die folgenden Gegenmittel gegen angehexte Impotenz verzeichnet:

Ists durch ein Schloß gethan oder sonst durch böse Imagination zugebracht worden, so gehet es mit der Kur schwer zu. Man nehme Dorant, Wiederthon und siede es in stillstehendem Wasser, und trinke davon. Wenn es durch einen roten Nestel geschehen ist, ziehe man einen Pfahl aus einem Zaum aus der Erden, lege sich auf den Boden, hänge sein Gemächt in das Loch, stehe wieder auf, stecke den Pfahl wieder darein; man vergesse aber des Gebets nicht.

Wider die Liebestränke so von dem monatlichen Weiberfluß zubereitet sein, dienet das destillierte Enzianwasser, wie auch das Enzinanpulver, wenn es oft eingenommen wird.

Kaufe einen Hecht, wie man ihn bietet, trage ihn stillschweigend an ein fließend Wasser, laß ihn deinen Urin ins Maul lauffen, wirf den Hecht ins fließende Wasser und gehe du das Wasser hinauf, so wirst du mit deiner Frau in Zukunft dich freuen.

Zu S. 497. Über die Anwendung und Wirkung der Hexensalbe erzählt ein Autor des 16. Jahrhunderts folgendes Erlebnis:

„Ich geriet einstmals zu einer alten Hexen, von welcher man sonst sagt, daß sie des Nachts in die Häuser gehen und den kleinen Kindern in der Wiegen das Blut aussaugen sollten. Wie ich nun so etwas gefraget hatte, sagte sie gleich, sie wollte mir über einen kleinen Augenblick darauf antworten. Darauf hieß sie mich und die andern, die ich als Zeugen dessen, was etwa ge- schehen möchte, mit mir genommen hatte, aus der Stube hinausgehen, welche sie hierauf zumachte, sich aber ganz nacket auszog, und ihren ganzen Leib mit einer gewissen Salbe überschmierte, als welches wir durch eine Ritze der Thüre sehen konnten. Diese Salbe nun war aus etlichen ein- schläffernden Säften gemachet, und daher sank sie auch gleich nieder, und fiel in einen tiefen Schlaf. Wir öffneten hierauf die Thür, und einige stießen und schlugen sie ziemlich derb; sie war aber so fest eingeschlafen, daß es nicht anders schien, als ob man an einen Stein schlüge, wenn man sie schlug. Wir gingen darauf wieder hinaus, und mittlerzeit hörete auch die Salbe auf zu wirken, da denn die alte Vettel wieder erwachte, ihre Kleider wieder anzog und anfing herrliche Sachen zu erzählen, wie sie nemlich über See und Berge gefahren, und gab uns falsche und wun- derliche Antwort. Wir sagten darauf, es wäre ja ihr Leib nicht aus der Stube gekommen, sie be- hauptete aber das Gegenteil: wir zeigten ihr die Striemen, die wir ihr geschlagen, sie aber bestand doch steif und feste auf ihrer Meinung."

Ein moderner okkultistischer Schriftsteller, Karl Kiesewetter, probierte einmal an sich selbst die Wirkung einer solchen aphrodisischen Hexensalbe. Er schreibt darüber in seiner „Geschichte des Okkultismus":

„Ich selbst habe mehrfach mit ähnlichen Stoffen und Hexensalben experimentiert. Die Ein- reibung der Herzgrube mit einer Lösung selbst dargestellten Hyoscyamin (Bilsenkraut und Stech- apfel, Atropie usw.) bewirkte Träume von einem lebhaften Fliegen in einer Spirale, als ob ich von einem Wirbelsturme umhergerissen würde. Wenn ich mir mit Portas Salben nach Weglassung der unliebsamen Bestandteile Herzgrube, Achselhöhlen, Scheitel und Kreuz eingerieben hatte, schlief ich des Nachts darauf stets tief und erwachte am Morgen, ohne irgendwelche nachteiligen Folgen zu spüren. Dagegen träumte ich stets in den folgenden Nächten sehr lebhaft von blitz- schnellen Reisen per Eisenbahn oder zu Wasser in prachtvollen tropischen Gegenden. Dabei kam es mir mehrfach vor, daß ich mich auf einer Pagode stehen sah, welche auf einem hohen Berg lag; im Tal darunter befand sich eine Stadt mit würfelförmigen, mehrere Stock hohen Häusern, deren obere Stockwerke stets kleinere Würfel waren. Ich sprach als eine Art Priester zum ver- sammelten Volke . . . ."



160. Die pissende Kuh. Holländischer Kupferstich von C. P. Berghem

Zu S. 498. Das Repertoir der Hexenkünste, und warum zu solchen die „fleischgierigen“ unter den Frauen vor allem gelangen, begründen die folgenden Stellen des Hexenhammers (I. Teil S. 107 und 130):

Mit Bezug auf den zweiten Punkt, was für Weiber vor den andern sich als abergläubisch und mit Hexerei besudelt erweisen, ist zu sagen, wie aus der vorhergehenden Frage erhellt, daß, weil drei Hauptlaster: nämlich Ungläubigkeit, Ehrgeiz und Üppigkeit besonders in schlechten Weibern zu herrschen scheinen, deshalb die vor den andern auf Hexenwerke sinnen, welche vor allen andern jenen Lastern ergeben sind. Ferner, weil unter diesen drei das letzte am meisten vorherrscht, darum weil es (nach dem Prediger) unersättlich ist etc., deshalb sind auch diejenigen unter den Ehrgeizigen mehr infiziert, die für die Erfüllung ihrer bösen Lüste mehr entbrennen; als da sind Ehebrecherinnen, Huren und Konkubinen der Großen: und zwar aus siebenfacher Hexerei, wie in der Bulle (Summis desiderantes) berührt wird, indem sie den Liebesakt und die Empfängnis im Mutterleibe mit verschiedenen Behexungen infizieren: erstens, daß sie die Herzen der Menschen zu außergewöhnlicher Liebe etc. verändern; zweitens, daß sie die Zeugungskraft hemmen; drittens, die zu diesem Akte gehörigen Glieder entfernen; viertens die Menschen durch Gaukelkunst in Tiergestalten verwandeln; fünftens, die Zeugungskraft seitens der weiblichen Wesen vernichten; sechstens, Frühgeburten bewirken; siebentens, die Kinder den Dämonen opfern; abgesehen von den vielfachen Schädigungen, die sie anderen, Tieren und Feldfrüchten zufügen. Darüber wird im folgenden gehandelt werden; für jetzt aber wollen wir Gründe geben über die Schädigungen der Menschen. Zuerst kommt der Schluß über die, welche sie zu ungewöhnlicher Liebe oder Haß behexen; und dann ist derselbe Stoff zu größerem Verständnis unter dem Gesichtspunkte einer Schwierigkeit zu erörtern. Der Schluß aber ist der. Wie nämlich S. Thomas, Distinct. IV, 34, da er von der Hexenhinderung redet, zeigt, warum dem Teufel von Gott größere Hexenmacht über den Beischlaf als über andere menschliche Handlungen gegeben wird, wo er auch Gründe angibt, so muß man in ähnlicher Weise sagen, daß diejenigen Weiber mehr beunruhigt werden, welche diesen Handlungen mehr nachgehen. Er sagt nämlich, daß, weil die erste Verderbnis der Sünde, durch welche der Mensch der Sklave des Teufels geworden ist, durch den Zeugungsakt in uns hineingekommen ist, deshalb die Hexengewalt dem Teufel von Gott bei diesem Akte mehr gegeben ist als bei einem andern, so wie sich auch bei den Schlangen, wie man sagt, die Kraft der Hexenkünste mehr zeigt als bei anderen Tieren, weil der Teufel durch eine Schlange, gleichsam durch sein Werkzeug, das Weib versuchte. Wenn also auch, wie er später hinzufügt, die Ehe ein Werk Gottes sein mag, da sie gleichsam durch ihn eingesetzt ist, so wird sie doch bisweilen durch die Werke des Teufels zerstört; nicht zwar durch Gewalt, da er ja sonst für stärker als Gott gelten würde, sondern nur mit Zulassung Gottes, durch zeitweilige oder beständige Verhinderung des ehelichen Aktes.

Daher können wir sagen, was die Erfahrung lehrt, daß sie um der Vollbringung solcher Unflätereien willen sowohl an sich als an den Mächtigen der Zeit, aus welcher Stellung und welchen Standes sie auch sind, unzählige Hexentaten vollbringen, indem sie ihre Herzen zu ungewöhnlicher Liebe oder Liebesraserei so wandeln, daß sie durch keine Störung und Überredung bewogen werden können, von ihnen zu lassen. Daraus droht auch Vernichtung des Glaubens, auch täglich unerträgliche Gefahr, weil sie die Herzen jener so zu verwandeln wissen, daß sie ihnen keinen Schaden zufügen lassen, weder durch sich noch durch andere, und so täglich zunehmen. Im Gegenteil aber wissen wir: es ist solcher Haß im Sakramente der Ehe unter den Gatten durch die Hexen erregt worden, auch durch Erkaltenlassen der Zeugungskraft, daß sie nicht imstande sind, für die Nachkommenschaft durch Gewährung und Erfüllung der ehelichen Pflichten zu sorgen. . . . .

Wenn aber nebenbei gefragt wird, warum jene Handlung bisweilen gehindert wird mit Rücksicht auf das eine Weib und nicht ein anderes, so lautet die Antwort nach Bonaventura: entweder weil der Zauberer oder Hexer dazu mit Rücksicht auf die bestimmte Person den Teufel wandelt, oder weil Gott mit Rücksicht auf irgendeine Person die Verhinderung nicht zuläßt. Denn hier liegt der Ratschluß des Herrn verborgen, wie sich am Weibe des Tobias zeigt. Und er fügt hinzu: „Wenn gefragt wird, wie der Teufel das tut, so ist zu sagen, daß er die Zeugungskraft nicht durch innere Hinderung, durch Verletzung des Organes, sondern durch äußerliche, durch Hinderung des Gebrauches hemmt. Weil es also eine künstliche Hinderung ist, keine natürliche, darum kann er hindern bei der einen Frau, nicht bei der anderen, entweder durch Aufhebung



161. Hengst und Stute. Kupferstich von Wouvermann

der Reizung des Verlangens nach ihr und nicht nach einer anderen, und zwar durch eigene Kraft, oder durch Kräuter, einen Stein oder eine geheime Kraft.

Ferner wenn Unfähigkeit zu solcher Handlung manchmal aus natürlicher Kälte oder natürlichem Mangel sich einstellt und man fragt, wie man unterscheiden könne, was infolge von Hexerei geschehen sei und was nicht, so antwortet Hostiensis in seiner Summa (mag es auch nicht öffentlich zu predigen sein): wenn die Rute sich gar nicht bewegt, so daß der Mann niemals sein Weib erkennen konnte, so ist dies ein Zeichen von Kälte; aber wenn sie sich bewegt und steift, er aber nicht vollenden kann, so ist das ein Zeichen von Hexerei.

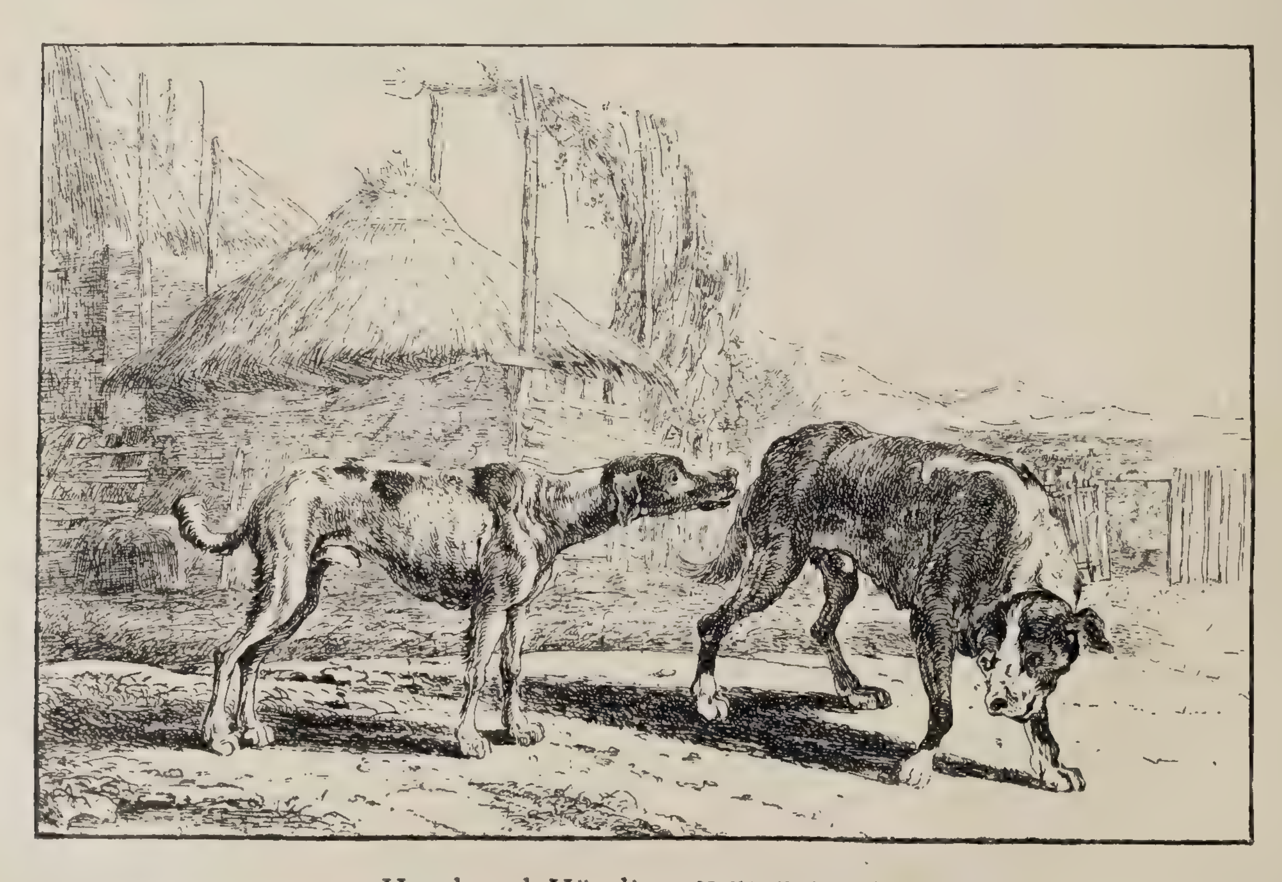
Noch ist zu bemerken, daß die Hexerei nicht nur geschieht, daß jemand seine Handlung nicht vollbringen kann, sondern sie geschieht auch bisweilen, daß ein Weib nicht empfängt oder Frühgeburten tut. Aber man beachte wohl, daß nach den Satzungen des Kanon jeder, der Rachgier zu befriedigen oder aus Haß einem Manne oder einer Frau was angetan, daß er nicht zeugen und sie nicht empfangen kann, für einen Mörder gilt, extra de homic.: Si aliquis.

Man merke auch, daß der Kanon ebenso redet von den lockeren Liebhabern, die ihren Geliebten Tränke reichen, damit sie nicht in Verlegenheit kommen, oder auch bestimmte Kräuter, die die Natur allzusehr erkälten, ohne Hilfe der Dämonen. Daher sind sie wie Mörder zu bestrafen, auch wenn sie reuig sind. Die Hexen aber, die durch Hexenkünste derlei bewirken, sind nach den Gesetzen aufs Härteste zu strafen, wie oben, in der ersten Frage festgestellt ist. (Hexenhammer I. Teil, S. 130.)

Zu S. 498. Das den Brautleuten angeblich so fatale Nestelknüpfen wurde nach einem alten Bericht folgendermaßen gehandhabt:

Das Nestelknüpfen nennet man, wenn unter währender Einsegnung zweier Eheleute ein Nebenbuhler, oder sonst neidischer Mensch, des Hochzeiters Nestel, welchen er in den Hosen getragen, mit gewissen Worten zusammenknüpfet, daß er seiner Vertrauten die eheliche Pflicht nicht leisten kann, bis solcher Nestel wieder aufgelöst wird. Dieses ist in Frankreich sehr gemein und an etlichen Orten, wo man sich solcher Zauberei besorget, der Gebrauch, daß man die Zeit der Trauung geheim hält, und die hochzeitliche Begängniß etliche Tage hernach anstellet.

Zu S. 499. Daß die Hexe einen Mann zeitweilig oder auf die Dauer seiner Geschlechtsteile berauben kann, wird im Hexenhammer ebenfalls behauptet:



162. Hund und Hündin. Holländischer Kupferstich



163. Die pissende Kuh. Holländischer Kupferstich von C. P. Berghem

Nicht seltener nahmen solche Hexen die Geburtsglieder hinweg, nicht zwar, als würde der Leib deren gänzlich beraubt; sondern daß sie selbige durch allerhand Verblendungen zu verbergen wissen, wie hievon bei Sprengerus zu lesen. Dabei merklich, daß, wie er neben andern gedenkt, die Unholdinnen auf eine große Anzahl selbiger Glieder bei 20, 30 und darüber, in eine Schachtel oder Vogelnest zusammen thun, woselbst sie sich gleichsam lebendig erzeigen und bewegen sollen, Habern und anderes Futter aufzufressen; wie viele bezeugen es selbst gesehen zu haben.

Zu S. 500. Die folgenden historisch beglaubigten Fälle, deren man leicht ebensoviel Dutzend anführen könnte, sind ohne Ausnahme drastische und überzeugende Beispiele dafür, daß es stets die geschlechtliche Überreizung war, die in den Phantasien der betreffenden Nonnen spukte:

Die Nonne Blanbekin quälte unaufhörlich der Gedanke, was aus dem Teil geworden sein möge, der bei der Beschneidung Christi verloren ging. (Hier ist übrigens einzuschalten, daß die neugierige Dame ihr Gehirn ganz überflüssigerweise stapazziert hat, worüber sie jeder auch nur halbwegs orientierte Kirchenhistoriker hätte aufklären können. Es ist nämlich gar nichts verloren gegangen, sondern im Gegenteil: ein ganzes Dutzend Orte waren im 15. und 16. Jahrhundert im Besitz dieser für den betreffenden Kirchensäckel so rentablen Reliquie, und sogar heute besitzen noch drei Kirchen die allein echte Vorhaut Christi in ihrem Reliquienbestand.)

Die von Papst Pius II. selig gesprochene Veronika Juliani nahm aus Andacht zum göttlichen Lämmlein ein irdisches Lämmlein ins Bett, küßte das Lamm, ließ es an ihren Brüsten saugen und gab auch einige Tropfen Milch von sich.

Die hl. Catharina von Genua litt oft an einer solchen inneren Hitze, daß sie, um sich abzukühlen, sich auf die Erde legte und schrie: ‚Liebe, Liebe, ich kann nicht mehr!‘ Dabei fühlte sie eine besondere Zuneigung zu ihrem Beichtvater. Eines Tages führte sie dessen Hand an ihre Nase und empfand dabei einen Geruch, der ihr ins Herz drang, ‚einen himmlischen Geruch, dessen Annehmlichkeit Tote erwecken könnte‘.

Von einer ähnlichen Brunst waren die hl. Armalle und die hl. Elisabeth vom Kinde Jesu gequält usw.

Nachtrag zu den vorstehenden Bildern Nr. 1–163. Sofern die in diesem ersten Teil vereinigten Bilder in die einzelnen Textnachträge nicht einbezogen sind und auch nicht Gegenstand selbständiger Darlegungen gebildet haben, sollen sie selbstverständlich genau wie die nachgetragenen Textstellen die Grundgedanken und Ausführungen des Hauptwerkes ergänzen. Aus diesem Grunde ist auch im Arrangement der Bilderfolge dieses Teiles durchweg dieselbe gedankliche Reihenfolge eingehalten worden, wie beim Aufbau des Hauptwerkes. Dieser Umstand dürfte dem Leser jederzeit ermöglichen, ohne allzu große Mühe sofort die von uns gewollten Beziehungen der einzelnen Bilder zum Gesamttext festzustellen. Diesen organischen Zusammenhang nicht zu zerstören, ist auch der Grund, weshalb wir die Bilder Nr. 141–163, – die Beispiele für die häufige Darstellung von tierischen und menschlichen Notdurftverrichtungen und von tierischen Brunstszenen in der Renaissance –, an den Schluß dieses Teiles verwiesen haben, wenngleich das, was über die Bedeutung dieser Bilder zu sagen ist, bereits oben Seite 52 gesagt wurde. Schließlich bemerken wir noch, daß wir auf eine ganze Anzahl der in diesem ersten Teile eingereihten Bilder auch noch im zweiten Teile zu sprechen kommen werden



163a. Bäuerliche Scherze. Kupferstich nach einem Gemälde von A. Brouwer

Zweiter Teil



Symbolisch-satirischer Kupferstich.
15. Jahrhundert



164. Phallische Würfel aus Elfenbein

Der Volkston

In der Art, wie in einer Zeit geschlechtliche Dinge aufgefaßt, dargestellt und verwendet werden, ob naiv, direkt und kühn, verschleiert oder raffiniert, hat man einen der wichtigsten und maßgebenden Reflexe der sittlichen Wesenheit eines jeden Zeitalters. Der sogenannte Volkston ist wie eine Art Reliefkarte der Kultur, von der sich ihre Gesamtstruktur häufig am unmittelbarsten ablesen läßt.

Diese Wichtigkeit des spezifischen Volkstones ist auch der Grund, weshalb wir diese Frage zum Gegenstand einer gesonderten und auch ausgedehnten Betrachtung im Rahmen unserer Darstellungen machen müssen, trotzdem wir schon bei unzähligen Gelegenheiten die spezifische Art der Renaissance, in diesen Gegenständen sich zu bewegen, d. h. ihre teils naive, teils geradezu grotesk kühne Gestaltung und Verwendung des Geschlechtlichen, durch Beispiele dokumentiert haben. Daß diese gesonderte Betrachtung wiederum im Rahmen dieses Ergänzungsbandes ihren Platz finden muß, ist ebenso naheliegend, denn die Renaissance war infolge ihrer schöpferischen Urkraft naturgemäß ein Zeitalter, in dem das Erotische auch im Geistigen ständig zu den kühnsten und derbsten Ausprägungen drängte.

Eine auch nur halbwegs befriedigende Lösung der Aufgabe, die dieses Kapitel stellt, ist jedoch nicht so einfach, wie es wohl dem ersten Blick erscheinen mag, denn die Materialbeschaffung ist häufig nicht bloß mühselig, sondern sogar direkt unmöglich, so daß man sich in vielen Fällen mit Analogien oder bloßen Abstraktionen begnügen muß. Dieses gilt in erster Linie für die Feststellung der lebenden Sprache, des damals gesprochenen Wortes, der Sprachbilder und Metaphern, deren man sich im mündlichen Gedanken- und Gefühlsaustausch bediente. Diese Behauptung erscheint sehr seltsam, weil die Menschheit doch gerade auf diesem Gebiete sich stets am produktivsten geberdet hat. Aber hier ist zu beachten: wer hat dieser ursprünglichsten Materialquelle früher jemals geachtet? Wer hat das Wort, so wie es aus dem Gehege der Zähne kam, früher jemals gebannt und für die Nachwelt unverrückbar festgehalten, daß diese ihre Maßstäbe daran formen könnte? Niemand. Und gerade am „Volksmunde" der verschiedenen Klassen eines Zeitalters könnten die Vorstellungen von der Vergangenheit einen Teil ihrer wichtigsten Korrekturen bekommen. Die unerschöpfliche Bedeutung dieses sittengeschichtlichen Faktors ist jedoch erst eine Entdeckung der modernsten Folkloristik. Deshalb wissen wir ja nicht einmal, wie die Menschen der verschiedenen Klassen noch vor hundert Jahren wirklich untereinander sprachen, geschweige denn, wie sie das vor drei- bis fünfhundert Jahren taten. Was wir kennen, ist einzig und allein die litterarische Sprache der Vergangenheit, nicht aber deren ursprünglicher und urwüchsiger Tenor. Zum mindesten sind alle unsere Belege aus der Vergangenheit litterarisch frisiert. Und selbst dieser Teil weist bei allem scheinbaren Reichtum die allergrößten Lücken auf.

Weil die Erkenntnis davon, daß der wirkliche Sprachschatz eines Volkes, das wirklich gesprochene Wort, die Metapher, in die jede Klasse ihre Meinung über geschlechtliche Dinge kleidet, einer der wichtigsten Schlüssel für die Kultur- und Sittengeschichte ist, erst eine Entdeckung der neuesten Zeit ist, darum ist auch von allen früheren Sprachforschern ungeheuer und ständig gesündigt worden, von den Gebrüdern Grimm, Johannes Müller usw. nicht weniger als von den akademischen Bearbeitern des französischen Wörterbuches, — sie alle haben stets unterschlagen und purifiziert, die Dokumente der Vergangenheit nur einseitig aufbewahrt, nur das, was für keusche Ohren erträglich war. Freilich geschah diese Vernachlässigung noch aus andern Gründen. Man erkannte nicht nur nicht die Bedeutung dieses Teils des Sprachgutes, sondern man verkannte sie sogar direkt. Man sammelte unbewußt vor allem von ästhetischen und litterarhistorischen Gesichtspunkten aus, und dabei konnte man freilich die Mehrzahl von dem entbehren, was sich heute für die Kulturgeschichtsforschung als das geradezu wertvollste Baumaterial zur Vergangenheitsrekonstruktion herausgestellt hat.

Das unvermeidliche Resultat dieser Verkennung der Bedeutung des wirklichen gesprochenen Wortes besteht nun leider nicht nur in der vollständigen Verschiebung des Bildes, daß der, wenn man so sagen will, geschlechtslose Bestand des Sprachschatzes der Vergangenheit ungebührlich bis jetzt überwiegt und unbedingt zu einer falschen Grundanschauung über das Lebendigste einer Zeit hin-



Das Wappen unserer Zeit

Kupferstich. 15. Jahrhundert

Beilage zu Eduard Fuchs, „Illustrierte Sittengeschichte". Ergänzungsband * Albert Langen, München



leiten muß, sondern vor allem auch darin, daß heute unendlich viel Quellen für immer versandet sind; man muß mit unendlicher Mühe nachgraben, um wenigstens zu einigen spärlichen Resten zu gelangen.



Schrankfüllung

165. Silberplakette von Peter Flötner(?)

So fatal diese Konstatierung ist, so verkehrt wäre es freilich, hier von einem besonderen Schuldkonto der Vergangenheit zu reden und die Gegenwart als endlich zur Vernunft gekommen, zu preisen. Man lese, um auf ein einziges Beispiel hinzuweisen, nur die jeweiligen Vorworte der seit einigen Jahren erscheinenden „Antropophyteia" (Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral, herausg. v. Fr. S. Krauß Bd. I—V), in denen der Herausgeber immer wieder Mitteilung zu machen hat von den nicht abbrechenden Denunziationen und Entrüstungsschreiben, mit denen selbst sogenannte Vertreter der Wissenschaft die angetragene Mitarbeiterschaft oder die Hergabe von Material aus den von ihnen geleiteten Museen verweigern. Gewiß bereitet ein großer Teil der sittengeschichtlichen Dokumente aller Zeiten dem Leser nicht nur keinen ästhetischen Genuß, sondern ist häufig sogar höchst unappetitlich, aber deshalb ist das Vergraben und Mißachten dieser Dokumente doch genau so geistreich, wie die Behandlung der Geisteskranken im Mittelalter, wo man sie, als vom Teufel besessen, zum Feuertode verdammte. Die hunderterlei Absonderungen des erkrankten menschlichen und tierischen Körpers, ebenso dessen natürliche Ausscheidungsstoffe sind nichts weniger als ästhetisch, und man untersucht sie doch. Ein Narr, der mit Gründen der Ästhetik dagegen ins Feld zöge. Nun, die Narrheit ist nicht geringer, wo mit diesem Grunde die exakte Untersuchung und Fixierung des sittlichen Gebahrens der Menschen, Klassen und Zeiten bekämpft wird; zahlreiche heute amtierende Museumsleiter sind gleichwohl würdige Zeitgenossen des Mittelalters geblieben. Doch die Schuld fällt nicht auf den Einzelnen, sondern entspringt der herrschenden Staatsmoral. Darum ist auch dem Einzelnen kein besonderer Vorwurf zu machen, und darum ändert auch selten ein Personenwechsel etwas am Wesen der Sache.

Etwas größer ist das erhaltene Erbe an gedruckten Materialquellen: die Novellen, die Schwänke, die Fastnachts- und Mysterienspiele, die Volkslieder, die Kunstdichtungen, die Flugschriften, Pamphlete usw., kurz, jenes Material, von dem wir schon so manches in den vorhergegangenen Kapiteln als dokumentarisches Belegstück benützt und teils ganz, teils bruchstückweise abgedruckt haben. Gewiß ist auch auf diesem Gebiete durch die früher geübte systematische Vernachlässigung vieles unwiderbringlich verloren gegangen, und die große Zahl der litterarischen Ausgrabungen der letzten fünf Jahre in dieser Richtung ist mehr ein Beweis für die gewaltige Fülle, die ehedem darin vorhanden gewesen sein muß, als die Bergung dieses Reichtums selbst. Aber immerhin: das Wesentliche läßt

sich hier für den Spezialbearbeiter doch noch ziemlich erschöpfend ergründen und belegen.

Aber so wenig sich die Dokumente des Volkstones in der Richtung der geschlechtlichen Moral auf die Sprache und den geistigen Niederschlag in der Litteratur beschränken, sondern noch unzählige andere Produkte umfassen: Spiele, Scherzartikel und vor allem alle Gebiete der objektiven Künste, denn sie alle sind ständig und außerdem von nichts so sehr als von der geschlechtlich angeregten Phantasie befruchtet worden, — genau so wenig hat sich der fatale Purifikationseifer der Mit- und Nachwelt auf die Dokumente der Sprache und der Literatur beschränkt, sondern er hat alle Gebiete beherrscht, auf denen die geschlechtliche Phantasie produktiv tätig gewesen ist. Ja, auf den letztgenannten hat der Purifikationseifer sogar am verheerendsten gewirkt. Weil man sich hier nicht mit dem bloßen Übersehen, Mißachten und Vergraben begnügte, womit man sich gegen das gesprochene und geschriebene Wort versündigte, sondern häufig durch Verbrennen, Zertrümmern, Umgießen oder sonstige Zerstörungsmethoden einen unbarmherzigen Vernichtungskrieg führte, war die Wirkung der Zelotie in unzähligen Fällen die denkbar gründlichste. Man muß nämlich erwägen, daß es sich — speziell auf den Gebieten der Kunst — in zahllosen Fällen um Einzelstücke handelte. Auch wurde hier nicht nur das Unappetitliche ausgemerzt, sondern auch solches, worin geistig freie Menschen herrliche Offenbarungen der menschlichen Schöpferkraft bewunderten. Unzählige köstliche Marmorgruppen der Antike, die das Auge der Frommen im Herrn und der Schwachen im Geiste betrübten, sind nicht bloß im Mittelalter sondern noch im 17. Jahrhundert zerschlagen und zu Kalk verbrannt worden, und sicher ebenso viele Bronzegruppen der Renaissance, die dem schönheitsdurstigen Auge und dem nach freier Betätigung hungernden Geiste für alle Zeiten ein wonniges Labsal gewesen wären, sind im 17. Jahrhundert in die Schmelztiegel der Stückgießereien gewandert und haben als unförmliche Kanonen ihre Auferstehung erlebt. Kanonen sind zu allen Zeiten als wichtiger erachtet worden. Und je gediegener der Wert eines anrüchigen Kunstwerkes war, um so größer war die Gefahr, in der es ständig schwebte, denn zu Kanonen suchte man sich immer die beste Bronze aus. Es ist darum ein förmliches Wunder, daß sich Stücke wie die schöne Bronzegruppe aus dem Besitze der Fugger (Bild 244) bis in unsere Tage erhalten haben. Dasselbe gilt von den kühnen Schöpfungen der Goldschmiedekunst, für die der Holzschuherpokal aus der Meisterhand Peter Flötners ein ebenso


168. Erotische Schnitzerei auf einem gothischen Schachzabelbrett

köstlicher als unvergleichlicher Beweis ist (Bild 175). — Da wir diesen barbarischen Vernichtungskrieg schon an anderer Stelle auch dokumentarisch belegt haben, so verweisen wir hier betreffs des Tatsächlichen auf das dort Gesagte (Geschichte der erotischen Kunst S. 77/78 u. 132).

Wie gesagt also: man muß auf diesem Gebiete das Material häufig aus den spärlichsten Resten zusammentragen und außerdem sich in mancher Richtung mit bloßen Abstraktionen begnügen.



167. Trick-Trackstein mit erotischer Darstellung

* * * *

Die richtige Stellung zu diesen mannigfachen Äußerungen und Produkten des geschlechtlichen Empfindens, die jedes Zeitalter auf besondere Art charakterisieren, zu finden, d. h.: ihre richtige historische Bewertung, setzt als erstes die Klarheit über das voraus, was jeweils als natürlich und darum als harmlos anzusehen ist, und das, was im Gegensatz dazu in der betreffenden Zeit selbst als obszön empfunden wurde. Eine kurze Psychologie des Obszönen zu geben, muß darum unsere erste Aufgabe an dieser Stelle sein.

Über diese Frage herrschen nämlich auch heute noch die verworrensten Anschauungen — man denke als einziges Beispiel nur an den Kampf um die Lex Heintze —: soviel Autoren, soviel verschiedene Definitionen dieses Begriffes. Im allgemein landläufigen Sprachgebrauch wird der Begriff obszön gemeinhin mit schlüpfrig und vor allem mit zotig übersetzt. Diese einfache Definition genügt für eine sittengeschichtliche Behandlung natürlich nicht. Denn damit ist doch noch gar nichts endgültig erklärt, sondern nur der etymologische Kern des Wortes herausgeschält, nicht aber wann das Wort angebracht ist. Und darauf kommt es doch allein an, sintemalen die älteste Binsenwahrheit hier die ist, daß dem einen als der Gipfel alles Unzüchtigen erscheint, was dem andern durchaus natürlich und darum harmlos dünkt. Wir müssen also schon tiefer graben.

Anfangen müssen wir natürlich damit, daß wir untersuchen, aus was die Wirkung des Unzüchtigen jeweils entsteht, wann und wo es dazu kommt. Das ist der Ausgangspunkt, denn diese Feststellung liefert den ersten Schlüssel zum Erschließen der vorhandenen geschichtlichen Geheimnisse.

Von den vielen Antworten, die auf die Frage „Was ist obszön?“ gegeben wurden, dünkt uns eine der richtigsten die des Berliner Sexualforschers Dr. A. Kind. Und da sich dessen Analyse im wesentlichen mit unserer Ansicht über diese Frage deckt, so lassen wir hier folgen, was Kind zusammenfassend über diesen Gegenstand sagt. Er schreibt (Blätter für Bibliophilen März 1908):

Ich will hier weder ästhetischen Café-Klatsch noch die fade Tunke der Sittlichkeitslizentiaten servieren, sondern sexualpsychologisch versuchen, einen Beitrag zur Lösung des Problems zu geben

27*

Deshalb muß die Antwort lauten: Obszön ist alles, was geeignet ist, die eingeborene und erworbene erotische Reaktionsfähigkeit des Menschen physiologisch zu reizen. Man beachte: „physiologisch" zu reizen. Das Erröten des Unwillens oder der Scham, die verstärkte Herzaktion, das Aufscheuchen der erotischen Ideenassoziationen, das Anspinnen des bekannten „Tagtraumes" usw. bis zum Erguß aus den Schleimdrüsen, zur Erektion und zu fibrillären oder komplexen Muskelzuckungen sind physiologische Erscheinungen.

Zur Erläuterung muß zunächst gesagt werden, daß die Einteilung in verbal, mimisch, graphisch, plastisch bei weitem nicht ausreicht. Sobald die eben definierte physiologische Reizwirkung eintritt, sind noch viel andere Dinge obszön. Obszön ist: das niemand wahrnehmbare, nicht von außen angeregte Phantasiebild des einsamen Schiffers auf hoher See. Obszön ist: der Geruch des eigenen Hemdes, das das Kind lange vor der Pubertät, mit unbewußtem Willen, zur Reizwirkung an die Nase führt. Obszön ist: der knackende Laut des Klopfholzes, wenn er im Urwalde des Bismarck-Archipels beharrlich und lockend durch die Stille der lauen Tropenacht klingt; denn der Insulaner lädt damit ein fernes Weib zum Koitus ein. Obszön ist: der verwehte Walzertakt, der aus dem Wirtshaus herüberkommt und dem einschlummernden Mädel blitzschnell zurückruft, wie sie neulich beim gleichen Takt ihren Burschen hingegossen umschlungen hielt. Obszön erscheinen tausenderlei Dinge, von denen mancher sein Leben lang keine blasse Ahnung hat. Obszön sind natürlich auch (aber durchaus nicht mehr oder minder obszön als das oben Angeführte) Darstellungen der Schilderungen des Beischlafs oder anderer beliebter figurae Veneris.

Weshalb solche „pornographischen" Darstellungen, wie man sie zu nennen pflegt, nur ebenso und nicht stärker obszön sind, will ich näher begründen. Das Obszöne entsteht aus zwei Komponenten, wie alles zum Bewußtsein Kommende. Wir sehen nur, wenn Netzhaut und Lichtstrahl vereint wirken; im Finstern nützt uns das Auge nichts, und ohne Augen nichts das prächtigste Panorama. Da nun die erotischen Anlagen der Menschen nur einer ganz plumpen Betrachtung einheitlich und gleichmäßig erscheinen können, da sie in Wirklichkeit aber so fein differenziert sind und sich so wenig gleichen, wie die Menschen an Aussehen und Gestalt untereinander: so wird die bestimmte und differenzierte Reaktionsfähigkeit jedes einzelnen auch nur auf bestimmte und differenzierte Reize ansprechen.

Ich habe an anderer Stelle nachzuweisen versucht, daß der Koitus als solcher, d. h. die bewußte und immediate Vorstellung von ihm verwunderlicherweise nicht zu den primären Reizen gehört, auf welche die Sexualpsyche unfehlbar instinktmäßig reagiere. Ein leicht geschürzter Rock, der Anblick eines vollen Busens, ein kokettes Wiegen der Hüften, also Reize, die scheinbar mehr in der Entfernung liegen, wirken dennoch viel unmittelbarer und führen unbewußt und bedeutend unfehlbarer das physiologisch sehr komplizierte Ziel der copula carnalis herbei.

Hieraus erklärt es sich, daß bei der drastischen Darstellung von Kohabitationsakten die angenommene Reizwirkung manchmal völlig ausbleibt, besonders bei Menschen, die nicht mehr die schätzenswerte Eigenschaft der Virginität besitzen und die deshalb von kitzlicher Neugier nach dem unbekannten Geheimnis frei sind. Hinzu kommt der elementare Lehrsatz der Physiologie, daß der gleiche und wiederholte Reiz stumpf wird, und daß seine Wirkung abblaßt. Allerdings ist dieser Satz nur mit großer Einschränkung zu verwerten, zumal viel Unfug mit ihm getrieben wird. Ein wenn auch mangelhaftes Analogon bietet der Sättigungstrieb: gewisse Nahrungs- und Genußmittel, wie Butter, Kaffee, Tabak, bekommt man nie „über". So haben die meisten Menschen entsprechend ihrer Anlage eine erotische Lieblingsidee, um die sich ihre Tagträume kristallisieren und die sie manchmal zeitlebens nicht überbekommen. Aber gerade zu diesen „unfehlbaren Vorstellungen", wie ich sie nennen möchte, gehört höchst selten die bewußte und immediate Vorstellung vom Koitus; wenigstens soweit ich die Dinge bisher ermitteln konnte.

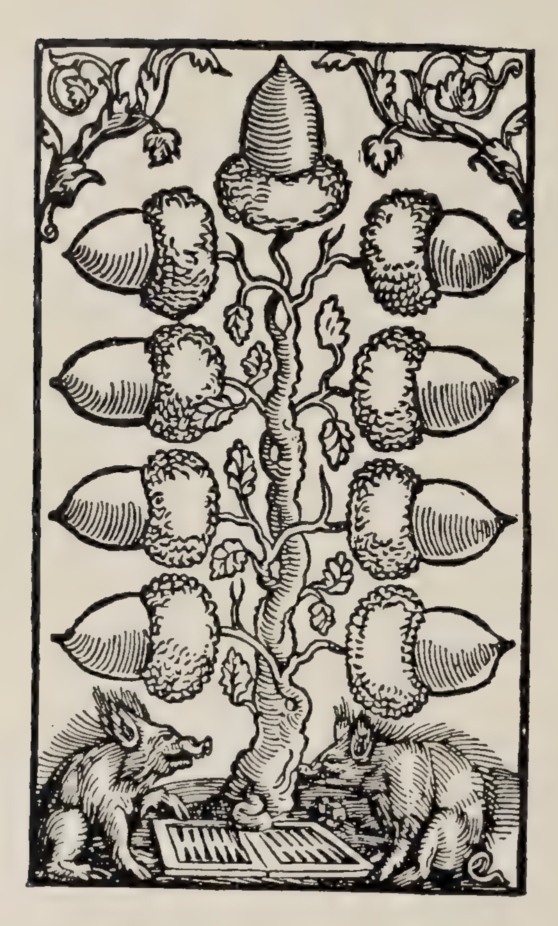
Die Juristen, die sich mit ihrer Psychologie stets verzweifelt lächerlich machen, unterscheiden zwischen objektiv und subjektiv unzüchtig. Wir haben gesehen, daß das Obszöne in ganz anderer Weise aus zwei Komponenten besteht, und daß ein Objekt allein überhaupt nicht obszön sein kann. Der Jurist geht z. B. durch die Tropfsteinhöhle und sieht einen Stalaktiten hängen. Weil seine Psyche darauf obszön reagiert, findet er die Geschichte objektiv unzüchtig. Weils aber leider der liebe Gott so hat wachsen lassen, spricht er wegen mangelnder Subjektivität frei! So stellt der Jurist sein Licht konsequent unter den Scheffel — des Baretts. . . . .

Während aber der Jurist aufs Tüpfelchen genau weiß, was auf den beliebten „Normalmenschen" obszön wirkt und was nicht, müssen wir uns nach unserer bisherigen Auseinandersetzung bescheiden und sagen: die Sache ist um so verwickelter, je näher man dazuschaut. Zwei



168. Onanierender Bauer

Deutsche Holzskulptur aus einer süddeutschen Trinkstube. 16. Jahrhundert



169. Kartenblatt von Peter Flötner

Komponenten müssen sich, noch dazu nach besonderen Bedingungen, erfüllen, bevor das Obszöne überhaupt entsteht. Fehlt eine von beiden, so ist kein Obszönes vorhanden. Andererseits kann bei entsprechender Einstellung der erotischen Psyche, die scheinbar harmloseste und gleichgültigste Sache obszön wirken. Ich will Beispiele nehmen, für die ich aus dem Leben bürgen kann. So: die Öffnung eines schmalen Trinkglases, die den Betreffenden unwiderstehlich zur Masturbation reizte. So: das Streicheln von seidenen Läppchen, das eine lebhafte Sensation bis in die Fußspitzen hervorrief. So: das Fahren in der Eisenbahn, wo die rhythmischen Vibrationen vielen Frauen Orgasmus bereiten. Der Jurist, der ja vernagelt ist, wird erklären, das seien Ausnahmen. Mitnichten! vielmehr löst sich die gesamte Sexualität, wenn man sie kennen lernt, in lauter solche subtile „Ausnahmen" auf. . . . .

Bei dem einmal gegebenen Faktor der unendlich variierten Reaktionsfähigkeit der menschlichen Sexualpsyche können wir also für keinen einzelnen Fall voraussagen: dies oder jenes wird auf jemand, der es perzipiert, obszön wirken. Die Möglichkeit ist vorhanden, daß alles, was existiert, so wirkt; aber nicht die Sicherheit.

Im selben Artikel analysiert Kind auch das Wesen der Zote und zwar so:

Der volkstümliche Begriff der Zote steht in engstem Zusammenhang mit dem Begriffe von „Freiheit und Zwang in der Liebe". Zote bedeutet immer etwas ethisch Minderwertiges, weil es sich dabei um eine geschlechtliche Anspielung handelt, die ohne oder gegen den Willen oder die Zustimmung eines dritten diesem zu Gehör gebracht wird. Die Erregung sexueller Ideenassoziationen aber in einer fremden Psyche, die Störung ihres labilen erotischen Gleichgewichts, ist ein Übergriff in die Freiheit des Individuums, ist eine geistige Notzucht. Wenn auf den Berliner Straßen der gutgekleidete Rowdy, wie es leider immer mehr üblich wird, einer anständigen Dame im Vorbeigehen ein Wort aus der Genitalsphäre zuflüstert, so hat diese die Empfindung einer Zote. Wenn daheim in der Kemenate beim Liebesspiel der Ehemann derselben Dame dasselbe Wort gebraucht, weil sie es in dieser Situation aus freiem Willen zu hören begehrt, so hat sie nicht mehr die Empfindung einer Zote, sondern möglicherweise die einer Liebkosung, d. h. eines integrierenden Reizbestandteils im Gesamtbilde aller als annehmlich empfundenen Lustwirkungen.

In bezug hierauf fährt Kind fort:

Jetzt wird man, hoffe ich, die Zote mit anderen Augen betrachten. Wir hatten konstatiert, daß die freiwillige Zote keine Zote mehr sei. Was ist sie dann? Entweder ist sie dann ein grober Keil, insofern nämlich, in „besseren" Herrengesellschaften z. B., als Pointe einer saft- und kraftlosen Erzählung einfach ein Ausdruck aus der Vulgärsprache unerwartet draufgepfropft wird. So etwas ist geistlose Rüpelei; es wird vielfach obszön wirken, wenn sich die Erzählung schon vorher in diesem Geleise bewegte. Zu berücksichtigen ist, daß viele Menschen speziell auf ordinäre Worte erotisch reagieren, wofür man die nicht empfehlenswerte Benennung „Wortmasochismus" erfunden hat.

Anders steht es nun mit dem freiwillig gespendeten und freiwillig angehörten erotischen Witz. Der Witz ist ein künstlerisch Gegensätzliches, und als solcher hebt er sich unwillkürlich über die Sphäre des noch obszön Wirkenden weit hinaus. Wer das nicht kennt, wer nicht imstande ist, über erotische Witze genau so seelenfroh und ohne Mitschwingung des Genitalnervenapparates zu lachen, wie etwa über eine Zeichnung von Busch und Oberländer: den bedaure ich höchlichst als einen armseligen Stümper im Reiche der freien Künste. Es gibt ja Leute, die nach einem halben Gläschen Bier alle Anzeichen sinnloser Berauschtheit aufweisen. So etwas ist abnorm. Ähnliche Abnormitäten, die bei einem harmlosen erotischen Witz in irrsinnige Brunst geraten, pflegen sich

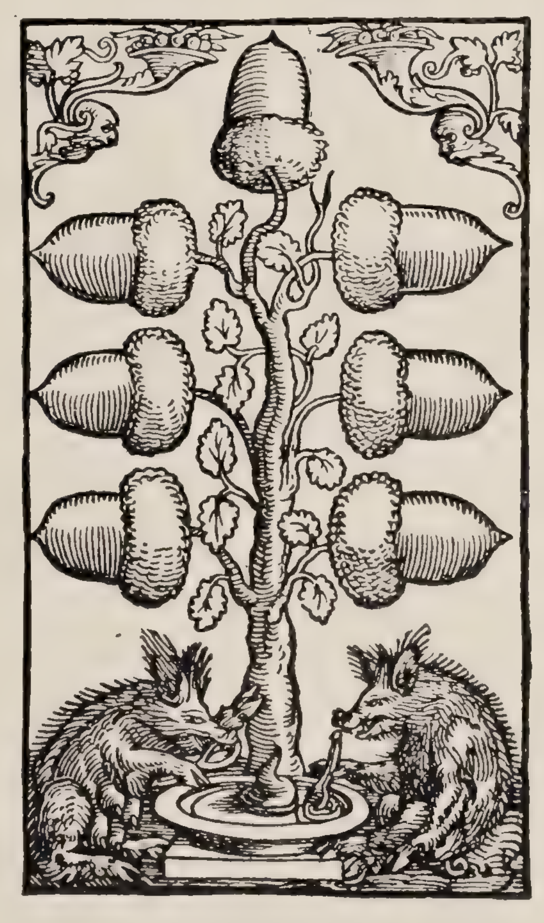
unwillkürlich zu Keuschheits- und Sittlichkeitsbünden zusammenzufinden. Dagegen wäre freilich nichts einzuwenden, solange diese bedauernswerten Schwächlinge ihre krankhafte Reizbarkeit in kalten Sitzbädern auszuheilen sich begnügten. Sobald sie aber als Volksretter auftreten und ihre Pathologie als gesunde Sittlichkeit proklamieren, hört die Verpflichtung zur Höflichkeit auf, und man soll ihnen einen Nasenstüber versetzen, wo man sie nur irgend auf ihrem geistigen Exsibitionismus attrapiert.

Soviel zur Analyse der Begriffe obszön und Zote. Das erste, was sich daraus ergibt, ist zweifelsohne, daß der oben betonte Wirrwarr in den Meinungen gar nicht so seltsam ist, als wie er auf den ersten Blick anmutet, sondern daß er eben die unvermeidliche Wirkung der Tatsache ist, daß es ungeheuer große individuelle Unterschiede in der Reaktion der Geschlechtsnerven gibt.

Aber so groß und so mannigfaltig auch die individuellen Unterschiede gerade auf diesem Gebiete sind, so kann doch wohl kaum ein Zweifel darüber herrschen, daß in allen diesen Unterschieden doch auch eine gewisse Einheitlichkeit waltet, ein System, ein Gesetz, und daß sich die hundert Verästlungen trotzdem und in erster Linie in eine Reihe ganz bestimmter typischer Unterschiede teilen. Und diese typischen Hauptunterschiede sind es, die für den Geschichtsschreiber vor allem, wenn man nicht gar sagen will: allein in Betracht kommen. Die nächste Frage, die wir zu beantworten haben, lautet daher: woher resultieren die typischen Unterschiede in der Wirkung und Anschauung des Obszönen?

Es ist vollständig richtig, wenn ein anderer Schriftsteller J. E. Poritzky, folgendes in einer Arbeit „die Psychologie Der Zote“ erklärt:

Die Venus Tizians oder die Susanne Rembrandts würde über der Kommode braver Spießer zotig wirken, nicht aber in der geschmackvollen Wohnung eines Kulturmenschen. Die Bilder Correggios wirken pornographisch an der Wand einer Dirnenwohnung, nicht aber dort, wo das künstlerisch erzogene Auge das wunderbare Spiel der Farben, Linien und Harmonien, kurz die vollendete Kunstform bewundert, die hier die erotischen Motive erhalten haben. In der Hand eines Forschers ist die Zotensammlung „Antropophiteia“ von großer ethnologischer Bedeutung; aber ein Spießer wird sie mit Fluchen und Schimpfen — nur im Verborgenen gewissenhaft durcharbeiten, und in der Hand einer Pariserin ist das ganz und gar keine Ethnologie mehr, sondern ein Aphrodisiakum.



170. Kartenblatt von Peter Flötner

Aber so richtig das ist, so ist es doch erst eine halbe Antwort. Gewiß ist der Gedanke, daß in diesen Dingen das Objekt erst durch das Subjekt seinen spezifischen Charakter bekommt und daß es den einen mit dem andern wechselt, das Entscheidende. Dagegen ist der „geschmackvolle Kulturmensch“ etwas durchaus Unfaßbares, womit sich höchstens in der geselligen Unterhaltung, nicht aber in der Wissenschaft auskommen läßt, sofern man vermeiden will, daß die Frage auf ein Sackgeleise kommt. Die Antwort ist erst ganz gegeben, wenn man auch

die Antwort auf die Frage nach dem „Warum“ dieses Unterschiedes in der Entstehung des Obszönen gibt. Und diese Antwort lautet: Die unbestreitbare Tatsache, daß das, was bei dem einen als Obszönität wirkt, bei dem andern auf völlige Indifferenz stößt, ist nichts anderes als der Ausfluß der ebenso großen Differenzen in den verschiedenen Klassenmoralitäten. Weil, wie wir im ersten Kapitel des Hauptwerkes (S. 52 u. flg.) dargelegt haben, die jeweilige Geschlechtsmoral einer Zeit in ebensoviel Klassenmoralitäten zerfällt, als es verschiedene Klassen innerhalb der betreffenden Gesellschaft gibt, darum müssen ebenso viele und ebenso große typische Verschiedenheiten in der Auffassung und Wirkung des Obszönen herrschen. An einem Beispiel sei dies begründet. Auch eine Dirne kann ein geschmackvoller Kulturmensch sein, und darum wirken die Bilder eines Correggio an der Wand ihrer Wohnung auf ihren jeweiligen Freund doch als Pornographie. Und zwar ist dies deshalb der Fall, weil die jeweilige Existenzquelle des Lebens allen zu einer Person in Beziehung gebrachten und mit ihr verknüpften Dingen diesen ihre spezifische Seele einhaucht; diese Seele entströmt ebenso unwillkürlich wie unvermeidlich allem, von dem das betreffende Individuum umgeben ist. Die Existenzquelle der Dirne ist aber die bloße Leistung der Mechanik des Geschlechtsaktes mit Ausschluß jeder höheren menschlichen Begründung. Unter dieser Voraussetzung kann der momentane Freund in einem Bild Correggios, wie „Leda und der Schwan“ oder „Jupiter und Jo“, wenn die Dirne es sich an die Wand gehängt hat, für den Augenblick unmöglich etwas anderes sehen als die bildliche Behandlung der bloßen Mechanik des Geschlechtsaktes, und damit ist die obszöne Wirkung der betreffenden Bilder auf ihn gegeben. An dieser Wirkung vermag der Umstand rein gar nichts zu ändern, daß die betreffende Dirne bei der Anschaffung dieser Bilder an alles andere als an das gedacht haben sollte. Aus demselben Grunde ist die Antropophyteia zwar nicht in den Händen einer jeden Pariserin, wohl aber vielleicht in den Händen einer der vornehmen Lebewelt angehörenden Pariserin ein Aphrodisiakum. Weil der Reichtum aus ihr ein Luxustierchen gemacht hat, dessen Lebenszweck einzig darauf gestellt ist, eigenen oder fremden sinnlichen Genußmöglichkeiten zu dienen, und weil sie darum die physische Liebe zu einer raffinierten Delikatesse stempeln muß, um für sich, ihren Gatten, oder ihren Geliebten immer neue Reize zu bieten, darum ist in den Händen einer solchen Frau ein derartiges Werk nur ein Vademecum zu neuen, noch raffinierteren Möglichkeiten. Und so weiter.

Damit wäre die Antwort auf das Wesentliche und Bestimmende in den typischen Unterschieden gegeben. Nun gibt es aber auch darin nichts Ewiges und Unwandelbares. Sondern es scheiden sich auch die verschiedenen Epochen wiederum deutlich und typisch voneinander. Raum und Zeit decken sich niemals. Den räumlichen Unterschieden stehen ebenso große zeitliche gegenüber. Natürlich als Ergebnis derselben Gesetze. Weil die geschlechtliche Moral steten Wandlungen unterworfen ist und diese einzig hervorgehen aus den Umformungen des gesellschaftlichen Seins der Menschen, darum muß auch die erotische Psyche derselben Klasse in den verschiedenen Zeiten entsprechend verschieden auf äußere Anstöße



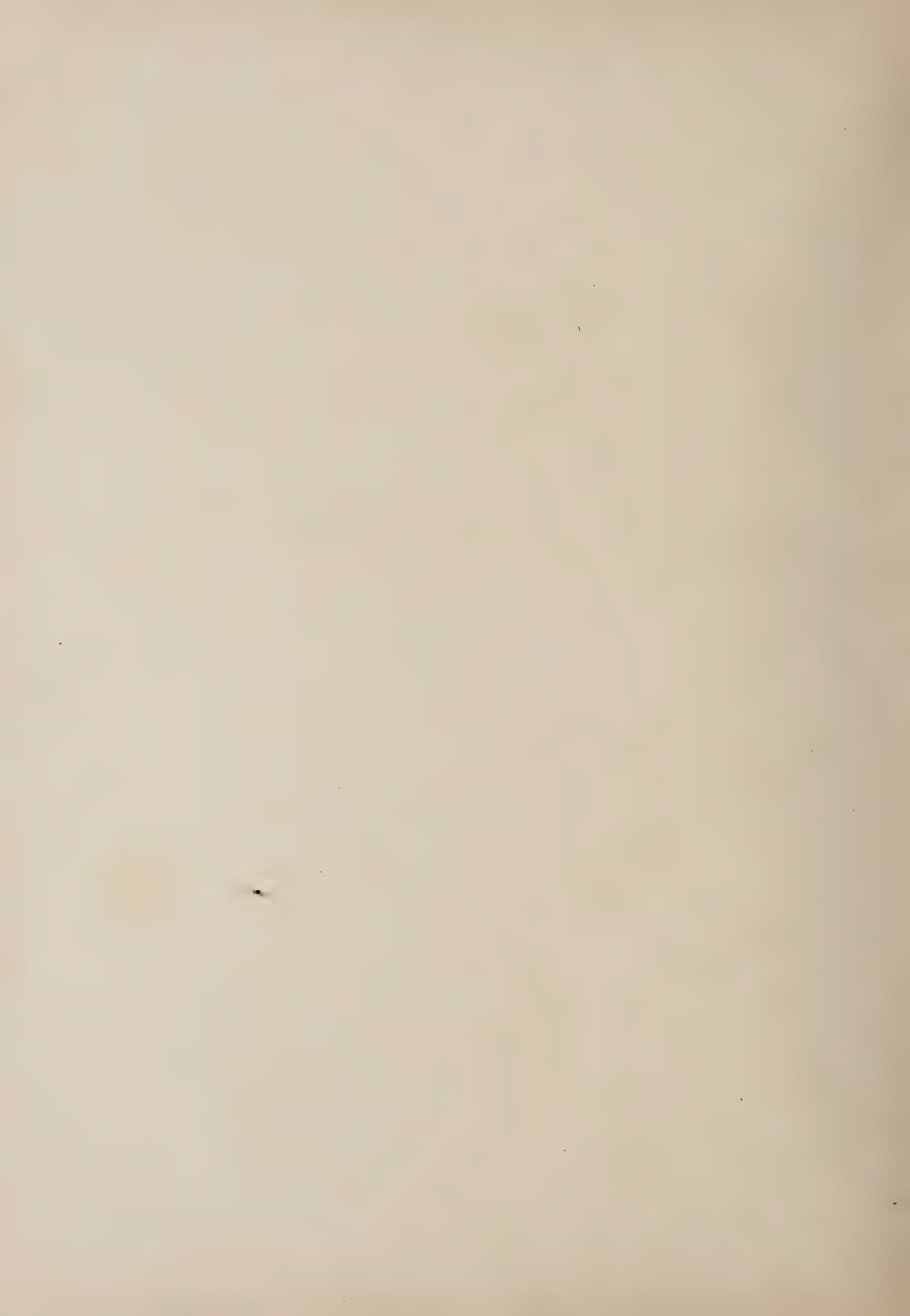


Spielkarten

Gezeichnet von Peter Flötner. 16. Jahrhundert

Beilage zu Eduard Fuchs, „Illustrierte Sittengeschichte“. Ergänzungsband *

Albert Langen, München



reagieren. Mit anderen Worten: was für die eine Klasse in einem Zeitalter harmlos ist, kann und muß gemäß der fortschreiten⸗den Verfeinerung der erotischen Psyche auf dieselbe Klasse in einem späteren Zeit⸗alter höchst obszön wirken. Ob die Sprach⸗bilder und Vergleiche, deren sich die Gegner Roms im Kampfe gegen das Papst⸗tum bedienten, anstößig gewesen sind, hängt also nicht davon ab, wie ihre Worte auf die Menschen von heute wirken, sondern wie sie im Rahmen des beginnenden 16. Jahrhunderts stehen. Oder umgekehrt: Herr Harnack, die Leuchte der heutigen evangelischen Wissenschaft, würde die größte Geschmacklosigkeit begehen, wenn er, wie Luther, von Bischoff Albert II. von Magdeburg als von dem „Scheiß⸗Bischoff" reden würde. Nicht nur, daß der auf einer höheren Sprosse der sozialen Stufenleiter stehenden Klasse die jeweils feinere Zote entspricht, — derselben Klasse entspricht im 19. Jahrhundert eine ganz andere Form der Auslösung des erotischen Witzes als im 16. Jahrhundert. Rabelais, Shakespeare, Molière, de Sade, Pierre Louis, alles große Erotiker, repräsentieren Gradunterschiede, aber es sind die Gradunterschiede der ver⸗schiedenen Entwicklungsstufen der Bour⸗geoisie, seit diese in die Geschichte eingetreten ist. Der Mehrzahl der Leute, die heute hinschmelzen beim Genuß der raffinierten Delikatesse eines Pierre Louis, fehlt jeder Sinn für die kühnen Obszönitäten eines Rabelais, sofern sie nicht gar empört sind über dessen angebliche Unflätigkeit. Dagegen schnalzen dieselben Leute vergnügt mit der Zunge beim Genuß der Pikanterieen irgend eines deliziösen Rokokozynikers. Zu keiner Zeit wurden nämlich die Galanterien des 18. Jahr⸗hunderts so sehr geschätzt und so gesucht wie in unserer Gegenwart. Und das ist ganz natürlich: wieder befindet sich die Bourgeoisie aller Länder auf einer ähnlichen Stufe der historischen Situation wie die, auf der sich die Gesellschaft des Ancien Régime einst befunden hat. Weil nun aber in dieser Epoche bereits alles das erfüllt war, dem man heute mit eiligen Schritten zustrebt, so findet man in der galanten Rokokokunst ersehnte Offenbarungen. Man braucht keine große Prophetengabe zu haben, und man braucht auch nicht zu fürchten, leichtsinnig zu prophezeien, wenn man dementsprechend folgert: Wenn sich die Gesellschaft



171. Französisches Renaissanceschmuckstück mit galanter Gruppe



172. Gobelin mit galanter Darstellung

wiederum in dem Stadium eines siegreichen Aufstieges befindet, in dem sie mit Kraft und mit Kühnheit fällige historische Probleme löst, dann werden es wahrscheinlich die Kraftworte eines Rabelais oder die eines Shakespeare sein, an denen man sich ergötzt und erfrischt. —

Damit, dünkt uns, ist der Schlüssel gegeben, der es ermöglicht, in die richtige, d. h. in die historische Stellung zu den Dingen zu gelangen, und damit sind zugleich auch die Maßstäbe gegeben, mit Hilfe deren zu ermessen ist, was jeweils als obszön anzusehen ist und was andererseits als der natürliche Ausdruck einer Zeit angesehen werden muß.

* * *

Mit Riesenfäusten schmiedete und formte das neue bürgerliche Zeitalter, das in der Renaissance seinen Eintritt in die Geschichte der europäischen Kultur vollzog, seine Herrschaft über die Welt zusammen. Brutal und skrupellos, wie alle großen weltgeschichtlichen Revolutionen. Das ganze Leben jener Zeit glich dem mächtigen Atemholen eines Riesen. Aber weil es sich in diesem Zeitalter um den Sieg eines neuen Prinzips handelte, darum war diese Zeit, wie wir schon an anderer Stelle dargelegt haben, in ihrem Kerne auch durch und durch gesund.

Nie war eine Zeit von größerer Schöpferkraft und Schöpferlust durchflutet. In allen Adern gärte der zu Knospen und Blüten drängende Frühling.

Einem solchen Wesenszug der Gesellschaft entspricht in der Sprache ein unerschöpflicher Reichtum in immer neuen Wortbildungen, pralle, lebensprühende Bildkraft, und außerdem eine ungeschminkte Deutlichkeit und Derbheit des Ausdrucks. Stets wird das letzte Wort gesprochen. Stets wird für den Gedanken die konkreteste Form gesucht; der siegreiche revolutionäre Wille gebietet die deutlichste Ausprägung der in ihm wirkenden Energien. Und jeder Satz soll obendrein ein dröhnender Keulenschlag sein.

Derart war die Sprache der Renaissance in allen Ländern. Die riesige Renaissanceliteratur ist in allen ihren Produkten ein ewiges Zeugnis dafür. Glocken läuten in ihr, deren Klang durch alle Sphären klingt und das ganze Weltall zu umspannen strebt. Die Sprache der Münzer, Hutten, Luther, Rabelais, Morus, Shakespeare ist klingendes Erz, an das ein Riesenhammer angeschlagen hat. Aus jedem ihrer Worte strömt das Bewußtsein des Schöpferischen in vollen und mächtigen Akkorden. Und mit solch klingender Zunge redeten Tausende und Abertausende. Der Zorn ist in dieser Zeit wie furchtbares Ungewitter, das den Nacken beugen macht, auch wenn es nur in der Ferne grollt. Das Lachen dagegen ist ein Jubeln, das bis an den Himmel steigt und dort in unzählige blitzende Perlen zerstiebend wieder auf die Erde fällt, wo es Tausende zugleich beglückt. In ähnlicher Weise — voll und sonor — muß auch die Sprache des persönlichen Umgangs und des gesellschaftlichen Verkehrs gewesen sein. Nicht schön im Sinne einer ästhetisierenden Anschauung, aber schön im Sinne der Kraft, der Reife und des Starken. Doch dies läßt sich, wie gesagt, leider nur noch abstrahieren und durch literarisch frisierte Dokumente belegen.

Die den reichen tönenden Wortschatz unserer Altvordern im allgemeinen noch am mittelbarsten belegenden Sprachdokumente sind wohl die Sprichwörter und Redensarten, weiter die Rätselfragen, mit denen man die Unterhaltung würzte und sich gegenseitig belustigte, und drittens — so seltsam dies klingen mag, so logisch ist es — das Schimpfwörterlexikon der Zeit. Von den beiden letzteren Kategorien haben sich freilich nur einige kleine Kollektionen erhalten, aber selbst diese vermögen uns von der strotzenden Urkraft der Sprache in dieser Richtung eine deutliche Vorstellung zu geben.

Um so gewaltiger ist die Masse der Sprichwörter, die uns als ewig unvergängliche Hinterlassenschaft aus jenem sprachschöpferischen Zeitalter überkommen ist. Weil die Sprichwörter alle Lebensgebiete betreffen, darum konnten und mußten wir sie auch in allen Kapiteln des Hauptwerkes und ebenso in den vorstehenden Ergänzungen immer wieder heranziehen, um bestimmte Anschauungen, positive und negative Moralien plastisch zu belegen. Wenn wir nun trotzdem hier nochmals im besonderen auf die Sprichwörter zurückkommen, so geschieht dies einerseits deshalb, weil eben gerade ein Teil der bezeichnendsten infolge ihres für unsere verfeinerte erotische Psyche obszön klingenden Charakters im Hauptwerk nicht wiederzugeben waren, andererseits aber auch deshalb, weil das Sprichwort noch am markantesten und ursprünglichsten das gesprochene Wort widerspiegelt. Aus

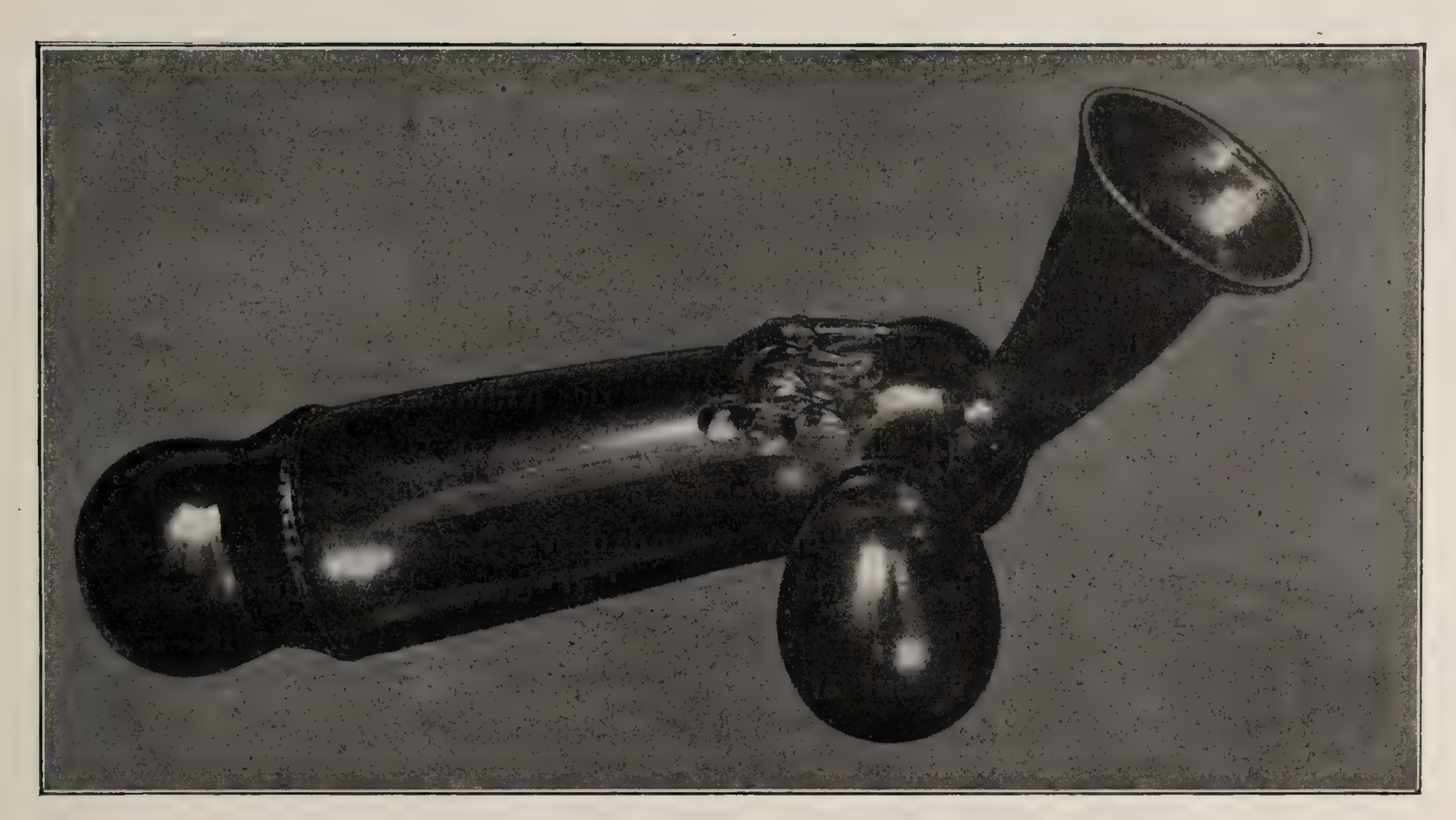
28*

diesem letzteren Grunde müssen wir auch noch mit einigen, die Renaissance speziell betreffenden Sätzen ergänzen, was wir im Hauptwerk (S. 355) über die allgemeine Bedeutung des Sprichwortes gesagt haben.

Die große, eigentlich nie abreißende Produktion an Sprichwörtern während der ganzen Renaissance erklären uns verschiedene Umstände, die natürlich alle in derselben historischen Wurzel der Renaissance ihre Ursache haben. Weil die Renaissance ein schöpferisches Zeitalter war, das aufbauen wollte, darum hatte es auch den stärksten Drang, neue Gesetze für jede Lebenserscheinung aufzustellen. Die Sprichwörter sind sozusagen die Paragraphen, worin man die neuen Gesetze des Lebens preßte, in die man die tausendfachen neuen Beobachtungen und Erfahrungen ausmünzte. Zur Formulierung der neu errungenen Erfahrungstatsachen wählte man deshalb mit Vorliebe das Sprichwort, weil das Epigramm, und das ist das Sprichwort, die knappste und direkteste Prägung jeder Äußerung der Lebensphilosophie ist; es schließt den einerseits- und andererseits-Standpunkt am meisten aus, da es kategorisch ist. Dadurch entspricht es auch am meisten dem schon genannten herrschenden Drang der Zeit, über alle Dinge das letzte Wort zu sprechen und jedem Gedanken die konkreteste Form zu geben. Außerdem ist das epigrammatische Sprichwort zugleich diktatorisch. Aus diesem Grunde ist es auch die adäquateste Sprachformel der historischen Situation der Zeit, in der sich eine siegende Revolution vollzog, die ihre neuen Gesetze nicht erst in unverbindlicher Form zur Diskussion stellen will, sondern im Gegenteil jedem rücksichtslos aufzwingt. Im Munde des Siegers begegnet man am häufigsten dem kategorischen Epigramm und darum sprach damals alle Welt in Epigrammen. Denn es handelte sich im Wesen jener Epoche nicht um den Triumph eines einzelnen, sondern um den einer von Millionen getragenen Entwicklungstendenz. Die größte Prägkraft kam natürlich trotzdem den Sentenzen jener zu, in deren Person und Genie die Tendenzen des neuen Zeitalters gipfelten.



173. Gläserner Phallus als Trinkgefäß



174. Gläserner Phallus als Trinkgefäß. Aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts

Eine sehr geeignete Kontrolle für alle diese Sätze bietet die Gegenwart. Zweifellos befinden wir uns wiederum in einem revolutionären Zeitalter. Es will Abend werden in der bürgerlichen Weltordnung. Die grandiose Entwicklung ihrer in der Renaissance ins Leben getretenen Produktivkräfte weist zu ihrer Bändigung längst weit über sie hinaus in ein völlig neues gesellschaftliches Sein der Menschen hinein. Aber wir sind noch im Stadium des alles Anzweifelns, des systematischen Korrigierens und Richtigstellens, kurz des Niederreißens. Das ist zwar immer die erste und wichtigste Funktion des Schöpferischen. Aber in diesem Stadium formuliert der Volksgeist keine ewigen Gesetze in Form von kategorischen Sprichwörtern. In einem solchem Chaos dominiert die Skepsis, die an nichts mehr glaubt, und daneben die Vorsicht, der sich das Werdende erst in verschwommenen Umrissen loslöst und deshalb noch nicht in klare Bilder und Formen zu fassen ist. . . . . .

Daß im Renaissancesprichwort die Deutlichkeit und Derbheit vorherrscht, entspricht neben der Einfachheit des Empfindens, denn das Raffinement des geistreichen Umschreibens ist noch nicht entwickelt, denselben revolutionären Elementen: man schreckt vor keiner Kühnheit zurück, dagegen ist dem Geist nichts verlockender, als sich in Kühnheit zu überbieten. Weil es sich aber außerdem um eine durchaus sinnliche Zeit handelte, wo im Lebensprogramm der allermeisten Menschen die physische Liebeserfüllung den Hauptinhalt ausmachte, so ist der Untergrund alles Lebens, das Erotische in seiner einfachen Form, nicht nur ein niemals gescheutes Thema der sprichwörtlichen Behandlung, sondern auch der natürliche und deshalb mit Vorliebe gesuchte Anknüpfungspunkt für alle möglichen Moralien. In welch groteskem Maße gerade das letztere der Fall war, lehren uns z. B. die Sprichwortnovellen des Cornazano, deren wir weiter oben mehrere teils erwähnt, teils schon abgedruckt haben („Du bist nicht er“, S. 22; „Wenn es an

Heu mangelt, tut es Gerstenstroh", S. 95; „Dem Klugen genügen wenig Worte", S. 280). In diesen Novellen des Cornazano werden sechzehn der harmlosesten Sprichwörter durchwegs aus erotischen Abenteuern, die irgendein Mann oder eine Frau bestanden haben soll, hergeleitet. Diese Herleitung ist vermutlich zwar eine satirische Absicht des Verfassers, aber gerade dadurch würde die behauptete Tatsache drastisch dokumentiert werden, daß man alles, selbst das Fernliegendste, mit dem Erotischen in Beziehung brachte und zu bringen wußte.

Aus denselben Ursachen — der Einfachheit, der Kühnheit und dem drängenden Lebengenießen — erklärt sich natürlich auch die ebenso charakteristische Freude am Heranziehen jeder Art Derbheit, die mit dem physischen Lebensprozeß, vornehmlich der Verdauung zusammenhängt, und das gleiche Bevorzugen derartiger drastischer Vergleiche. Die Sprache sollte selbst etwas Körperliches sein, mit allen Eigenschaften des Körperlichen, sie sollte nicht nur Klang sein, sondern greifbar, fühlbar, feststellbar auf alle Sinne wirken. Nach alledem strebte man mit ständigem Bemühen . . .

Die folgenden Sprichwortbeispiele bedürfen im einzelnen keiner weiteren Erläuterung mehr. Aus dem Deutschen führen wir noch an:

Das Jus ist eine schöne Braut, wenn sie in ihrem Bette bleibt; so sie aber in andere steigt, wird sie zur Hure.

Wir sind alle Menschen bis ans Knie, dann fängt's Luder an.

An der Jungfer und am Fisch der mittlere Teil der beste ist.

Die Maus soll das Loch suchen, nicht das Loch die Maus. (Frank.)

Erwirb ein Haus, das gemacht ist und eine Frau, die noch zu machen ist

Die Ansicht war gut! sagte Adam und guckte Eva unter das Hemd.

Man sacht, Siewertl saed de Diern, dat Hemd is noch voer (vor).

In vierzig Wochen wird sichs zeigen, Was man gespielt auf deiner Geigen.

Ein Frauenzimmer, das beim Laufen mit dem Hintern wackelt, wenn das nicht eine Hure ist, so lügt das Sprichwort.

Wenn er dir steht, so hast du's weit gebracht.

Wers Glück hat, führt die Braut heim, und wers kann — schläft bei ihr.

Den Ochsen fasse am Horn, den Mann beim Wort und die Frau beim Rock.

Die Weiber sind furchtsam und rufen bald: Petro, steck ein dein Schwert.

Es gibt mehr Scheiden als Degen (Lehmann).

Im Juni und Juli ist der Mund feucht und die V . . . . trocken. (Brant.)

Des Doktors Frau will sein ein Buch, über dem ihr Mann läge.

Ein Fleischlein in mein Töpflein! Sprach die Frau, daß der Mann auf sie steige.

Bei allem gelangt man auf den Grund — nur bei der Votz nicht.

Der Esel will geschlagen, der Nußbaum geschwungen und das Weib geritten sein.

Frau, laß ihn ein, er ist mir ähnlich (Agricola).

Es gilt gleich Vater oder Pater! sagte die Frau in der Nacht.

Geistlich um den Kopf, weltlich um den Bauch, War von je der jungen Nonnen Brauch.

Pfaffen haben's dick mit Huren und Fozen zu tun.

Soll ich euch Brot geben? (Umschreibung für coitieren) sprach der graue Abt zu zwei Mädchen. — Wir haben, erwidert darauf die eine, genug schimmlig Brot zu Hause. (Heinrich Bebel.)

Ein Mohr schwärzt den andern nicht, sagte die Nonne zum Pater, da lag sie auf ihm.

Wie stehn die Gäule? Ist die Hure im Stall? (Sebastian Frank.)

Daß man im Französischen, Italienischen und Spanischen sich der gleichen Tonart befleißigte, mögen diese Beispiele belegen:

Petit pied, grand con.

Chemin jonchu et con velu sont fort propres à chevaucher.



Der Holzschuherpokal

175. Prunkstück von Peter Flötner. Geschnitzte Kokosnuß in Gold gefaßt. Germanisches Museum, Nürnberg

Con reposé est inutile. Et qui ne la contente pas, Elle va ailleurs chercher son repas.

Si la femme connaissait la vertu du céleri sur l'homme, elle en planterait de Paris jusqu' à Rome.

Nunca mujer aguda murió sin herederos — Eine geschickte Frau stirbt nie ohne Erben.

Wenn der Mann seine Frau schlägt, dann lacht die Vulva.

Donna, a cui camminando il cul traballa, se Puttana non è, proverbio falla.

A bravo cazzo mai non manca favor.

Potta ferrarese e cazzo mantuano.

Quando messer Bernardo, il buciacchi, sta in colera et in sua rabbia, non riceve legge, et non perdona a nessuna dama (Wenn Meister Bernardo, der Fleischer, in der Wut ist, erkennt er kein Gesetz an und schont kein Weib). Sprichwort auf die Unzurechnungsfähigkeit der Männer im Stadium der übermäßigen geschlechtlichen Erregtheit.

Greca in letto („Eine Griechin im Bett" — weil diese als besonders feurig und raffiniert in der Liebe galten).

Wenn man konstatiert, daß die Zahl dieser Beispiele, wie jeder Kenner weiß, aus jeder Sprache endlos vermehrt werden könnte, so ist damit auch er⸗wiesen, daß das, was heute von der erotischen Phantasie des Volkes gilt, auch schon für die damalige Zeit galt, daß sie nämlich unerschöpflich war in der Bildung immer neuer erotischer Metapher.

Das gleiche gilt für die Freude an skatologischen Nutzanwendungen in der sprichwörtlichen Volksmoral, wofür wir nur die folgenden Beispiele anführen möchten:

Wer den Arsch ausleiht, muß durch die Rippen scheißen.

Der Finger lehrt den Hintern scheißen (von einem, der lehrt, ohne etwas zu verstehen). Agricola.

Was der Teufel tut, da drückt er stets sein Siegel mit dem Arsch darauf.

Wer die Gelegenheit versäumt, dem weist sie den Arsch.

Der Teufel scheißt auf Messer und Scheide.

Aus einem verzagten Arsch fährt kein fröhlicher Furz.

Man soll nicht Bratwürste im Hundestall suchen.

Schmeckt's gut in der Küche, so schmeckt's desto übler im Abtritt.

Beim Lesen all dieser Sprichwörter und Redensarten darf man nun das eine nie vergessen, daß diese Metapher nicht aus dem Sprachschatz unflätiger, im Schmutze sich wohl fühlender Bauern stammen, sondern daß diese Worte und Vergleiche auch im Munde der Gebildeten waren und bei der Unterhaltung ohne Zurückhaltung auch von den Vornehmsten gebraucht wurden; sie waren zum mindesten in diesen Kreisen ebenso üblich wie in denen der Ungebildeten. Vielleicht ist sogar anzunehmen, daß dies eher der Tenor des Bürgerhauses als der der Gasse gewesen ist, denn der erstere allein wurde aufgeschrieben, der letztere dagegen nicht.

Daß man aber in der Tat selbst in den gebildetsten Kreisen solche Worte und Bilder benutzte, und daß man dort sehr lange in dieser Tonart sich bewegte, dafür haben wir eine Reihe unwiderlegliche Beispiele. Als solche nennen wir nur die Briefe der schon verschiedene mal zitierten Herzogin Elisabeth⸗Charlotte von Orleans. Wir lassen aus diesen als Sprachdokumente einzigartigen Briefen weiter unten, wo von der Briefliteratur der Renaissance die Rede ist, noch einen weiteren folgen, der in dieser Richtung besonders bezeichnend ist, denn sein einziger Gegenstand dreht sich einerseits um die Schilderung der Genüsse des „chier" und andererseits um die der Qualen, die man zu erdulden hat, wenn die Umstände einen verhindern, sich jederzeit und ungestört diesem natürlichen Bedürfnis hinzugeben.



176. Peter Flötner: Holzschuherpokal. Detail: Trinkschale I. Bachuszug

Das obenerwähnte Schimpfwörterlexikon besitzen wir in einem Nürnberger Schimpfdialog zwischen einem Weib und ihrem Mann, der etwa um die Wende des 15. Jahrhunderts verfaßt worden sein dürfte.

Das Weib apostrophiert ihren Mann also:

Ach du schnöder verdammter Bub,
Viel minder ehrenwert bist du denn eine Rub',
Du Völler, Fresser, Säufer und Flucher,
Du heimlicher, tückischer Diebstucher,
Du Speier, Zututler, Lotter und Schmeichler,
Betrüger, Täuscher, Bescheißer und Seicher,
Du Erzschalk, Pfaffentreiber und Leistreter,
Du Würfelleger, Bösewicht und Verräter.
Du Raßler, Hurer, Ehebrecher und — ? —
Du Schindfessel, Frauenschänder, Teufelsknecht,
Du Gatzer und Statzer, du Dummer und Tauber,
Du Gauch, Esel, Narr und Ehrenberauber,
Du Lastermäuliger, schlurschlechtiger Ehrenloser,
Du falscher, unverschämter Afterkoser,
Du Federklauber, Ohrenkrauer, Blodrer und Todrer,
Du Stumpler, Bettler, Schwadrer, Rodrer,
Du Blindenführer, Ehrenstehler, Bosheitstengel,
Du Scheuentag und du Galgenschwengel,
Du Luchs, du Fuchs, du Bauernfeind und Leerstadel,
Pfaffenhagel, Suchenwurfel, du Galgenwadel,
Du Rührbei, Roßmörderer, Zuckenriegel,
Du Leerenschrein, Zuckschwert, du Raupengast,
Du Landrupfer, Suchenwirt, du Galgenast,
Das Beste ist, — wo du kommst gegangen,
Da wirst du allweg zwir empfangen,
Zum ersten vom Teufel, darnach Gott,
Das erst' ist Ernst, das ander Spott.
Sollt' ich deine Bosheit halbwegs sagen —
Mann sprech' — dich sollte das Erdreich nicht tragen.

Auf dieses Hagelwetter von Schimpfworten antwortet der Mann also:

Seit ich dir bin ein solcher Schalk,
So bist du ein schnöder Lasterbalg,
Deine Schand' will ich legen an den Tag.
Du Fleckpolster, du schnöder Sack
Sag mir, bist du was anders doch
Denn ein Handschlitt', eine schwere Bürd und Joch?
Du Komet, du Roßfeil und Überlast,
Du Fegenteufel, Rollfaß, du Schimmelkast',
Du Löschtrog, Harnkrug, leerete Tasch',
Du stinkender Eimer, du kunige Flasch'.
Du Anhang, du schelmiges Aas,
Du Kitteltuch, Teufelsflucht und Rollfaß,
Du Meerwunder, du Unglücksnest, du Falldubel,
Du Maulwurf, du Heerhur', du Lasterschubel,
Du Kupplerin, geiziger Schlund und Nasenrümpf,

Du Spülnapf, Hebenstreit und Wentenschimpf,
Du Viper, Natter, du Wetter, Donner und Blitz,
Du Wölfin, Preckin, Unhold, Pilbitz!
Das Größte will ich vor den Leuten verschweigen,
Ich wollt' dir wohl eine Tanzmaß geigen,
Daß man dir ein' Sack an den Hals würd' kaufen
Und mit dir durch die Pegnitz würde laufen.

Man sieht: Es ist eine nette Kollektion von Liebenswürdigkeiten, über die ein jedes von Beiden verfügt, aber der Mann ist der Frau nicht entfernt ebenbürtig im Lästern und Schimpfen; während sie rund 75 verächtlichmachende Epitheta ihm anzuhängen versteht, bringt er es nur auf rund 45. Doch das kommt wohl erst in zweiter Linie. Die Absicht des Verfassers dieses Dialoges bestand zweifellos vor allem darin, auf diese Weise alle Schimpfwörter zusammenzustellen, die damals in Nürnberg im Schwange waren, und mit denen streitende Parteien sich gegenseitig belegten, und ihrem Ärger und ihrer Wut drastischen Ausdruck verliehen. Aus diesem Grunde kann man dieses Opus ohne Übertreibung ein gereimtes Schimpfwörterlexikon des 15. Jahrhunderts bezeichnen. Und darin beruht auch sein besonderer sittengeschichtlicher Wert. Es offenbart uns die ganze plastische Kraft des Ausdrucks und ist nach dieser besonderen Richtung nicht weniger bedeutsam wie die Sprichwörter. Eine kleine Blütenlese von Schimpfworten, mit denen die Frauen bedacht werden, hat uns auch Klara Hätzlerin in einem Schandgedicht auf die Frauen aufbewahrt, es lautet:

Abgerittene
Böswichtin!
Zerrißne,
Durchtribne,
Ehrenlose,
Frauenschänderin!
Gruntlose,
Hurische,
Inbrünstige
Kotz!
Liegende,
Mißtrauige
Nachrederin!
Offenbare
Blutvergießerin!
Quostenbinderin!
Räudige
Sackhur!
Trunkne
Verräterin!

Es ist ganz zweifellos, daß andere Städte und Länder damals über einen ähnlichen tönenden Wortschatz beim Schimpfen verfügten. —



177. Peter Flötner: Holzschuherpokal. Detail. Trinkschale II. Orgie



178. Peter Flötner: Holzschuherpokal. Detail. Trinkschale III. Orgie

Die Rätselfragen, die in den verschiedenen Zeiten in Kurs sind, offenbaren uns bis zu einem gewissen Grade typisch, welcher Art der Charakter der geselligen Unterhaltung war, wenn man vom Ernst zum Scherz überging, oder wenn man durch Humor und Witz sich die Zeit kürzen wollte. Die in der Renaissance goutierten Rätsel kultivierten nicht nur ebenso wie die Sprichwörter, sondern sogar fast einzig und allein und als ausgesprochenen Selbstzweck das Erotische und Skatologische. Die unverwüstliche und offene Freude am Erotisch-derben triumphiert darin restlos. Das beweisen alle uns aus jenen Zeiten überkommenen Reste.

Die älteste deutsche Rätselsammlung, die existiert, und die wir aus einer um 1487 niedergeschriebenen, in Weimar aufbewahrten Handschrift ausgegraben haben, besteht ausschließlich aus Rätseln, die auf erotischen und skatologischen Zweideutigkeiten aufgebaut sind. Ein Dutzend Proben daraus mögen dies belegen:

Rat was ist das: Es ist hal und geht gen Thal Und ist rauh Und geht den Maiden zwischen den Beinen in den Bauch? — Das ist eine Haselnuß.

Rat was ist das: wöll her, wöll her unter mich und ich oben über dich: Ich will dich pumpernellen, Daß dir der Bauch muß geschwellen? — Das ist ein Bäck der ein Taig unter ihm hat.

Am Rücken lag ich, guter Dinge pflag ich Da wurd mir eingehängt ein Dicker Und ein Langer dennoch blieb mir Über ein groß Geschluder: Rat was ist das? — Das ist, wenn eine ein Kind säugt.

Rat was ist das: Das Rothe das hängt, das Rauhe das hängt, wie gern das Rauhe sehe, daß das Lange in ihm wär? — Das ist eine Katz, die eine Wurst vor ihr sieht und hätt' sie gern.

Rat was ist das: Jungfrauen sollen züchtig sein, Nimmt ihn in die Hand und weißt ihn hinein Und lassen erbarmen den Blinden und Armen? — Das ist ein Löffel damit man ißt.

Rat was ist das: eine Spann lang und füllt die Hand, sticht die Leut und macht schön Bräut. Die Ehefrauen habens gern. Die Jungfrauen mögen sein auch nicht entbehrn? — Das ist eine Bürste, damit man das Haar strählt.

Rat was ist das: es schürzt sich als ein Hur Und hat zwen Schuhe als ein Bub Und hat hinten einen Schnabel? — Das ist ein Mönch, der da hat ein Kutten an.

29*



179. Peter Flötner: Holzschuherpokal. Detail. Sockel I

Was ist das beste an den Heiligen in den Kirchen? — Das ist, daß sie in die Kirchen nicht scheißen.

Rat was ist das? Bei meinen weißen Beinen, Da steht ein Spitzgen, Ist hager und mager und mit Haar wohl beladen: Und was daraus rinnt Das hab Dir? — Das ist ein Rocken daran man spinnt.

Rat was ist das? Meine Mutter hat einen schwarzen Fleck. Und mein Vater einen Zwitzer-Zweck. Da stieß mein Vater seinen Zwitzer-Zweck in meiner Mutter schwarzen Fleck? — Das ist eine Pfann und ein Löffel.

Rat: was ist das allerbeste an der Votze? — Das ist die Lust die einer dazu hat. Etliche sprechen das sei das Beste, daß sie keine Zähn hab.

Rat: Wenn du eine her wollst nehmen Und daß ihr Votzen ganz voll Feuers wär und ihr Ars gläsern wär. Und sein Zagel Stroh wär, und sein Hoden Bleiern wär. Wie wollst du sie hernehmen, daß du ihr den Ars mit den Hoden nicht zerschlügst, und du deinen Zagel nicht verbrennest? So soll sich die Frau auf den Mann legen und so er den Zagel darinnen hat, so soll sie sich dann ein wenig gepruntzen, und er auch. Da verbrennt er des Zagels nit und er zerschlägt ihr auch den Ars mit den Hoden nit.

Die Schildbürgerstreiche, die populärste und berühmteste Schwanksammlung der Renaissance, enthalten ebenfalls ein Kapitel, in dem „Räthersch" zu raten gegeben werden. Auch hier dreht es sich ausschließlich um die erotische und skatologische Zweideutigkeit. Wir lassen dieses Kapitel ungekürzt hier folgen:

Nach solchem, als sich die Schiltbürger wieder niedergesetzt hatten und anfingen trunken zu werden, fingen sie an, einander Rätsel aufzugeben. Der Schultheis, der neben dem Kaiser saß, raunte ihm heimlich ins Ohr: er wisse alles, was sie vorbringen würden, habe es auch gewußt, ehe er auf Spänlein Hausieren konnte, wolle ihm derowegen alles sagen, doch heimlich, damit die Sachen nicht gar zu gemein und dadurch verachtet würden.

Da fingen sie an zu rätseln, also daß der eine sagte: nun rate mir einer dies und rate mir das:

Ich ging zu meiner Gevatterin und bat sie um ihr Arsloch.
Sie gab mirs nicht und lieh mirs doch.
Sie sprach: es ist viel zu klein.
Sie sprach: oh weh, nein.

Ich wills netzen und reiben,
Mit Gewalt hinein treiben,
Doch mit Glimpf und Fug
Ist Faden und Lochs genug.

Bester Junker Kaiser, sagte der Schultheis dem Kaiser ins Ohr, es ist eine Nadel. Aber sagets niemand.

Nach diesem war die Ordnung an einem andern, der sagte:

Der lange hanget,
Die Härin belanget.
Die Härin wett',
Daß sie die lange in ihr hätt'.

Bester Junker Kaiser, sagt der Schultheis zum Kaiser, doch ins Ohr, es ist eine Wurst, auf welche die Katze wartet, bis sie aus dem Kamin herunterfalle (vgl. auch die Weimarer Rätsel. D. V.).

Nach diesem sprach der nächste, der trinken sollte, denn die Ordnung verlangte, daß derjenige, an dem das Trinken ist, auch das Rätsel aufgeben sollte. Und er sprach:

Von außen Haar,
Von innen Haar,
Ein Zapf von Haar darein,
Rat' was mag das wohl sein?

Bester Junker Kaiser, sprach der Schultheis zum Kaiser, es ist ein Instrument, mit welchem die Bauernbengel ihre Köpfe bedecken.

Nach diesem sprach aber ein anderer Schiltbürger:

Ich saß auf dem Plöchlin,
Und sahe mir selbst ins Löchlin.
Ach Löchlin, wie bist du so ungeheuer!
Wie sind um dich die Stich so teuer!

Bester Junker Kaiser, sagte der Schultheis zum Kaiser. Was er aber gesagt hatte, daß dies Rätsel bedeute, habe ich im Exemplar, das von den Würmern zerstochen war, nicht lesen können.

Nach diesem gab er ein anderes auf zu raten und sprach:

Loch gegen Loch
Haar ums Loch,
Knappet manchem das Arsloch.

Bester Junker Kaiser, sprach der Schultheis zum Kaiser, es ist ein Pfeifer mit seine Pfeifen.

Ein anderer Schildbürger sagt, als die Reihe an ihm war:

Ich ging durch ein Gäßlein,
Begegnet mir ein schwarz Pfäfflein,
Ehe ich konnt sagen och,
War es mir schon im Loch.

Bester Junker Kaiser, sprach der Schultheiß zum Kaiser, lasset euch nicht irren, sondern gedenket an einen Dorn, der einem in den Fuß geht.

Noch einer kam hervor, welcher nicht der geringste sein wollte und sprach:

Loch aufs Loch,
Zapf ins Loch
Tetsch für den Ars,
Rat', was ist das?



180. Peter Flötner: Holzschuherpokal. Detail. Sockel II



181. Peter Flötner: Holzschuherpokal. Detail. Sockel III

Bester Junker Kaiser, sprach der Schultheiß zum Kaiser, so bald ich meiner Mutter Euter gesogen habe, ist dieses Rätsel gelöst. Nun will ich auch eines aufgeben, merket auf da hinten:

Frisch Leder, frisch Heut (Haut),
Der Zipfel gehöret in der Leut.
Wann der Zipfel tut hangen,
So ist des Mägdleins Freud vergangen.

Auf dieses des Herrn Schultheißen Rätsel konnte niemand Antwort geben — daß es eine Sackpfeife sei — gabens ihm deshalb gewonnen und hoben den Tisch auf.

Nach aufgehobener Tafel fragten sie den Kaiser, ob er nicht flötzlen (urinieren) wollte, und darnach ihre Bürgerlust sehen. Der Kaiser sagte, des Flötzlens bedürfe er nicht, er wolle aber gern ihre Bürgerlust sehen.

Diese Schwanksammlung hat seit ihrem erstmaligen Erscheinen am Ende des 16. Jahrhunderts eine Menge Auflagen und zwar in fast ununterbrochener Folge erlebt. Daraus allein ergibt sich unzweideutig, welch großen Geschmack das Volk an solcher Kost hatte.

Von teilweise heute noch in Mecklenburg verbreiteten Rätselfragen zitieren wir nach der Sammlung eines Folkloristen die folgenden, von denen die meisten durch ihre Ähnlichkeit mit den eben angeführten Stücken sich deutlich als Produkte der Vergangenheit erweisen:

Keem 'n Mann ut Ruhrland, hadd 'n Ding als'n Arm lang, wenn di Sünn' schient, denn pißt he? — das Auftauen der Eiszapfen.

Ick deen minen Herrn so trug, un weeg' em sien oll frug', un dreh em dat oll ding, dat em dat water mang de Been dörchging? — Ein Schleifstein.

Unten schwarzes Loch, oben blauer Himmel, dick ist der Bengel, rein muß er doch? — Der Schornsteinfeger.

Oh Himmel, oh Himmel, dat Lock is voll Schimmel, dor is in seeben Johr keen Mannsfleesch in wäst? — der Stiefel.

Twischen de Been heff ick en, is dick un fett un ganz mit Hoor besett't? — Reiter und Pferd.

Ick seet up en kleen Blöckchen und keek dörch en kleen Löckchen, ick gedacht in minen Sinn, ach haddst du'n rin? — Nadel und Faden.

Uns' Johann stünn achter de gardin un beseht sin, wull na de Bruut gahn, wull nich stief stahn? — Das Vorhemd.

Dat Bedd is maakt, de Bruut is straakt, de Knecht steit an de Wand, hett't Ding in de Hand un will doroewer her? — Der Drescher.

Stünn 'n Kierl an de Wand, hadd 'n Ding in de Hand, puust't dörch 't Hoorlock, Diern röögt 't Oorslock? — Die Trompete.

Up unsern Hof steit Johann Winkelmann, kümmt Nawers Anna an, fött em an dat Deuweilsding, dat he an to pissen fing? — Die Pumpe.

Zwischen einem Spalt ist mein Aufenthalt, zwischen Fleisch und Bein, da mag ich gern sein: ist der Bauch gefüllet und die Lust gestillet, abgewischt und rein, marsch in die Hosen herein? — Das Messer.

Je länger je lieber, je dicker je stiwer, wenn he rin is, denn knippt he, wenn he rut is, denn bammelt he? — Fisch an der Angel.

Bei den folgenden Rätseldichtungen, die wir ebenfalls der vorhin zitierten Weimarer Handschrift entnahmen, ist die Methode, durch die die Verblüffung beim Hörer erzielt werden sollte, umgekehrt. Ist in den meisten der bis jetzt gegebenen Proben die Frage ganz eindeutig zotisch, die Antwort dagegen gänzlich harmlos, so sind hier die Frage und die beiden ersten Antworten das Harmlose, dagegen besteht die angeblich einzig richtige Lösung in einer Obszönität.

Von dreien Grasmaiden.

Drei Grasmeid' taten einander fragen
Welches Tier am schwersten möcht tragen?
Da sprach die erste: Kein Tier ich weis,
Das da stärker ist denn ein Ameis.
Die trägt groß Blei als sie selbst ist
Dasselb man in der Geschrift liest.
Die ander sprach: Kein Tier ich merk,
Und das da hab eine größere Stärk,
Denn ein Pferd das trägt einen Mann
Da er hat ganzen Harnisch an.
Die dritte sprach: Meine lieben Gespielen!
Ein Tier das zeucht in rauhen Silen
Da will ich euch groß Stärk von sagen,
Das trägt vier Seiten Fleisch an seinem Kragen
Und hinten an seinem Hals zwen Aers
Und heißt mit Verlaub vor den Hoden ein Zers.

* * *

Von dreien jungen Dirnen.

Es saßen zusammen drei junge Dirn
Die taten gar hübschlich disputirn,
Was am längsten wachsen möcht in kurz
Von Holz, von Reben, von Kraut und von Wurz?
Da sprach die erste: da dünkt mich eben
Ich mein, daß ein Hopfenreben
Am längsten wachs in kurzer Zeit
Für alles das dazu wachsen geit.
Die ander sprach: ich dein nit straf
Ich mein ein Schafdarm in einem Schaf
Der wachst am längsten in kurzer Frist
Für alles, das da wachsen ist.
Die dritte sprach: Ich rat das Recht!
Ich schimpfet (scherzet) heut mit unserm Knecht
Da fuhr mir sein Ding in die Hand ganz bloß,
Das wuchs darinnen so lang und groß
Hätt ich's eine Stund gehabt beim Zaum
Es wär gewachsen größer denn ein Weißbaum.

* * *

Von den Kuchenmaiden.

Es saßen zusammen drei Kuchenmaide,
Die fragten an einander auf ihr Eide,
Zu sagen treulich und ohne geverde
Welches Fleisch das zähst zu sieden wär?
Da sprach die Erst: Einer alten Kühe,
Die bedarf großer langer Mühe.
Die ander sprach: eine Schneegans
Die hat ein solcher Grans,
Zwen Tag bedarf sie ohne Spott.
Da sie das Alter auf ihr hot
Da sie gar wohl gesieden mag
Und auch darnach zu essen taug.
Da sprach die dritte: Eines Mannes Schnabel
Eine Spann gewachsen unter seinem Nabel,
Der bedarf zu sieden die größte Mühe.
Da blasen stetigs zwen Bläsbalg zu
Die sein beschwert mit zweien Plechen
Die alleweil auch stark hinten zu Föchen
Darum solchs Fleisch am aller zähsten ist zu kochen.

* * *



182. Becher aus Elfenbein geschnitzt. I



183. Becher aus Elfenbein geschnitzt. II

Von dreien Fleischhackerinnen.

Drei Fleischhackerinnen zusammen kamen,
Eine Frag sie alle drei vor sich nahmen:
Welches Thier am besten wär zu schinden?
Da sprach die erste: In meinem Empfinden
Nimmt keines zu schinden länger Frist
Denn ein Gaisbock tut, der fest alt ist.
Da sprach die ander zu Hand
Zu schinden ich nie bessers erkannt,
Als da mag gesein ein Igel
Des Haut gerauet ist als ein Striegel
Mit scharfen Dornen überspitzt,
Darin man sich gar bald verhitzt.
Die dritte sprach: Mich schlag der Hagel
Da weiß ich, daß eines Mannes Zagel
Zu schinden bedarf das längste Ziel.
Und ich euch das bescheiden will:
Wann ich mich eines hab verwunden
Und gar viel hab daran geschunden,
Noch wollt mein Schinden nie entsprießen,
Daß ich ihn weiter denn um den Kopf möcht entblößen.

* * *

Von dreien Nonnen.

Drei Nonnen fragten an einander mehr:
Welches das allerbest Wildbret wär?
Die erste sprach: Rebhühnlein, die sein mürb
Der nehm ich genug bis ich stürb.
Nach keinem bessern wollt ich nicht fragen
Und wär ich erst eines Kindes genesen.
Die ander sprach: eines wilden Hirschen
Darnach man muß paissen und pürschen.
Den trägt man mit Ehren einem Fürsten für,
Kein bessers Wildpret ich nit spür.
Die Dritte sprach zu den zweien:
Ich wills beweisen mit Gelehrten und Laien
Daß ich das best Wilpret will erraten,
Das bedarf man weder sieden noch braten.
Man ißt es, roh und ungesotten
Und ist rauh und hat zwei Knoten
Und wächst an einem klein schmalen Flecklein
Das tragen die jungen Gesellen zwischen
Den Beinen in einem blauen Säcklein.

Gleichartig sind sich alle diese Rätselfragen darin: In allen ohne Ausnahme handelt es sich im Gegensatz zu den Sprichwörtern unbedingt um Zoten und zwar um beabsichtigte Zoten. Trotz der harmlosen Auflösung der zuerst angeführten Rätsel sollte und konnte durch die nichts weniger als harmlose Fragestellung nur eine obszöne Wirkung bei den Hörern entstehen. Das letztere war der Zweck, und darin bestand also auch das einander bereitete Vergnügen.

Natürlich müssen wir auch gegenüber den Rätseln zuerst die Frage erheben: in welchen Klassen und Kreisen wurde an Derartigem Gefallen gefunden? Und die Antwort ist die gleiche wie bei den Sprichwörtern: in allen! Die wirklich vorhandenen Unterschiede waren zweifellos nur Unterschiede des Grades. Die ungehobelten Bauern mögen in der Formulierung der einzelnen Rätsel „unflätiger", die Mönche noch robuster, das vornehme Bürgertum und der Adel „pikanter" gewesen sein, aber das Wesen war überall das gleiche.

Durch besonders viel Beispiele und Dokumente wird die Herrschaft der derbsten Zote bei den Mönchen und Geistlichen erwiesen. Aber diese Erscheinung liegt aus verschiedenen Gründen in der Natur der Sache. An alle unzüchtigen Dinge ex officio gewöhnt, und infolgedessen die größten Sachkenner in Fragen der Technik der Liebe, waren die Mönche und Priester förmlich die prädestinierten Zotenreißer. Sie wurden schließlich zu den unübertroffenen, weil sie kraft ihrer umfangreicheren Bildung das Wort am gewandtesten meisterten und außerdem gezwungen waren, die Sprache des Volkes zu reden, um auf die Massen zu wirken. Gerade die Klügsten unter ihnen redeten und predigten daher häufig nur in Zoten. Und diese waren ebenso oft auch die erfolgreichsten, jene die den größten Zulauf



184. Becher aus Elfenbein geschnitzt. III. Henkel

hatten. Wir denken dabei gar nicht an die kühnen Sittenschilderer auf den Kanzeln wie Geiler, Murner und ähnliche, sondern an wirkliche Zotenreißer im Mönchsgewand, von deren Stücklein die Fazetiensammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts förmlich strotzen.

Welch unübertreffliche Meister der Zote die Diener der Kirche waren, erweisen aber auch noch andere Dokumente. Und zwar vor allem die schon in anderem Zusammenhang besprochenen Beichtvorschriften und Moraltheologien. Diese wahnwitzigen Elaborate sind häufig nichts anderes als Zotensammlungen. Und ihre Verfasser wollten in diesen Fällen sicher auch gar nichts anderes damit schaffen. Es war geistige Onanie, was sie bei der Abfassung trieben, und wodurch sie ihre Geilheit, die sie auf natürlichem Wege nicht auslösen durften, wenigstens geistig auslösten. Nicht anders wie als bloße Zotensammlungen haben darum manche dieser Werke auf ihre klösterlichen Leser gewirkt. Pierre Dufour charakterisiert in seiner Geschichte der Prostitution einige solche Autoren und ihre aus geistiger Unzucht geborenen Werke; er schreibt u. a. (Bd. V und VI S. 8):

Der Spanier Sanchez, mit Recht ingens cloaca impuritatum, Bibliotheca Veneris, Ilias impuritatum, Docteur en paillardise und Dreckkäfer genannt, Sanchez, der dreißig Jahre lang über diesem Kodex des Priaps brütete, sitzend auf kaltem Marmor und die Füße in die Luft streckend, ohne je Salz, Pfeffer oder Essig zu genießen, steht oben an mit seinem Folianten „De S. matrimonii Sacramento", Antwerpen 1607, und man staunt über die Approbation des theologischen Zensors: legi et perlegi maxima cum voluptate! (Ich hab's mit dem größten Vergnügen gelesen und wieder gelesen), die größte Naivetät eines Pfaffen, dessen Einbildungskraft sich dann wieder empört über den Titel eines geometrischen Buches „Des sections coniques" und den Titel lieber umwandelte in sections chroniques.

In Klosterbibliotheken fehlt dieses Buch nie oder selten, und zu wie viel stummen Sünden mag es verleitet haben! Ich ließ mir dies berüchtigte Werk einst geben und fand die beiden Abschnitte „de impedimentis et de debito" am meisten gelesen, und recht eigentlich befleckt bis zum Zusammenkleben der Blätter! Die sorgfältige Aufzählung des Debiti ratione modi s. situs schien mir aber lange nicht so skandalvoll als diese Stelle: „Pollutio praeter intentionem, s. g. ex audentia confessionum, non est culpa iethalis — experientia enim compertum est, quantum doloris est molestiae ille pruritus in partibus verendis offerat et esse difficillimum, ne dicam, moraliter impossibile a refricatione abstinere! — Nemo damnat mundantem verenda a lanugine, sanguineque menstruo, quamvis inde subsequatur pollutio, ergo si necessitas in hoc casu excusat, excusabit pariter in illo!"

Benzi lehrt ausdrücklich: „Vellicare genas et mammillas Monialium tanquam est tactus sub impudiens et de se venialis". Busenbaumii Medulla Theologiae moralis (1652), einst in allen katholischen Studentenhänden, ist so voll Zoten, daß der Verfasser selbst die Folgen seiner Moral voraussehend, förmlich absolviert. „Non obstante periculo pollutionis licet studere casibus conscientiae: und solche rare Kasus enthalten das besondere Kapitel! „an aliquando liceat procurara pollitionem? Licet ob finem honestum v. g. minuendae tentationis, sanitatis tranquillitatis animi, exone rationes naturae optare, modo desiderium non sit causa efficax!"



185. Nachzeichnung einer Beineinlage auf einer Zündkrautflasche. Zeughaus, Berlin

Als weitere derartige berühmte Zotenreißer von heiligem Amts wegen, führt Dufour noch an (a. a. O. Bd. V. S. 10)



186. Tierbegattungsszene. Kupferstich von Paul Flint. Goldschmiedvorlage

den Spanier Tiraquea, den Italiener Nevizian, den Niederländer Beverland und verschiedene andere.

Doch in allen derartigen Moraltheologien handelt es sich um eine kaschierte, weil krankhafte Zotologie. Uns dagegen handelt es sich hier mehr um die offene Freude der Kleriker an der Zote. Und da steht denn unzweifelhaft fest, daß sich unter den Mönchen und Klerikern aller Konfessionen, unbedingt die größten Zotenreißer befanden. Wenn Mönche fröhlich beim Becher saßen, dann waren die derbsten Zoten die mit dem größten Beifall aufgenommenen Unterhaltungsbeiträge. War gar der Wein den Zechenden zu Kopfe gestiegen, dann trieb man's derart toll, daß die Gemeinheit überhaupt nicht mehr überboten werden konnte. Ein Beispiel dafür. Theiner schreibt (a. a. O. Bd. II S. 798):

Ans Unglaubliche grenzt, was von der Unverschämtheit erzählt wird, mit welcher die Geistlichen ihre Unzucht zur Schau trugen. Bei nächtlichen Freß- und Saufgelagen war der Besitz des mannhaftesten männlichen Glieds bisweilen ein Gegenstand der Wette zwischen den Geistlichen und den Bauern.

Man darf freilich nicht vergessen: etwas Wichtigeres gab es damals für viele Diener der Kirche nicht, um in ihrem Sinne würdig der „Seelsorge" obzuliegen . . .

Ähnliche Scherze sind auch in der ritterlichen Gesellschaft, auf Schlössern und Burgen, der Brauch gewesen. Dem engen geistigen Horizont des Adels und seinen sonstigen Lebensusancen entsprach dies auch vollkommen. Die bestätigenden Beweise dafür werden wir, weil sie teilweise auf anderem Gebiete liegen, jedoch erst weiter unten bringen. Dagegen ist hier der freie Ton in der geselligen Unterhaltung des Adels und der Höfe zu dokumentieren.

Über den freien Ton, der in der vornehmen höfischen Gesellschaft Frankreichs der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gang und gäbe war, orientiert uns Brantôme durch Anführung einer Reihe bezeichnender Unterhaltungen, von denen wir einige hier wiedergeben (a. a. O. S. 230):

„Ich hörte von einer großen Dame, die eines Tages einen jungen Edelmann sah, der sehr weiße Hände besaß, und ihn fragte, woher das käme. Er antwortete, lachend und im Scherz, das käme daher, weil er sie so oft mit Sperma wüsche. ‚Da bin ich schlimmer daran,‘ versetzte die Dame, ‚denn ich wasche nun bereits seit sechzig Jahren meine V... damit‘ (sie sagte das Wort gerade heraus), ‚und sie ist noch genau so schwarz wie früher. Und dabei wasche ich sie doch alle Tage damit.‘“

Die große Dame, die derart „pikant“ zu antworten verstand, war niemand anders als die Königin Katharina von Medici. Diese hohe Dame schilderte übrigens bei einer anderen Gelegenheit, wo die Damen sich verpflichteten, selbst eine Beschreibung ihrer intimsten Reize zu geben, wenn die Herren ebenso offen verraten würden, welchen Vorzügen sie die letzte Gunst bei den Frauen zu verdanken hatten, ihre intimste frauliche Schönheit mit folgenden Worten:

„Ich trage dort drei schöne Farben zu gleicher Zeit: Schwarz, Weiß und Rot. Denn jener Mund dort ist rot wie Korallen, das krause Haar ringsherum schwarz wie Ebenholz und die Haut weiß wie Alabaster.“

Ein zweites von Brantôme überliefertes Beispiel ist dieses (a. a. O. S. 359):

„Eine andere Dame sagte: ihre Vulva habe die Natur der Hennen, die, wenn sie nicht genügend Wasser trinken, den Pips bekommen und sterben. So bekäme auch ihre Vulva den Pips, wenn man ihr nicht oft zu trinken gäbe; aber sie brauche etwas anderes als Brunnenwasser. Eine andere Dame sagte, sie habe die Natur eines schönen Gartens, der sich nicht mit dem Wasser des Himmels begnüge, sondern einen Gärtner nötig habe, um fruchtbar zu sein.“

Ein drittes Beispiel ist der folgende Dialog zwischen einem Edelmann und einer vornehmen Dame (a. a. O. S. 429):

Eine schöne Witwe von 30 Jahren, die eines Tages mit einem Edelmann scherzte oder besser gesagt, ihn zur Liebe anlocken wollte, stieg einst zu Pferde, wobei der vordere Teil ihres Mantels an irgend etwas hängen blieb und ein wenig einriß; da sagte sie zu ihm: „Sehen Sie, was Sie mir da gemacht haben? Sie haben mir mein Vorderteil zerrissen!“ „Ich werde mich wohl hüten“, antwortete der Edelmann, „ihm ein Leid zuzufügen, denn es ist zu hübsch und reizend“. „Was wissen Sie davon?“ fragte sie. „Sie haben es ja noch gar nicht gesehen.“ „Wie? Wollen Sie leugnen,“ versetzte der Edelmann, „daß ich es wohl hundertmal gesehen habe, als Sie ein kleines Mädchen waren, wo ich es oft, wenn Sie sich zufällig aufstreiften, in Muße betrachten konnte.“ „Ja“, sagte sie, „damals war es noch jung und bartlos und wußte noch nichts von der Welt. Heute aber, wo es einen Bart hat, sieht es ganz anders aus, und Sie werden es nicht mehr wiedererkennen.“ „Immerhin,“ gab der Herr zurück, „befindet es sich noch immer an derselben Stelle, und ich glaube, ich würde es dort finden.“ „Ja,“ sagte sie, „das stimmt, es ist noch an demselben Platz, obgleich mein Gatte es viel hin und her bewegte und mehr herumgezerrt hat als Diogenes seine Tonne.“ „Ja,“ fragte er, „was macht es denn nun, wo es keine Bewegung mehr hat?“ „Es geht ihm wie einer Uhr, die nicht aufgezogen ist.“ „Geben Sie acht,“ versetzte er, „daß es Ihnen dann nicht ergeht, wie den Uhren, deren Federn mit der Zeit verrosten, wenn sie nicht beständig aufgezogen werden.“ „Diese Vergleiche“, sagte die Dame, „sind nicht ganz zutreffend, denn die Federn der Uhr, die Sie im Sinn haben, sind niemals dem Rost ausgesetzt, sondern immer in gutem Zustande und können jederzeit wieder aufgezogen werden.“ „Wollte Gott,“ entgegnete der Edelmann, „daß die Stunde zum Aufziehen gekommen wäre und ich der Uhrmacher wäre!“ „Wenn der Tag gekommen ist“, sagte die Dame, „werden wir es nicht versäumen, und aus dem Fest einen Arbeitstag machen. Und Gott gebe, daß ich denjenigen, der sie aufziehen wird, ebenso liebe, wie Sie.“



187. **Pulverflasche.** Aus einem Hirschhorn geschnitzt

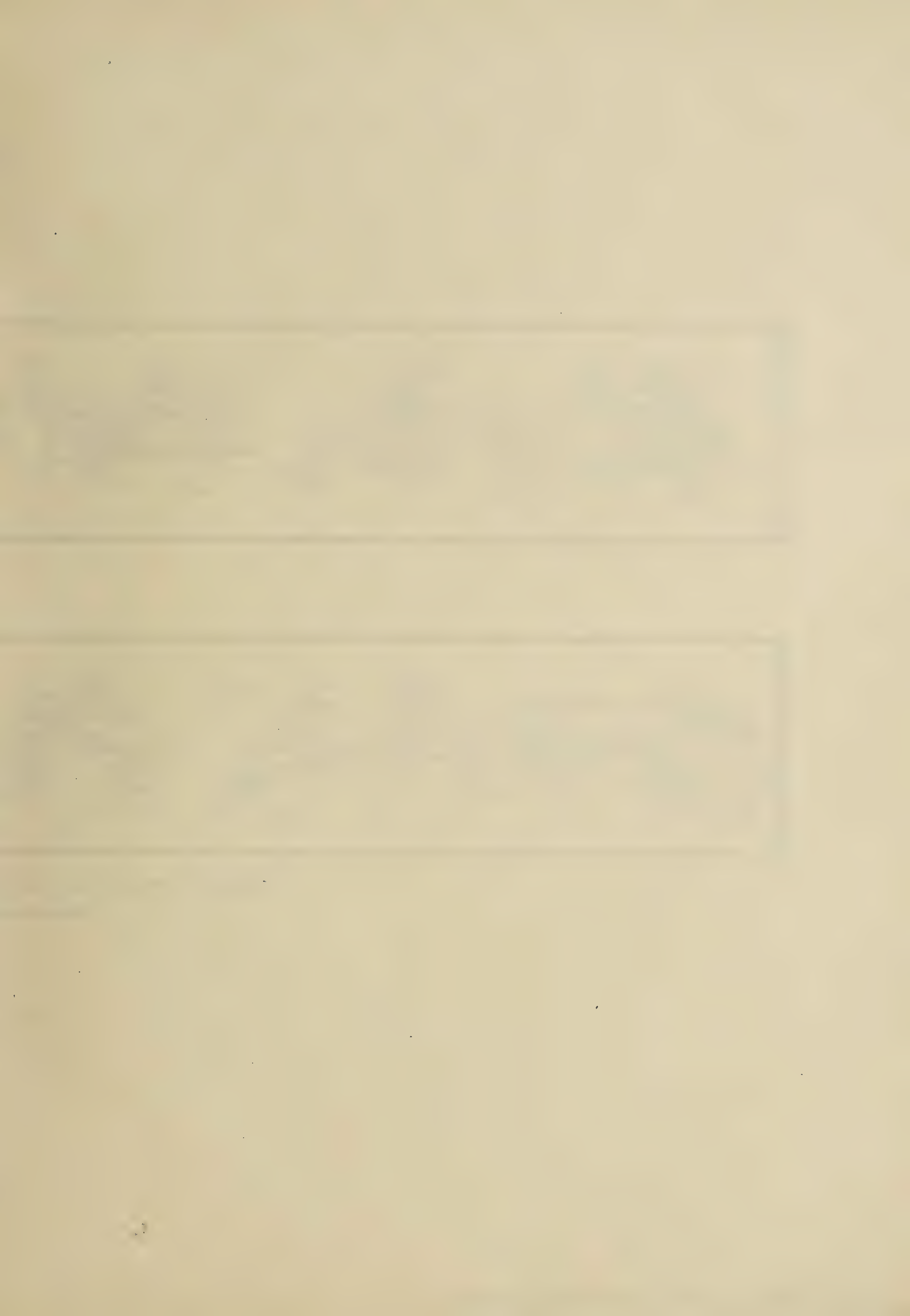
Gegenüber diesen Dokumenten wird man zugeben müssen, daß ein anderer Sittenschilderer kaum zu viel behauptet hat, wenn er sagte: „Die Hofdamen am Hofe Franz I. haben den gesamten Sprachschatz der Prostitution zu Ehren gebracht.“ Und auch, daß das nicht zu viel ist, wenn ein Dritter folgende charakterisierende Ausführungen über die höfischen Sitten seines Landes und seiner Zeit machte:

Die Unterhaltungen zwischen den Herren und Damen sind stets höchst verliebter Art und drehen sich nur um die Schilderung der Kämpfe der Venus und des Priap, die sie mit ihren Freunden und Freundinnen bestanden haben. . . . . Nach dem Geschmack der meisten Damen ist es, wenn ihnen ein Courmacher von ihren geheimen Reizen das genaueste Gemälde macht, so wie er es sich in seiner Phantasie ausmalt, und weiter, wenn er mit den deutlichsten Worten beschreibt, auf welche besondere Art er seiner Zärtlichkeit ihnen gegenüber Ausdruck verleihen möchte. Auch sind sie niemals beleidigt, wenn ihnen ein Kavalier auf geschickte Weise den Zustand offenbart, in den ihn die Vorstellung von ihren Reizen bringt . . . . Wenn ein Herr ein Gespräch mit einer Dame bei der Schilderung eines mit einer anderen Dame gehabten Liebeskampfes geile Worte gebraucht, hat er nicht zu fürchten, deren Zorn zu erregen, aber er würde in den meisten Fällen ausgelacht und als dumm und tölpelhaft gescholten werden, wenn er gewisse Einzelheiten nur andeutete . . . . Zahlreiche der schönsten und edelsten Damen lieben gerade die unzüchtigsten Worte in der Unterhaltung und sie benützen selbst solche, um dadurch die Lüsternheit ihrer Gesellschafter aufs Höchste zu reizen . . . .

Vergleiche damit auch die Ergänzung zu S. 249—251.

Hier ist als eines ergänzenden Kommentares auch der schriftstellerischen Betätigung einzelner vornehmer Damen jener Zeit zu gedenken. Bekannt ist, daß die Königin von Navarra den Heptameron verfaßte, in dem sie ein Seitenstück zu Boccaccios Dekamerone liefern wollte, und daß sie diesem wenigstens an Kühnheit der Motive häufig ebenbürtig geworden ist. Weniger bekannt dagegen ist die Schriftstellerei der Margarete von Valois, der Gemahlin Heinrich IV. Diese Dame hat sogar ihre eigenen Abenteuer geschildert. So in einem geistreichen Dialog auf das denkbar kühnste ein erotisches Abenteuer, das sie mit einem zwar sehr dummen aber anscheinend um so raffinierteren Liebhaber gehabt hat. Dieser Dialog, der später auch im Druck erschienen ist, lautet: „La Ruelle mal assortie, ou Entretiens Amoureux d'une Dame Eloquente avec un Cavalier Gascon plus beau de corps que d'Esprit et qui autant d'ignorance comme elle a de scavoir.“ Wir drucken hier den Schluß dieses Dialogs ab, wo der in Worten so wenig beredte Liebhaber von der um so beredteren Dame Urania (d. i. die Königin) aufgefordert wird, zur Tat überzugehen, worin er sich nach der Ansicht der Dame um so beredter erweise:

„Urania. Das ist ein schönes Kauderwelsch, man muß zugestehen, daß es wenig Mühe kostet, Euch eine Dummheit aufsagen zu lassen, ich bekenne, daß ich im Unrecht war, Euch zum Sprechen zu zwingen, während Ihr größere Grazie im Schweigen besitzet. Man muß denn in Zukunft diesen schönen Mund zu anderem Gebrauch verwenden und ein anderes Vergnügen daraus ziehen, der Natur verzeihend, die so viel darauf verwandt hat, den Leib schön zu machen und nichts mehr für den Geist übrig behielt; behaltet diese schöne Rede für Eure andern Geliebten, und so lange dieser Alkoven noch frei von diesen schrecklichen Leuten ist, die unsere Lust unterbrechen werden, will ich einige Genugtuung aus dieser Stummheit ziehen, die nicht antwortet; und wenn schon keine Worte, so will ich was anderes Süßes daraus haben. Kommt also, mein Mignon, Ihr seid mir lieber nah als fern; Ihr eignet Euch auch besser für das Schmecken als für das Hören. Suchen wir unter einer unendlichen Zahl von Küssen einen, den zu wiederholen am

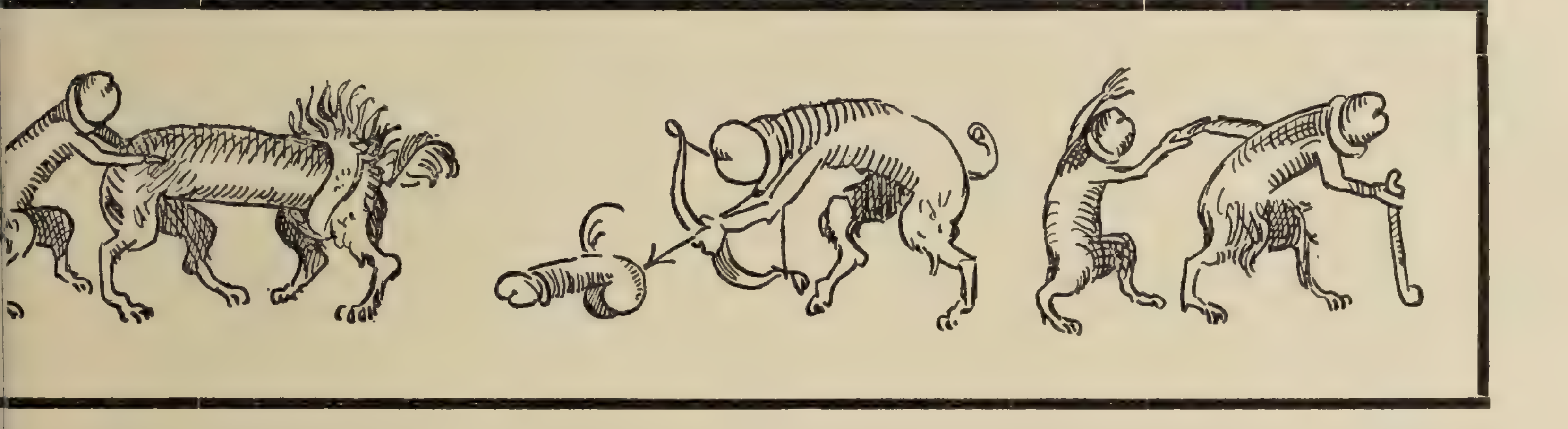






Phallische Gravüren auf einer französiscl

Original im B





…h Degenkligne aus dem 17. Jahrhundert
…ener Zeughaus

Albert Langen, München



Schönsten ist. O, wie passen wir süß und gut zueinander! Es entzückt mich, kein kleinster Teil an mir, der nicht Anteil daran nimmt, wo nicht kleine Funken der Wollust aufsprühen! Aber ich sterbe ja daran! Ich bin ganz benommen und erröte bis in die Haarwurzeln darüber. Ha! Ihr überschreitet die Erlaubnis! Einer wird erkennen, daß Ihr an dieser Tür wart. Nun, jetzt scheint Ihr in Eurem Element zu sein, und wo Ihr mehr als irgendwo sonst zur Geltung kommt. Ha! Ich bin ganz außer Atem, ich kann mich nicht mehr halten und bekenne, daß, so schön auch das Reden ist, diese Umarmung übertrifft es bei weitem. Und man kann wohl sagen, ohne sich zu täuschen: Nichts Süßeres gebe es, wenn es nicht so kurz wäre."

Ein Frauengeschlecht, aus dessen Federn solche Schilderungen fremder und eigener Alkovenabenteuer flossen, mußte ohne Zweifel Ohren und Geschmack für die kühnste Freiheit in Worten haben!

Die Freiheit des Tones war an den anderen Renaissancehöfen im Wesen naturgemäß gleichartig, denn die gleiche historische Voraussetzung führt immer zum selben Resultat. In einer Schilderung des spanischen Hofes der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist u. a. der folgende Fall erwähnt:

Der Anbeter einer Dame sagte einst zu dieser, indem er sie begrüßte: „Bezo las manos y los pies, senora", — „Madame, ich küsse Ihnen die Hände und die Füße", — worauf sie erwiderte: „Señor, en el medio está la mejora stacion" — „Mein Herr, in der Mitte finden Sie das Beste". Damit wollte sie sagen, daß er ebensogut ihren Schoß wie ihre Hände küssen könne.

In dem französisch geschriebenen Sittenspiegel des Spaniers Sanchez heißt es (S. 20):

Die Damen keines anderen Landes führen hinter ihren Fächern so gerne unzüchtige Gespräche als wie die scheinbar so züchtigen Spanierinnen. Und wenn sie maskiert sind, grollen sie keinem Manne, wenn er ihnen mit den kühnsten Worten seine Begierden schildert, die ihr Anblick bei ihm rege gemacht haben.

Und als Kommentar hierzu führt Sanchez das folgende Beispiel an (a. a. O. S. 32):

Ein vornehmer Adliger sagte zu einer schönen Hofdame, als sie gemeinsam vom Balkon des Schlosses aus dem Zureiten eines widerspenstigen andalusischen Hengstes zuschauten: ‚Ich wäre glücklich, wenn ich diese Nacht zwischen ihren schönen Schenkeln ebenso festgehalten würde, wie dieser Hengst von seinem kühnen Bereiter.' Obgleich die Dame erst vor wenigen Stunden die Bekanntschaft dieses Kavaliers gemacht hatte, war sie über diese kühnen Worte nicht im geringsten beleidigt, sondern ohne eine Miene zu verziehen (denn ihr Gatte befand sich nur wenige Schritte entfernt), erwiderte sie: ‚Wenn Sie sich ebenso fest und ebenso lang im Sattel zu halten vermögen wie dieser Reiter, wird es einzig von Ihrer Geschicklichkeit abhängen, bei den schönsten andalusischen Stuten in Sattel zu steigen.' Durch diese Worte verriet die schöne Dame ihrem feurigen Courmacher nicht minder kühn, unter welchen Bedingungen er auf ihre Bereitwilligkeit rechnen dürfe.

Über den Ton am englischen Hofe zur Zeit Shakespeares findet sich bei Brandes das folgende Resumé (a. a. O. S. 19):



183. Nachzeichnung einer Beineinlage auf einer Armbrust



189. Nachzeichnung einer Beineinlage auf einem Morgenstern mit Schießvorrichtung. Zeughaus, Berlin

Der Ton bei Hofe war im ganzen äußerst schlecht, das Verhältnis zwischen den beiden Geschlechtern leichtfertiger, als man es unter einem Könige, der sich im allgemeinen aus Weibern nichts machte, annehmen sollte. Die Sitten waren grob, die Sprache roh. Wir treffen in den Briefen des Staatsmannes Sir Dudley Carleton die Beschreibung von den Abenteuern einer Brautnacht, die damit endigt, daß der König in seinem Nachtgewande des Morgens an das Bett der Braut geht, um sie zu wecken, und eine Zeitlang bei ihr verweilt (in or upon the bed. Chuse which yon will believe). In öffentlichen Kundgebungen bezeichnet James seine Königin als our dearest bed fellow. In dem teils törichten, teils obszönen Briefwechsel zwischen James und dem Nachfolger Carr's Buckingham, unterzeichnet dieser sich Your dog (Euer Hund) und James redet ihn an Dog Steenie.

Nicht viel anders war die Tonart an den deutschen und italienischen Höfen. Von der Schwester Kaiser Maximilians wird berichtet, daß sie auf die Bemerkung, ihr Bräutigam, der Herzog von Mantua, sei bucklig, erwidert habe: „Non importa purchè la campana habbia qualche diffetto, ma qu'il sonaglio sia buono." (Es schadet nichts, daß die Glocke einen Fehler hat, wenn nur der Klöppel gut ist.) —

Bezeichnend für den Ton einer Zeit ist auch deren Brieflitteratur. Aus der Brieflitteratur der Renaissance geben wir die folgenden Proben. Naiv derb macht die Herzogin Dorothea, die Gemahlin des Herzogs Albrecht von Preußen, im Jahre 1532 einer befreundeten Fürstin, die ihr zum Tod eines Töchterchens ihr Beileid ausgedrückt hatte, das folgende Bekenntnis:

„Als auch Euere Liebden mit uns des tödtlichen Abganges halber unserer jüngsten Tochter ein herzliches Mitleiden tragen, thun wir uns gegen E. L. freundlich bedanken, und sind zu Gott getroster Hoffnung, er werde uns nach solcher Betrübniß mit einem jungen Erben wiederum gnädiglich erfreuen und begnadigen, denn wir unserem Herrn und Gemahl, der sein Werkzeug weidlich braucht und nicht feiert, gar keine Schuld zu geben wissen."

Eine schöne Hofdame der berühmten Isabella Gonzaga schreibt nach Lothar Schmidt an deren Sohn (a. a. O. S. 44):

„Madama Alda küßt Ew. Herrlichkeit die Hand. Die Nocenzia und ich, Brogna, küssen die Schenkel und jenen Teil, der am meisten daran gefällt. Wir bitten Ew. Herrlichkeit, Sie möge den Körper der Frau Herzogin berühren und uns der Frau Herzogin und ihrem Kleinen empfehlen."

Die herzogliche Herrlichkeit, an die diese Zeilen gerichtet waren, zählte damals gerade knapp gemessene zehn Jahre, als diese delikate „Huldigung" aus Frauenmund an ihn gerichtet wurde!

Ähnliche Beispiele aus der damaligen Brieflitteratur ließen sich noch unzählige beibringen. Doch sind diese Dokumente durchwegs weniger charakteristisch wegen der Freiheit des Tones, der in ihnen herrscht, denn diesem begegnet man im Privatbriefe zu allen Zeiten, — die meisten Männer und Frauen von Temperament, Kraft und Sprachgewandtheit haben an die Geliebte oder den Ge-

liebten mehr oder weniger erotische Episteln gerichtet, — als vielmehr wegen des besonderen Wesenszuges der Sinnlichkeit in den betreffenden Klassen jener Zeiten. Nur speziell in dieser Richtung ist die Brieflitteratur einer Epoche verwendbar.



190. Nachzeichnung einer an dem umstehenden Radschloß befindlichen Figur

Um so wichtiger dünken uns die beiden folgenden Briefe, deren wir oben (S. 224) schon Erwähnung getan haben; das Schreiben der Herzogin Elisabeth-Charlotte über das Thema „chier" an die Kurfürstin von Hannover und die auf den gleichen Ton gestimmte Antwort der Adressatin.

Die Herzogin von Orleans schickte über dieses mißduftige Thema die folgende lange Epistel an ihre kurfürstliche Freundin:

„De Fontainebleau, 9. octobre 1694.

Vous êtes bien heureuse d'aller chier quand vous voulés, chiez donc tout votre chien de sou Nous n'en sommes pas de même ici, où je suis obligée de garder mon etron pour le soir; il n'y a point de froitoir aux maisons du côté de la forest. J'ai le malheur d'en habiter une, et par conséquent le chagrin d'aller chier dehors, ce qui me fache, parce que j'aime à chier à mon aise, et je ne chie pas à mon aise quand mon cul ne porte sur rien. Item tous le monde nous voit chier; il y passe des hommes, des femmes, des filles, des garçons, des abbés et des Suisses vous voiez par là, que nul plaisir sans peine, et que si on ne chioit point, je serois à Fontainebleau comme le poisson dans l'eau. Il est très chagrinant que mes plaisirs soient traversés par des etrons; je voudrais que celui qui a inventé de chier, ne pût chier lui et toute sa race qu'à coups de bâton! Comment mardi? qu'il faille qu'on ne puisse vivre sans chier? Loyez à table avec la meilleure compagnie du monde, qu'il vous prenne envie de chier, il faut aller chier ou crever. Ah! maudit chier! je ne sache point de plus vilaine chose que de chier. Voiez passer une jolie personne. bien mignonne, bien propre, vous vous récriès ah, que cela seroit joli si cela ne chioit pas! Je le pardonne à des crocheteurs, à des soldats aux gardes, à des porteurs de chaises, et à des gens de ce calibre là. Mais les Empereurs chient, les Imperatrices chient, les Roys chient, les Reines chient, le Pape chië, les Cardinaux chient, les Princes chient, les Archevêques et les Évêques chient, les Curés et les Vicaires chient. Avoués donc que le monde est rempli de vilaines gens! Car enfin on chië en l'air, on chië sur la terre, on chië dans la mer, tout l'univers est rempli de chieurs, et les rues de Fontainebleau de merde; principalement de la merde de Suisse; et ils font des etrons — gros comme Vous, Madame. Si vous croyez baiser une belle petite bouche, avec des dents bien blanches, vous baisez un moulin de merde; tous les mets les plus delicats, les biscuits, les pâtés, les tourtes, les farcis, les jambons, les perdrix et faisans, etc. le tout n'est que pour faire de la merde mâchée, etc."

Daß es sich in diesem Schreiben absolut nicht um die Betätigung einer perversen Phantasie handelte, erweist der kurfürstliche Panegyricus, der als Antwort auf diesen Brief zurückkam. Die Kurfürstin von Hannover schrieb:

„Hanovre, à 31 d'octobre 1694.

C'est un plaisant raisonnement de merde, que celui que vous faites sous le sujet de chier, et il paroît bien que Vous ne connoissés guère les plaisirs, puisque vous ignorez celui qu'il y á chier; c'est le plus grand de vos malheurs, il faut n'avoir chié de sa vie, pour n'avoir senti le plaisir qu'il y a à chier; car l'on peut dire que de toutes les nécessités à quoi la nature nous à assujettis, celle de chier est le plus agréable. On voit peu de personnes qui chient, qui ne trouvent que leur etron



191. Nachzeichnung einer an dem umstehenden Radschloß befindlichen Figur

31*

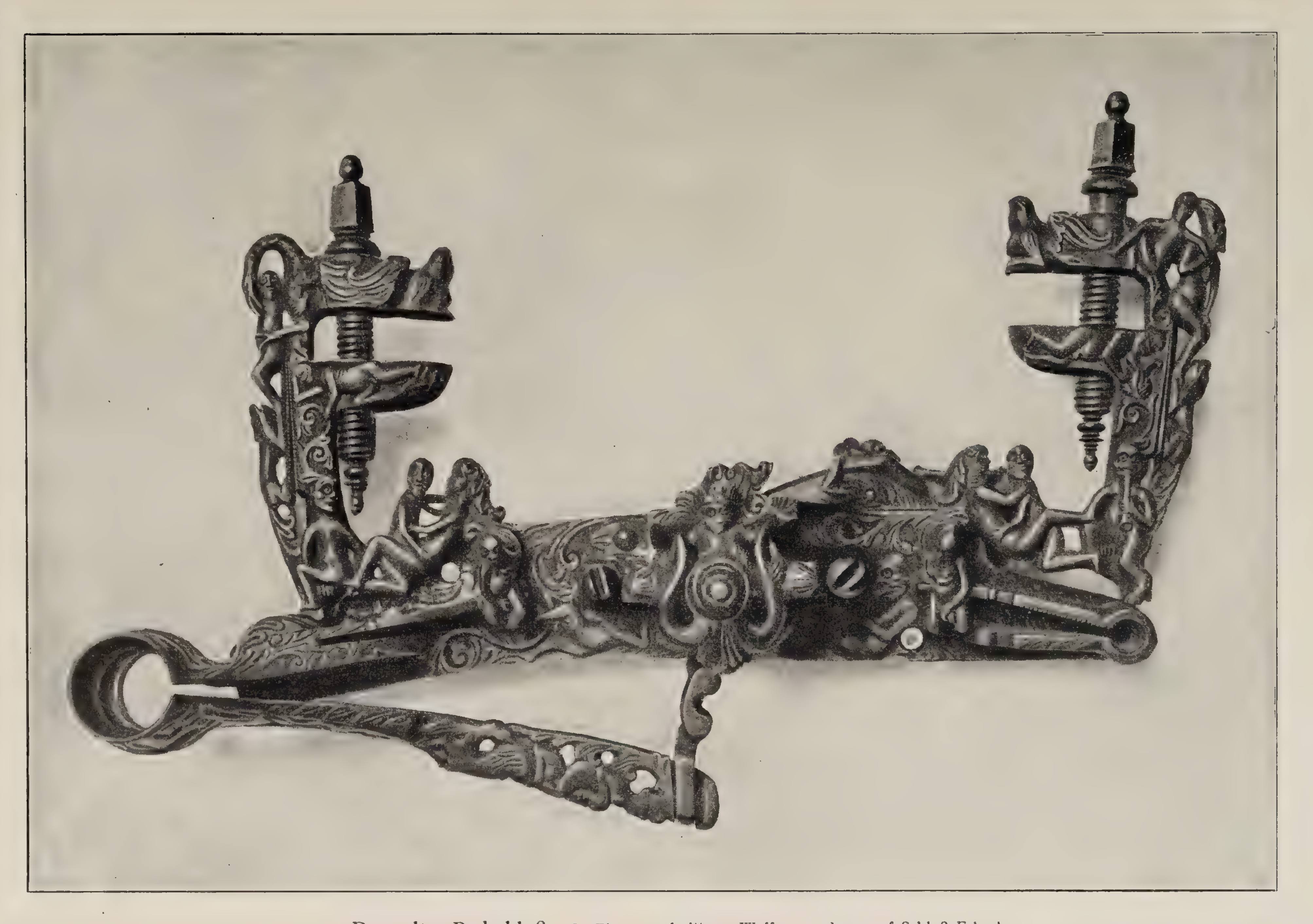
sent bon, la plus part des maladies ne vous viennent que faute de chier, et les medecins ne nous guérissent qu'à force de nous faire chier, et qui mieux chie, plutôt guerit: on peut dire même qu'on ne chie que pour manger, et sie la viande fait la merde, il est vray de dire que la merde fait le viande, puisque les cochons les plus delicats sont ceux qui mangent le plus de merde. Est-ce que dans les tables les plus delicates la merde n' y est pas servie en ragouts? Ne fait-on pas des roties de la merde de becasses, des becassines, d'alouettes, et d'autres oiseaux, la quelle merde on sert à l'entremêt pour reveiller l'appetit? les boudins, les andouilles et les saucisses, ne sont-ce pas de ragouts dans des sacs à merde? La terre ne deviendrait-elle pas sterile si on ne chioit pas? ne produisant les mets les plus necessaires les plus delicats qu'à force des etrons et de merde, étant encore vrai que quiconque peut chier sur son champ ne va point chier sur celui d'autrui. Les plus belles femmes sont celles qui chient le mieux; celles qui ne chient pas deviennent seches et maigres, et par conséquent laides. Les beaux teints ne s'entretiennent que par de fréquents lavements qui font chier, c'est donc à la merde que nous avons l'obligation de la beauté. Les medicins ne font point de plus savantes dissertations que sur la merde des malades; n'ont-ils pas foit venir des Indes une infinité de drogues, qui ne servent qu'à faire de la merde. Il entre de la merde dans les fards ou pommades les plus exquis; sans la merde des fouines, des civettes et des autres animaux, ne serions-nous pas privés de plus fortes et meilleures odeurs. Les enfants qui chient le plus dans leurs maillots, sont les plus blancs et les plus potelés. La merde entre dans quantité de remèdes, et particulièrement pour la brûlure. Demeurés donc d'accord que chier est la plus belle, la plus utile et la plus agréable chose du monde. Quand Vous ne chiez pas, vous vous sentés pesante, dégoutée et de mauvaise humeur; si Vous chiez, vouz devenez légère, gaye, et de bon appetit. Manger et chier, chier et manger, ce sont des actions qui se suivent et se succèdent les unes aux autres, et l'on peut dire qu'on ne mange que pour chier, comme on ne chie que pour manger. Vous éties de bien mauvaise humeur quand Vous avez tant déclamé contre le chier; je n'en saurais deviner la raison, si non, qu'assurement Votre aiguillette s'étant nouée á deux noeuds, vous avez chié dans vos chausses. Enfin vous avez la liberté de chier partout quand l'envie vous en prend, vous n'avez d'égard pour personne, le plaisir qu'on se procure en chiant vous chatouille si fort, que sans égard au lieu où Vous trouvez, Vous chiez dans les rues, Vous chiez dans les allés, Vous chiez dans les places publiques, Vous chiez devant la porte d'autruy sans vous mettre en peine s'il le trouve bon ou non, et marque que ce plaisir est, pour le chieur moins honteux que pour ceux qui le voyent chier, c'est qu'en effet la commodité et le plaisir ne sont que pour le chieur. J'espère qu'à present vous vous dedirez d'avoir voulu mettre le chier en si mauvaise couleur, et que vous demeurés d'accord qu'on aimeroit autant ne point vivre que de ne point chier."

Wie duftig mögen sich diese hohen Damen erst beim mündlichen Gedankenaustausch ausgedrückt haben, wenn sie einander schon in solchen Worten schrieben!

* * *

Das geschriebene Wort umfaßt alles, was offiziell zur Litteratur gerechnet wird. Also genau so jede Art Volksdichtung und rein künstlerische litterarische Produktion wie nicht minder die Satire, das Pamphlet, die wissenschaftliche Darstellung der Dinge, die Geschichtsschreibung usw. Den weitesten und zugleich für unsere Zwecke fruchtbarsten Kreis umspannt von diesen verschiedenen Kategorien die Volksdichtung, denn zu ihr gehört die unendliche Fülle der Schwankdichtungen, das bunte Bild des Volksliedes, der Reichtum an Fastnachts- und Mysterienspielen, die Predigten, das religiöse Lied und so weiter.

Auch alle diese Erzeugnisse des schöpferischen Geistes sind im Laufe unserer Untersuchung ständig herangezogen worden, um damit das Tatsächliche des sittlichen Geschehens zu belegen. Hier im Rahmen dieses Abschnittes sollen



192. Doppeltes Radschloß. In Eisen geschnitten. Waffensammlung auf Schloß Erbach



193. Nachzeichnung einer Perlmuttereinlage auf einem Büchsenschaft

sie Gegenstand der Untersuchung selbst sein, d. h. Zeugnis dafür, welche Formen im Geistigen das spezifische geschlechtliche Gebaren der Renaissance geschaffen hat.

Die erste Form des geistigen Niederschlags der schöpferischen Psyche stellen neben dem Sprichwort in jenen Zeiten zweifellos das Volkslied und die Volkssprüche dar; im Rhythmus des gebundenen Wortes hat sich der Volksgeist ebenfalls mit Vorliebe Ausdruck zu schaffen versucht, weil dieser genau wie das Sprichwort am meisten dem Drang nach Präzision und Plastik entspricht.

Aus diesem Grunde ist auch das wirkliche Volkslied sozusagen das bodenständigste Produkt der Volkspsyche, wie das viel mißbrauchte Wort zur Kennzeichnung der spezifischen Wesensart eines Volkes oder einer Gegend heißt. Es ist jene Resonanz des Erlebens, die die Dinge durch ihre Ausdrucksmittel am wenigsten verschleiert und in ihren Konturen undeutlich gemacht an die Oberfläche trägt. Daraus folgt, daß im Volkslied der Renaissance die ganze damalige Derbheit und Kraft in der konkreten sinnlichen Anschauung der Dinge deutlichsten Ausdruck finden mußte. Und das ist auch durchwegs der Fall gewesen. Man findet im Volkslied der Renaissance keine Spur von Sentimentalität. Sentimental empfinden in der Liebe immer nur hilflose Klassen; ebenfalls hilflos sich fühlende Persönlichkeiten werden dann die Vermittler ihrer Gefühle. In Zeiten, die ihrem ganzen Wesen nach revolutionär und trotzig sich gebärden, ist der Volksliedton dagegen stets aktiv: die Erfüllung der gegenseitigen Wünsche und nicht der Verzicht darauf ist das Thema; das Leben und dessen intensivste Manifestationsform, die Erzeugung neuen Lebens und nicht das Sterben, sind die Pointen. Mit anderen Worten: die Schilderung der Freuden und Wonnen des Geschlechtsaktes waren damals fast der einzige Gegenstand der Volksliedproduktion.

Zum Primitivsten im Ausdruck mögen die folgenden aus dem 15. Jahrhundert stammenden humoristischen Verse gehören, die wir in der schon mehrmals erwähnten Weimarer Handschrift fanden:

Eine die ich weiß, die hat eine Fut
Die ist heiß, in derselbigen Hitz
Verliert der Zers alle sein Witz.

*

Es ist ein gemeiner Sitt,
Daß der Zers und der Schmied
Alwegen müssen stahn
So sie zu der Arbeit sollen gahn.

*

Wenn eine Frau hungert so hart,
So hab' ich ein Wurst mit einem Bart,
Damit ich ihr den Hunger wol büssen kann
Will sie sich anders lassen genügen daran.
Ist sie aber unmäßig
Und unter ihrem Nabel so fressig,
Daß sie niemand satt kann machen,
So bleckt weder Würst noch bachen
(Gebackenes).

Aus Nürnberg und ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert stammen die drei folgenden Vierzeiler:

Ich bin ein Mair frisch und stolz
Und schieß gern mit dem fleischernen Bolz',
Der gefiedert ist mit zweien Knoten
Und die Knopf' sein mit Verlaub zwen Hoden.

*

Ich heiß der Mair Eberhart
Und hab' mich nie daran gespart
Den Frauen zu dienen auf zweien Knien
Und in dem rauhen Sielen zu ziehen.

*

So heiß' ich Mair Leupolt,
Mich han die schönen Weiber hold.
Eh' ich von einer Args wollt' denken
Eh' wollt' ich ihr zwei Eier vor den Ars henken.

Von der gleichen ursprünglichen Derbheit ist die scherzhaft gereimte Diskussion der drei Rockenmägde untereinander über gewisse physiologische Seltsamkeiten intimster Art:

Von dreien Rockenmaiden.

Drei Rockenmaid saßen besunder (beisammen),
Ihr etliches kam ihnen vor ein Wunder.
Die erste sprach: So wundert mich,
Daß mein Votz ist älter denn ich.
Die hat gewonnen einen rauhen Bart,
Und sie doch mit mir geboren ward.
Die ander sprach: Liebe Schwester,
Eins Dings wundert mich noch bester,
Daß ein Votz kein Boden hat,
Und Tag und Nacht voll Wasser staht (steht)
Und Wasser hält und nit rinnt,
Und sie doch niemand mit Reifen bind'.
Die dritte sprach: So wundert mich,
Daß mein Votz ist jünger denn ich,
Die fangt noch ein Dütten als gern,
Als wenn eine Hund ein Fleisch kan wern,
Ihr fangen macht mich feist und faul,
Sie hätt heint ein Dutten im Maul.

Unter den von der Nonne Klara Hätzlerin gesammelten und aufgeschriebenen Priameln ist eine ganze Anzahl, die in skatologischer Richtung die zeitübliche Derbheit markant charakterisiert. Wir nennen diese:

Die mir vor aller Welt ist,
Die schmecket stätigs nach Kuhmist.

*

Die ich je hab in Hertzen hold,
Hat mer Läus, denn Silber und Gold

*

Mich erfreuet ihr Mündlein rot,
Recht als ein Scheyßhaus in großer Not.

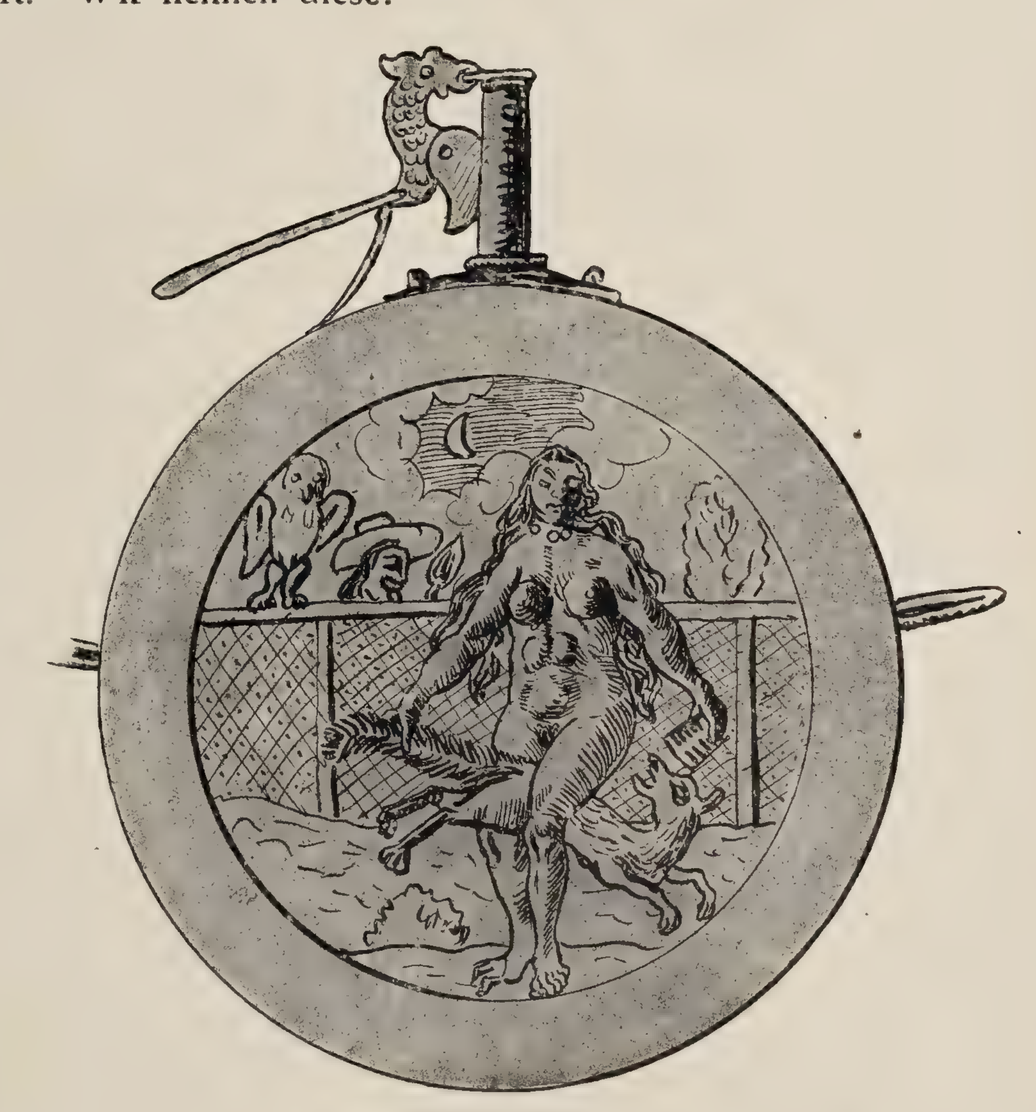
*

Ich bedenk ihr schön mit ganzem Fleiß,
Ich spring, ich tanz oder ich scheyß.

Wesentlich harmloser, aber durch seinen Humor um so köstlicher ist der folgende schweizerische Fünfzeiler:

Und, Appenzeller Meiteli
Wie machest du de Käs?
I thue- na i n'ei Kübeli
Und druck- a mit dem Füdeli,
Drum wird der Käs so räß.

Ist bei allen diesen Produkten die Derbheit offenkundiger Selbstzweck, so bei ebenso vielen anderen Mittel zum didaktischen Zweck:



194. Nachzeichnung einer in Buchsbaum geschnitzten Pulverflasche



195. Renaissancesiegel

Wer sucht in einer Judenschul faiste Schwein.
Und in eines Fischers Reußen guten Wein,
Und sucht klein Votzen bei großen Ärsen,
Und sucht kurz Hoden bei langen Zersen,
Und in einem Storcheneste Esel und Pferd,
Der findt gar selten, dess' er begehrt.

*

Ich heiß das keinen guten Mut,
Was einer mit Huren vertut.
Den mag sein Geld wohl reuen
Und auch sein groß Hoden pleuen.
Ars auf und Ars nieder.
Jammer hätt einer sein Geld wieder,
Denn ward er sein Hoden und Taschen geleert,
So weis ich wol, daß sein kein Hur mehr begehrt.

Im eigentlichen Volkslied werden die Dinge, d. h. der geschlechtliche Vorgang, nicht in der Weise direkt beim Namen genannt, wie bei den Sprüchen, deren oberstes Ziel die absolute Deutlichkeit ist, sondern die erotisch angeregte Phantasie gefällt sich viel mehr in Umschreibungen. Eine Probe, der auch poetischer Wert zukommt, ist dafür das Gedicht vom Mäher:

Es wollt ein Mäher mähen,
Wollt mähen auf grüner Heid,
Was trug er auf seim Rücken?
Ein Senslein, das war breit,
Damit wollt er abmähen
All' Blümlein auf grüner Heid.

Als das ein Fräulein hörte,
War sie fröhlich zur Stund.
Sein Senselein tät er wetzen
Dreimal in einer Stund,
Da war das Mägdlein fröhlich,
Daß er gut mähen kunnt'.

Sie sprach: „Ich hab ein Wieselein,
Es ist aller Blümlein voll,
Es liegt zwischen zweien Bergen,
Es wässert sich so wohl;
Gott wolle mir den bewahren,
Der darauf mähen soll."

Was zog sie von ihrem Finger?
Von Gold ein Ringelein.
„Sieh da, du edler Mäher,
Das geb' ich dir zum Lohn,
Mein Mäher sollst du bleiben
Den ganzen Sommer lang."

Man vergleiche in dieser Richtung auch das Studentenlied in unserer „Geschichte der erotischen Kunst" S. 217. Ein gutes Beispiel der breiten Ausmalung pikanter Situationen, in der sich die Volksdichter allmählich immer häufiger gefielen, ist das folgende Gedicht:

Sag mir her, du wackeres Mägdelein,
Wie komm ich in deines Vaters Haus?
Geh du das Gäßlein auf und hinauf,
So kommst in meines Vaters Haus, ja Vaters Haus.

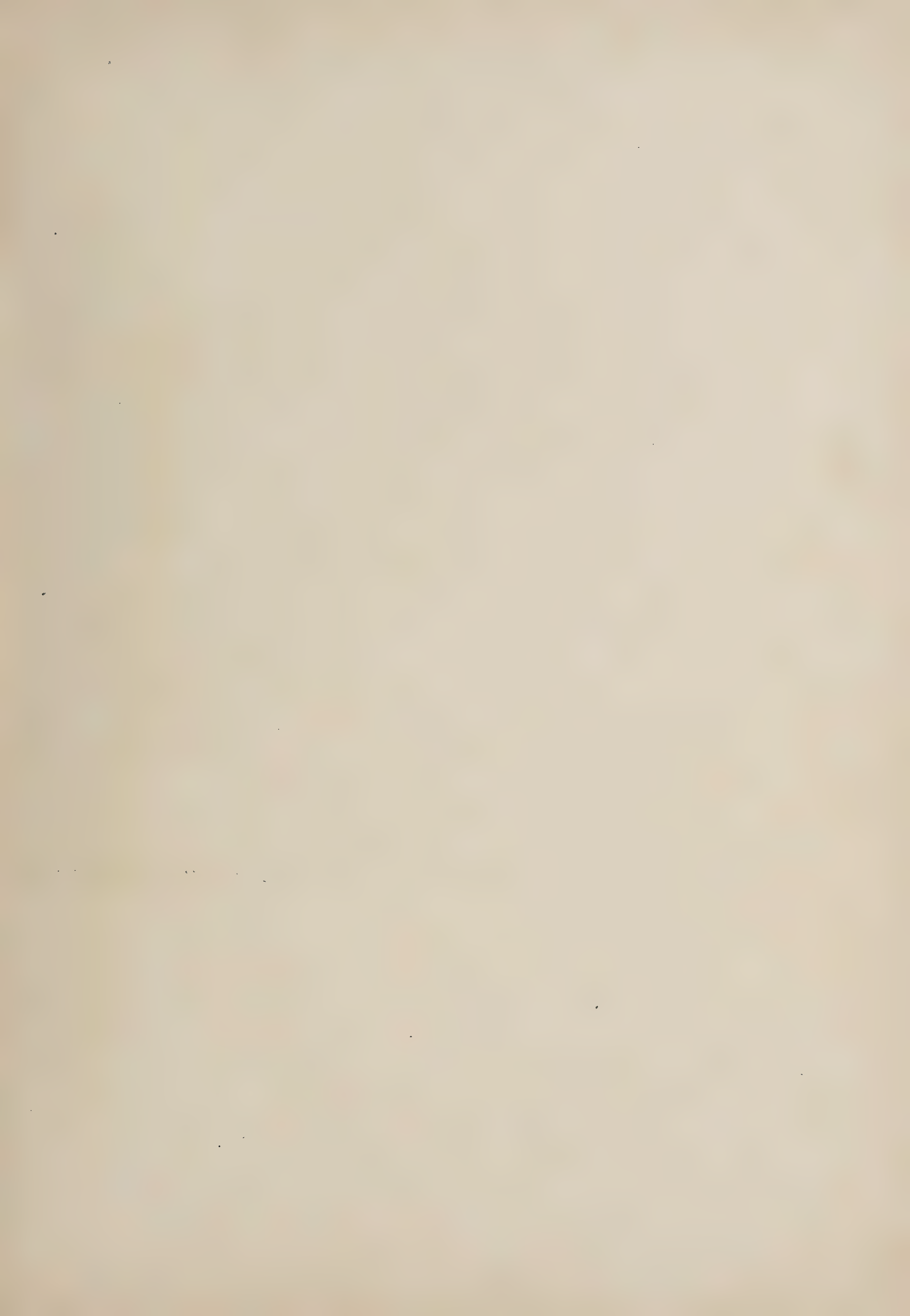
Sag mir her, du wackeres Mägdelein,
Wie komm ich in die Tür hinein?
Gib du dem Hündlein gute Wort,
So legt er sich bald an einen Ort, ja an ein Ort.

Sag mir her, du wackeres Mägdelein,
Wie komm ich in die Kammer dein?
Ei, halt' dich recht auf der rechten Hand,
Da hängt der Schlüssel an der Wand, ja an der Wand

Sag mir her, du wackeres Mägdelein,
Wo tu ich hin meine Stiefel und Sporn?



196. Renaissancesiegel





Die Bestrafun

Anonymer Holzschnitt eines Nü



des Ehebruchs

berger Meisters. 16. Jahrhundert

Albert Langen, München



Neben meinem Bett, da hängt ein Horn,
Daran häng' du deine Stiefel und Sporn, ja Stiefel und Sporn.

Sag mir her, du wackeres Mägdelein,
Wo tu ich hin mein Hut und Kragen?
Neben meinem Bett, da ist ein Nagel,
Daran häng' du deinen Hut und Kragen, ja Hut und Kragen.

Sag mir her, du wackeres Mägdelein,
Wo tu ich hin Hosen und Wammes?
Neben meinem Bett, da steht eine Schranne,
Darauf leg' du deine Hosen und Wammes, ja Hosen und Wammes.

Sag mir her, du wackeres Mägdelein,
Wo tu ich hin mein Hemdelein?
Neben meinem Bett da steht ein Schrein,
Darein leg du dein Hemdelein, ja Hemdelein.



197. Erotischer Scherz als Siegel

Sag mir her, du wackeres Mägdelein,
Wie komm ich zu dir hinunter?
Ei, daß du mich so viel fragen tust, das nimmt mich wunder,
Heb' geschwind die Decke auf und schlupf hinunter.

Sag mir her, du wackeres Mägdelein,
Wo tu ich hin mein Mündelein?
Leg' deinen Mund auf meinen Mund,
So schlafen wir all beide gesund, ja beide gesund.

Sag mir her, du wackeres Mägdelein,
Wo tu ich hin mein Brüstelein?
Leg' deine Brust auf meine Brust,
So schlafen wir beide mit Herzenslust, ja Herzenslust.

Sag mir her, du wackeres Mägdelein,
Wo tu ich hin mein Bäuchelein?
Leg deinen Bauch auf meinen Bauch,
So schlafen wir all beide rauh, ja beide rauh.

Sag mir her, du wackeres Mägdelein,
Wo tu ich hin meinen Schnipper und Schnapper?
Zwischen meinen Beinen wirst etwas ertappen,
Darein leg' du deinen Schnipper und Schnapper, ja Schnipper und Schnapper.

Sag mir her, du wackeres Mägdelein,
Wo tu ich hin meine Füßelein?
Leg' deine Füß auf meine Füß',
So schlafen wir all beide süß, ja beide süß.

Sag mir her, du wackeres Mägdelein,
Und wenn ich dir ein Junges mach?
Machst du mir eins, so wird's gemacht,
Stich nur brav zu, daß 's Bette kracht, ja Bette kracht.

Sag mir her, du wackeres Mägdelein,
Wie wollen wir ihm aber morgen tun?
Ei, mach dich auf und zieh davon
Und sag', du habst mir recht getan, ja recht getan.

Die meisten Volkslieder, so auch diese beiden, wurden in ebenso volkstümliche Melodien vertont und vom Volke danach gesungen.

Daß die Volksspruch- und Volksliederdichter anderer Länder sich der gleichen Urwüchsigkeit wie die Deutschen bedienten, erweisen die verschiedenen Proben ausreichend, die wir schon in anderem Zusammenhang gegeben haben. Wir begnügen uns hier mit der folgenden gereimten Liebesspielregel, die der französischen Volksdichtung des 15. Jahrhunderts entstammt:

Si vous la baisés, comptés quinze;
Si vous touchés le tetin, trente;
Si vous avez la motte prinse,
Quarante-cinq lors se présente.



198. Satirisches Wappen als Siegel



199. Zinkbüchse mit scherzhaften erotischen Gravierungen



200. Dieselbe Büchse von einer anderen Seite.

32*

Mais si vous metés en la fente
Ce de quoy la dame a mestier,
— Notés bien ce que je vous chante —
Vous gaignés le jeu tout entier.

Die Schwänke, oder Fatzbossen, wie man sie nannte, waren nächst den Volksliedern das beliebteste Volksunterhaltungsmittel. Sie wurden abends, wenn man gemütlich ums Herdfeuer saß, oder beim trüben Span der Kunkelstube erzählt und wanderten so von Mund zu Mund und von Ort zu Ort. Die meisten sind daher auch Volksgut, und die wenigsten völliges geistiges Eigentum derer, die sie schließlich niedergeschrieben und in Druck gegeben haben. Höchstens die litterarische Formulierung kommt auf deren Konto. Diese Tatsache erweist auch der Umstand, daß zahlreiche Schwänke und Fazetien obendrein internationales Volksgut sind; man findet viele von ihnen in fast allen Kultursprachen wiedererzählt. Weiter kann man nachweisen, daß unzählige Schwankstoffe ursprünglich aus dem Orient stammen. Diese letzteren Stücke kommen natürlich als Tatsachenbelege für die Renaissance nicht in Betracht, weshalb wir auch in unserer Arbeit meistens nur solche Schwänke als Belege herangezogen haben, deren Stoffe entweder mit größter Wahrscheinlichkeit in der europäischen Gedankenwelt wurzeln, oder dieser durchaus und ohne weiteres kongruent sind. Aber wenn nicht alle Schwänke dokumentarischen Wert hinsichtlich ihres stofflichen Inhaltes haben, so sind sie doch ausnahmslos Dokument für die Wesenheit der geselligen Unterhaltung der Renaissance. Sie erweisen, welche Gegenstände mit Vorliebe als Unterhaltungsstoff gewählt wurden, und welche Tonart bei der Behandlung des geschlechtlichen Lebens dem Hörer oder Leser Interesse und Unterhaltung bereitete.

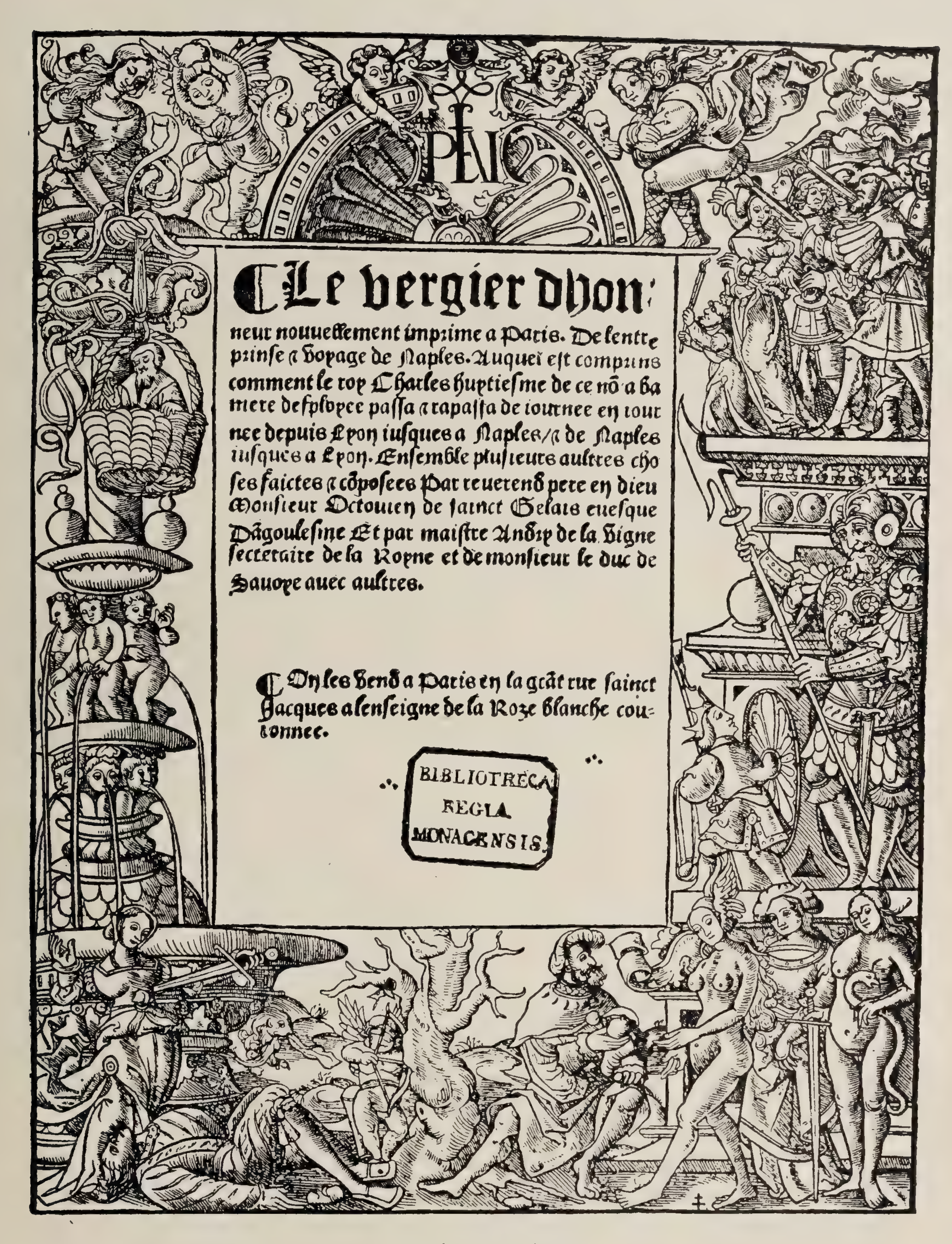
Durch zwei Proben, die in ihrer Art als klassisch gelten können, wollen wir hier das Material noch ergänzen, das in dieser Richtung bereits in den andern Kapiteln verarbeitet wurde; und zwar durch einen Schwank aus Valentin Schumanns „Nachtbüchlein" (1559) und durch einige Kapitelüberschriften aus der populärsten deutschen Schwanksammlung der Renaissance, dem vielgelesenen „Till Eulenspiegel". Der Schumannsche Schwank heißt und behandelt:

Ein Fabel von eines Bauren Son zu Seck ein Meil von Füssen, der ein Weyb namme, die keine hett, und ließ der Bawr ihr eine machen bey einem Schuster zu Füßen.

Man findt yetzundt zu unsrer Zeyt
Nicht viel solcher einfeltiger Leut,
Wie dieses Bawren Son da war,
Welcher ein Weib da namme gar.
Die selbe keine Fulfa hett,
Ein Schuknecht ir sie machen thet;
Der braucht darzu zwey rotter fel
Und fünff Viertel weiß und gel.
Naoh war sie im nicht gemacht recht,
Demselben groben Bawren Knecht.
Nun, so leßt dise Geschicht recht!

Es ist auf ein Zeyt ein alter Bawr gesessen zu Seck ein Meyl von Füssen, dieser Bawr hieß Hiernwurst und war sehr reich. Es het aber der Bawr ein jungen Son, der war gewachsen, aber gantz einfeltig. Nun sahe ihm sein Vatter umb ein Weyb, vermeynet, er solt gescheyder werden, wann er ein Weyb hette. Ward also eines Bauren Tochter gefunden, ein schöne Dierin, die war ziemlich fromb, bedorfft es gantz wol; die gab man des Bawren Son zum Weibe. Als sie Hochzeyt hetten, da saget die Mutter im: „Wann du dich zu Nacht niderlegst, so greiffe dein Braut fein oben umb die Brust an! Als dann so wirdt sie dich fein zwischen dia Beyn weysen und wo dir dein Ding an dem Bauch hingehört." Der jung Hiernwurst sprach: „Das will ich wol thun, ich will mich fein freundlich machen."

Als man sie zu Nacht zuleget, da nam der jung Hiernwurst sein Braut und halßt sie, auch



¶ Le vergier dhon-
neur nouuellement imprime a Paris. De lentre
prinse & voyage de Naples. Auquel est comprins
comment le roy Charles huytiesme de ce nō a ba
niere desployee passa & rapassa de iournee en iour
nee depuis Lyon iusques a Naples / & de Naples
iusques a Lyon. Ensemble plusieurs aultres cho
ses faictes & cōposees Par reuerend pere en dieu
Monsieur Octouien de sainct Gelais euesque
Dāgoulesme Et par maistre Andry de la Vigne
secretaire de la Royne et de monsieur le duc de
Sauoye auec aultres.

¶ On les vend a Paris en la grāt rue sainct
Jacques a lenseigne de la Roze blanche cou-
ronnee.

201. Buchtitelumrahmung
(Oben links und rechts Darstellung der Sage von „Virgils Rache“; unten rechts „Das Urteil des Paris“)

greiff er ihr oben umb die Brust und undter die Armen, that ihr also hin und wider. Die Braut sprach: „Mein lieber Hiernwurst, was suchst du?" Er sagt gut teutsch: „Ich such die Fudt." „O," sprach sie, „ich hab keine." „Ey", sprach der Hierenwurst, „hett ich das gewißt, ich wolt dich nit haben genommen." Sie sprach: „Wann du dann so geren eine hettest, ich weiß ein Schuster zu Füssen, der macht mir wol eine." „Ja warlich", sprach der Hierenwurst, „ich muß eine haben, und solt sie zweintzig Gulden kosten." Setzet sein Brawt am Morgen auff einen Wagen und führet sie auff Füssen zu, vermeynet also, sie hett keine. Ich glaub, sie hett einen Hauffen Hoden vor dem Arß gehabt, es hets einer kaum inn einem Tag zu einem Fenster hinauß geworffen.

Als sie für des Schusters Laden kamen, da hielt der Bawr still. Der Schuster gieng heraussen, der Bawr fieng an und sprach: „Lieber Meister, es hat mein Weib kein Fud. Künd ir ihr nicht eine machen?" Der Schuster sahe bald, was er für einen Vogel hatte, war auch mit nasser Laugen ge-zwagen, sprach: „Ja mein lieber Bawr. Sie wird aber viel kosten." Er sprach, der Hierenwurst: „Was wirt es dann kosten?" Der Schuster sprach: „Ich muß haben zwey preuschnische Fehl, auch so muß ich haben ein Zentner Schmeer und mir sechß Gulden zu zuschneiden, auch meinen Gesellen vier Gulden zu machen." Der Bawr sprach: „Kan ichs mit zweintzig Gulden verrichten?" Der Schuster sprach ja. „Ey", sprach der Bawr, „nun steyge herab, so will ich mit dem Schuster gehn und das Schmeer, auch Leder kauffen."

Die Bäwrin ging in den Laden, und der Bawr und Schuster giengen mit einander dahin. Als sie das Schmeer kaufften und der Hiernwurst sahe, das etliches gelb und garstig ware, sprach er: „Lieber Meyster, nement mir kein stinkent Schmeer darzu! Ich will euch eher ein Viertel dester mehr kauffen." Der Schuster sprach: „Nun wal an, so nemen wir ein Viertel des Zentners dester mehr." Zalt also der Hierenwurst das Schmeer und auch das Leder. Trugens mit einander heym.

Als sie heym kamen, trunken sie mit einander leukauf, daß der Bawr solt dem Schuster geben vier Gulden und dem Gesellen zwen Gulden und für die Bäwrin ein Wochen ein Gulden in die Kost. Dann der Schuster sprach: „Lieber Bawr, sie darff nichts böß die Zeyt essen." Der Bawr sprach: „Wie baldt kündt ihr mirs machen?" Der Schuster sprach: „In vier Wochen." „Lieber Meyster" sprach der Bawr, macht mirs fein sauber und recht!" „Ey, ir dörfft kein Sorg haben", sprach der Schuster. Also schied der Hierenwurst dahin heym.

Es hatte aber der Schuster ein starken jungen Knecht; zu dem leget er des Bawren Weib, der mußt ihr ein Fudt machen. Als die vier Wochen vergangen waren, da kam der Bawr mit einem Karren und wolt sein Bäwrin hollen. Als er für des Schusters Hauß kam, stig er ab und gieng zu dem Laden hinein. Da ihn der Schuster ersahe, empfinge er ihn. Der Bawr sprach: „Meyster, ist mein Fudt gemacht?" Der Schuster sprach ja. Da zelet ihm der Bawr das Gelt auff und zalt den Schuster, auch die Kost und den Gesellen, setzt sein Bäwrin auff den Karren und fur nach der Heymat.

Als er nun auff dem Weg war, sprach er: „Hör, liebe, laß mich sehen, wo hat er dirs hin-gesetzt?" Suchts der Narr also wider oben umher umb die Brust. Die Bäwrin hat ein Fuß auff das ein Karrengestell gelegt. Da sie sahe, das der Hierenwurst stets oben herumb sahe, sprach sie: „Du Narr, wa siehest du hin? Sich da herunder!" Und weiset ihn also zwischen die Bein. Der Hierenwurst sahe hinab, sprach: „Ey, das Leder hat er nicht alles gebraucht, aber das Schmeer hat er nicht gespart." Greyff also hinunter, da wurden im die Händ schmaltzig; daran so schmecket er. „Ey", sprach der Hierenwurst, „hab ich im doch ein viertel Schmeer mehr kaufft, das er mir soll kein Schmeckets nemen! So hat ers dannoch nit thon und hat ein schmeckets Schmeer ge-nommen. Auch hat er sonst kein Statt gehabt, da ers möcht han hingesetzt dann nur so nach zu der Kotgassen? Ich wolt noch ein paar Gulden drumb geben, das er's nicht so nach het zu der Kotgassen gesetzt." Furt also sein Bäwrin heym, die het jetzt ein Fud. Und bekam der Schuster Schmeer, auch Gelt, und der Gesell vier Wochen zu pletzen, und thet es dem Bawren darnach gleich wohl.

Darumb welcher will ein Weib nemen, der frag sie von erst, ob sie auch eine het; es würde sonst manchem zu vil werden, wann er so vil solt von einer zu machen geben, und die Schuster zu reich. Auch so het ich Sorg, es wurde das Schmeer zerrinnen, wann man zur yeden solt fünff Viertel des Centners haben; auch so wurden die rodten preußnische Fehl noch theurer werden, sie seind vor nicht wol feyl.

Die fraglichen Titelüberschriften aus „Till Eulenspiegel" lauten:

Wie Eulenspiegel ein Hofjunge ward und ihn sein Junker lehrte, wenn er fände das Kraut

„Henep", so sollte er darein hofieren (machen); also hofierte er in den „Senep" und meinte, „Henep" und „Senep" wäre dasselbe.

Wie Eulenspiegel ein Meßner ward im Dorf Buddenstedt und wie der Pfarrer in die Kirche hofierte, womit Eulenspiegel eine Tonne Bier gewann.



202. Nachzeichnung der auf umstehend abgebildeter Stuckdecke befindlichen Gruppe

Wie Eulenspiegel die Juden zu Frankfurt am Main betrog um tausend Gulden, indem er ihnen seinen Dreck als Prophetenbeere verkaufte.

Wie Eulenspiegel sich bei einem Kürschner verdingte und ihm in die Stube Stank machte, auf daß ein Gestank den andern vertriebe.

Wie Eulenspiegel zu Hannover in die Badstube hofierte und meinte, es wäre ein Haus der Reinlichkeit. Wie Eulenspiegel von Rostock hinwegschied und dem Wirt auf den Herd hofierte.

Wir sagten oben. Diese Stücke könnten jedes in seiner Art als geradezu klassisch gelten. Das ist natürlich das, worauf es allein ankommt. Denn es wäre rein gar nichts, oder nur sehr wenig erwiesen, wenn sich aus der reichen Schwanklitteratur der Renaissance mit Mühe einige Dutzend derartiger Produkte ausgraben ließen. Das Gegenteil ist jedoch der Fall: man muß größere Mühe anwenden, um in den Tausenden von Schwänken und Fazetien, die die Schwankdichter und Schwanksammler der verschiedenen hier in Betracht kommenden Länder verfaßt, gesammelt und aufgeschrieben haben, einige Dutzend Stücke zu finden, die nicht obszönen Charakters sind, als um hundert zu finden, die von hahnebüchenster Deutlichkeit strotzen. Die gelesensten Schwankbücher der Renaissance bestehen fast ausnahmslos aus Sammlungen derartiger Obszönitäten, wie wir sie in diesen beiden Proben vor uns haben.

Für die richtige Beurteilung dieser Tatsachen ist wiederum die wichtigste Voraussetzung: ob und in welchen Kreisen diese Sammlungen populär waren? In welchem Maße sie es waren, mögen einige Zahlen erweisen. Die Fazetien Francesco Poggios, „des Vaters der Schwänke", — 239 Stücke enthaltend —, die zum erstenmal 1469 gedruckt erschienen, erlebten in den letzten dreißig Jahren des 15. Jahrhunderts nicht weniger als 15 Auflagen. Die Fazetien des Heinrich Bebel, der unter den Deutschen denselben Namen verdient, wie Poggio bei den Italienern, erlangten allein 21 lateinische Auflagen. Von Wickrams „Rollwagenbüchlein" (zuerst erschienen 1555) sind zehn Auflagen bekannt geworden, von Jakob Freys „Gartengesellschaft" (1557) sind bis zum Jahre 1612 sechzehn offizielle Auflagen nachzuweisen. Von Lindeners, des Savonarolaübersetzers „Katzipori",



203. Teilansicht der Stuckdecke des Rittersaales auf Burg Breuberg im Odenwald



204. Teilansicht der Stuckdecke auf Burg Breuberg im Odenwald



205. Nachzeichnung der auf Bild 204 befindlichen erotischen Gruppe (Stuckdecke auf Schloß Breuberg)

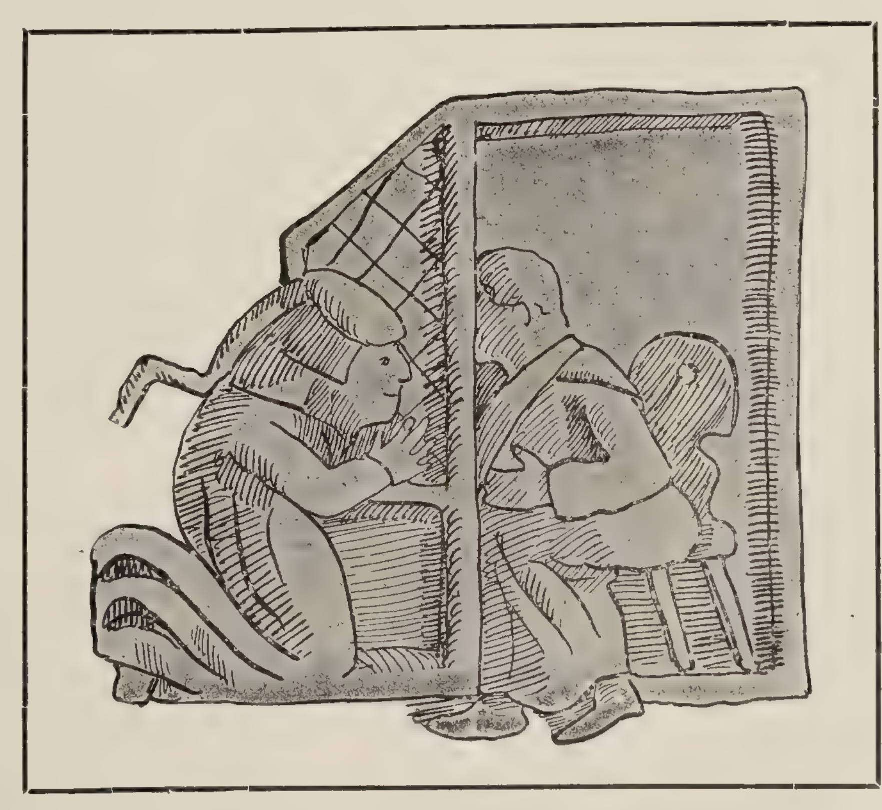
eine ähnliche Zahl; des Montanus „Wegkürzer" (1557), Mich. Lindeners „Rastbüchlein" und des Valentin Schumann „Nachtbüchlein" (1559) sind ebenfalls stark verbreitet gewesen, doch sind uns über diese Werke genauere Zahlen nicht bekannt geworden. Von Paulis, des Franziskanermönchs, Schwankbuch „Schimpf, Scherz und Ernst" erschien 1522 die erste Auflage, „und dann", wie ein Biograph sagt, „ununterbrochen eine große Menge Auflagen, Umarbeitungen und Nachahmungen". Doch selbst diese Popularität will nicht viel sagen gegenüber der Popularität und Verbreitung des Till Eulenspiegel, der von dem großen Luthergegner Th. Murner zwar nicht verfaßt, aber zusammengestellt und ins Hochdeutsche übertragen wurde. Die erste bekannte Ausgabe dieses Volksbuches datiert vom Jahre 1515. Von da ab sind ständig Neudrucke erschienen. Im 16. Jahrhundert allein 17 offizielle hochdeutsche Ausgaben, eine in Verse umgedichtete Bearbeitung Fischarts, eine in niederrheinischer Sprache, und verschiedene in fremden Sprachen. Daneben erschienen aber außerdem ungezählte willkürliche Nachdrucke, sogenannte Jahrmarktsausgaben, so daß Lappenberg, der Biograph Murners, bis jetzt im ganzen nicht weniger als 104 Bearbeitungen des Eulenspiegel aufzuzählen vermag. Womit jedoch nicht gesagt ist, daß damit die Zahl der im Laufe der Zeit erschienenen Ausgaben auch wirklich erschöpft wäre.

Diese Zahlen dürften genügen. Denn durch sie ist die Bedeutung der Schwanklitteratur als sittengeschichtliches Dokument ersten Ranges mehr als hinlänglich erwiesen. Dem tut natürlich keinen Eintrag, wenn die damalige Auflagenhöhe eines Buches wesentlich geringer war als heute; die Bevölkerungszahl, von der obendrein die wenigsten lesen konnten, stand doch ebenfalls in keinem Vergleich zur Gegenwart. Die Antwort auf die zweite Frage — für welche Klassen und Kreise diese durchwegs derbe Kost bestimmt war, und von welchen sie vornehmlich konsumiert wurde, — führt zu gleich interessanten Resultaten. Gewiß bildeten die Schwänke, weil sie in der Mehrzahl im Volksmunde kursierten und viele aus diesem hervorgegangen sind, in erster Linie den Unterhaltungsstoff des niederen Volkes, der Kleinbürger, der Bauern und der fahrenden Leute. Aber als Inhalt

der umfangreichsten Buchproduktion erweisen sie sich zugleich als die gleich be= liebte Unterhaltungslektüre der vornehmen und besitzenden Klassen; die ge= bildetsten Kreise davon nicht ausgenommen. Das letztere dürfte schon dadurch ausreichend erwiesen gelten, daß die berühmtesten Fazetiensammlungen, die des Poggio und Heinrich Bebel, zuerst lateinisch erschienen, somit also nur von Gelehrten gelesen werden konnten. Andererseits wurden verschiedene deutsche Schwanksammlungen, um sie den Gelehrten anderer Länder verständlich zu machen, vom Deutschen ins Lateinische übersetzt. Daß aber auch die nur deutsch, oder nur französisch, oder nur italienisch erschienenen Schwanksammlungen ebenfalls in der Hauptsache in die Hände der besitzenden Klassen gelangten, erhellt wiederum daraus, daß diese Klassen damals die einzigen Bücherkäufer stellten, weil sich unter ihnen, abgesehen von den Mönchen, zugleich die einzigen des Lesens Kundigen befanden. Daß schließlich die Verfasser und Sammler dieser Schwänke durchwegs den gebildeten und gelehrten Kreisen angehörten, haben wir vorübergehend bei einzelnen schon erwähnt. Wir ergänzen noch: Poggio war päpstlicher Geheim= sekretär, Bebel und Murner zählten zu den bedeutendsten Humanisten, Jakob Frey war im Elsaß Stadtschreiber, Michael Lindener war Korrektor in einer an= gesehenen Druckoffizin, eine Stelle, die damals, wo die Sprache überall erst geformt wurde, häufig von den größten Gelehrten bekleidet wurde, und so weiter.

Schließlich ist aber noch eines Umstandes zu gedenken, und zwar nicht des unwichtigsten: Diese urderbe Kost war nicht nur für Männerohren und Männer= augen bestimmt, sondern auch für die der Frauen dieser Kreise, und sie kam diesen auch ebenso zu Gesicht und Gehör. Frey schreibt ausdrücklich in der Vor= bemerkung zu seiner „Gartengesellschaft“: „Ich hab' auch nichts, so ungeschick= lichs oder ungebührlichs vor ehrbaren Frauen oder Jung= frauen zu reden wäre hieher setzen noch anziehen wollen.“ Daraus geht deutlich her= vor, daß die Herausgeber dieser Schwanksammlungen auch mit den Frauen als Lese= publikum rechneten. —

Alles das, was wir hin= sichtlich der Schwänke aus= geführt haben, gilt unein= geschränkt auch für die Fast= nachtsspiele. Aber nachdem wir schon bei anderen Gele= genheiten eine ganze Reihe der populärsten Fastnachtsspiele des 15. und 16. Jahrhunderts



205. Nachzeichnung der auf Bild 204 befindlichen Beichtszene (Stuckdecke auf Schloß Breuberg)

33*

Amorē inquietū instabilē ⁊ ad oīa passionatū nūc mu-
sicis nūc choreis quo amice placeat ī hora mille mutabili-
tatibus deditū. De quo sub noīe galli in hec Vergilius.
Jam mihi per rupes videor lucosq; sonātes
Ire/ libet partho torquere cydonia cornu
Spicula/ tanq; hec sint nostri medicina laboris
Aut deus ille malis hominū mitescere discat.



207. Satirischer Holzschnitt auf die Verliebten

teils bruchstückweise, teils in ihrem ganzen Umfang abgedruckt haben, bedarf es hier keines besonderen Beweises mehr, daß sie sich stofflich und sprachlich nicht im geringsten von den Schwänken unterscheiden: Sie sind ebenso „zotig“ wie diese, ja, sie sind in ihrer Wirkung auf die Leser und Hörer durch die Diskussionsform, wenn man so sagen will, sogar noch handgreiflicher gewesen. Und auch sie waren nicht nur für Männerohren bestimmt, sondern sie wurden ebenso aufgeführt vor jung und alt, wie vor ehrbaren Dirnen und Frauen, und alle diese ergötzten sich gleich fröhlich an den saftigen Scherzen und Diskussionen wie die männlichen Zuhörer . . .

Was ist nun das Fazit von alledem? Nun nichts anderes als das: Weil alle diese Dinge nicht nur das Vergnügen der Ungebildeten ausmachten, sondern ebenso die tägliche Hauskost des Adels und des besseren Bürgertums waren, so ist daraus zu folgern, daß die gepfefferte Zote, — denn als Obszönitäten haben diese Dinge auch damals auf Leser und Hörer gewirkt, — ein offizieller Bestandteil der geistigen Unterhaltung und des geselligen Vergnügens der Renaissance war. —

Die schöne Litteratur. In der sogenannten schönen Litteratur, die bewußt nach einer künstlerischen Gestaltung der aufgegriffenen Stoffe und Probleme strebt, konnte der Hauptcharakter kein wesentlich anderer sein, als in den volkstümlichen Erzeugnissen der dichterischen Phantasie, denn beide, Volkskunst und schöne Litteratur, flossen aus derselben Urquelle, beide wurden von denselben Antriebskräften gespeist, beide waren von denselben Tendenzen erfüllt. Demselben Thema und den im Grunde selben Pointen begegnet man darum hier. Alles dreht sich um den Geschlechtsakt als erotische Funktion; auf den Akt der Erfüllung als der Hauptsache bei der Liebe ist alles konzentriert. Dem Cosmus von Medici wurde das auch heute noch in den Kreisen der Sexualwissenschaft bekannte Werk „Hermaphroditus“ mit folgender Titelbegründung gewidmet: „Der Titel meines Büchleins, Cosmus, lautet, wie Du auf dem Umschlage gelesen hast,

‚Hermaphroditus'; denn unser Buch besitzt eine weibliche Scham und ein männliches Glied; er hat also seinen Namen mit Recht . . ." Diese Worte könnten als Symbol des allergrößten Teils der schönen Litteratur der Renaissance aller Länder gelten.



208. Satirischer Holzschnitt auf die Venusnarren
Aus Seb. Brants „Narrenschiff"

Aber wenn sich das Grundwesen der schönen Litteratur auch vollkommen mit der populären Litteratur decken muß, weil beide sozusagen kongruent und kongenial der Zeitpsyche sind, so ist trotzdem ein wichtiger Unterschied zwischen beiden zu konstatieren, der nicht übersehen werden darf: In der schönen Litteratur sind es die Bedürfnisse einer bereits bourgeoisen Gesellschaft, denen sie ausschließlich dient. Dadurch bekommt sie eine spezifische Note. Diese Note besteht darin, daß sich im reifen Kunstprodukt das Naive, das im primitiven Volksgut vorherrscht, bereits ins Raffinierte wandelt. Man beginnt in der Schilderung, den Genuß in seine einzelnen Teile zu zerlegen, und diese einzelnen Teile dythirambisch zu verherrlichen: die Wonnen des Küssens, des Schauens, des Fühlens usw. In der Volkspoesie erscheinen die Dinge immer nur in ihrer einfachsten Formel; die Liebe ist hier so wenig kompliziert, wie der Organismus des wirtschaftlichen Mechanismus des Lebens. Auf den Höhen der Kunst beginnt das Vielgestaltige, — gleichwie das Leben der besitzenden und herrschenden Klassen vielgestaltiger wird, entsprechend den vermehrten Möglichkeiten des Genießens durch die wachsenden materiellen Mittel, die der Befriedigung zu Gebote stehen. Das sinnliche Genießen verfeinert sich. Eine Verfeinerung des sinnlichen Genießens ist freilich nicht immer gleichbedeutend mit menschlich edleren Formen. Und das trifft auch für die Renaissance zu. Weil die Genußmöglichkeiten der besitzenden und herrschenden Klassen sich auch damals zum allergrößten Teil nur auf einer skrupellosen Ausbeutung der Volksmassen aufbauten, so konnte der geistige Reflex ihres Genießens sich auch nicht in menschlich ideale Sphären emporschwingen, denn die materielle Lebensquelle ist immer das Entscheidende und das am letzten Ende sich Durchsetzende. Die Kunst konnte deshalb höchstens das Genießen des Parasiten verklären. Aus diesen Bedingnissen entstand der starke Einschlag des Lüsternen, dem man zuerst in der

französischen und italienischen Renaissancelitteratur begegnet; hier hatte, wie wir schon an verschiedenen anderen Stellen hervorgehoben haben, die kapitalistische und gemäß verschiedener Umstände auch die absolutistische Entwicklung am frühesten eingesetzt und zu entsprechenden gesellschaftlichen Formationen geführt . . . .

Für das eben Gesagte gibt es vielleicht keinen geeigneteren Beleg als die wunderbaren Verse „des großen Küssers" Johannes Sekundus, aus denen wir nach der kongenialen Übersetzung von Franz Blei im Hauptwerk bereits eine Probe gegeben haben (S. 202). Wir lassen hier noch zwei weitere Stücke folgen, und zwar den elften und zwölften Kuß, die den typischen Unterschied, von dem wir soeben sprachen, sogar ausdrücklich zum Gegenstand haben. Der elfte Kuß lautet:

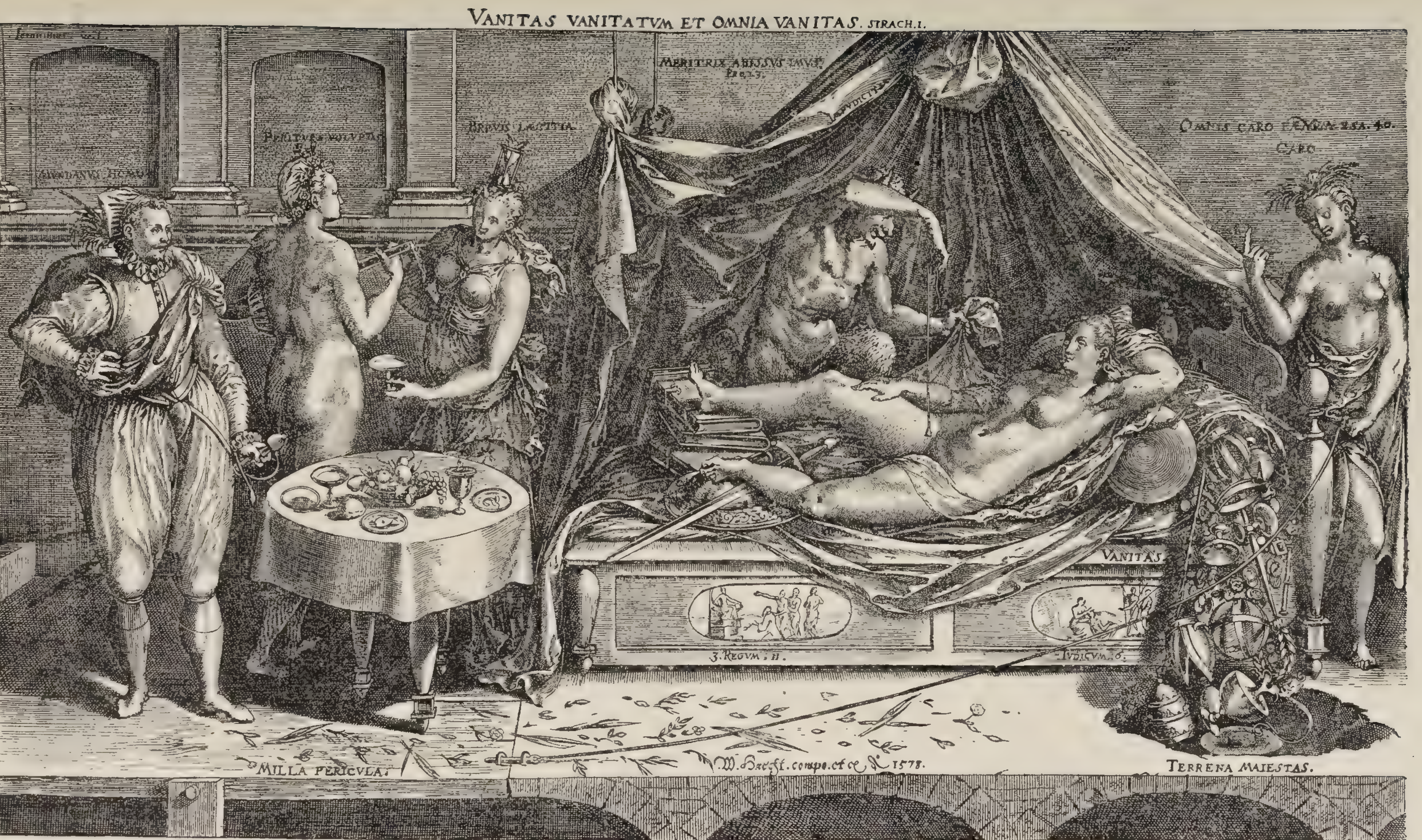
Manche sagen, meine Küsse seien ganz
Unanständig,
Und sagen, so hätten doch unsere Väter
Nie geküßt —
Da hast du's, Geliebte!
Ach, lieg ich bei dir
Und sterb ich in deinen Küssen,
Da kaum ich weiß, wo ich bin!
Wie soll ich da mich bekümmern um das,
Was die Menschen von meinen Küssen sagen?
— Da lacht sie, sie, die ich liebe,
Und legt ihrer Arme weißes Geschmeide
Mir um den Hals . . . . . und küßt . . . .
Und küßt . . . . .
Und spricht dann:
Du fürchtest wohl gar das gestrenge Urteil
Der Wohlanständigen?
Vor mein Gericht allein
Gehört diese Sache.

Der Zwölfte Kuß lautet:

Was wendet ihr weg von hier den Blick,
Ihr, prüdeste Damen, ihr, keuscheste Mädchen?
Sing ich vielleicht olympische Liebesgeschichten,
Ungeheure erotische Abenteuer?
Sind meine Verse schmutzig von geilen Worten?
Ich sage: es kann sie den Schülern
Der strenge Lehrer zu lesen geben.
Ich singe von köstlichen Küssen,
Ein keuscher Priester der keuschen Kunst —
Und dennoch,
Und dennoch die wütenden Augen
Der heimlich — unheimlichen strengen Matronen
Und furchtsamen kleinen Mädchen?
Ach, ist mir vielleicht im schönen Wahnsinn
Ein Vers gelungen, für den ihr zu schlecht?
Dann lauft nur weit, weit fort von mir,
Ihr Keuschen und Keuschesten,
Die ihr so rasch errötet,
Die ihr so stolz tut mit eurer Scham!
Ach, wie viel keuscher ist sie doch,
Sie, die ich liebe,
Und die es sicher viel lieber sieht,
Es fehle den Versen die Mannheit
Als ihrem Dichter.

In diesen Strophen finden wir alle Merkmale der Kunstdichtung, von denen wir oben sprachen: die ausschließlich sinnlich-wollüstige Auffassung der Liebe, die schwelgerische Zerlegung in Einzelgenüsse und ebenso unleugbar den pointiert lüsternen Zug. Diese Dichtungen erschienen zuerst im Jahre 1539 und zwar in Utrecht. Weil die holländische Sprache aber nicht jene Biegsamkeit besaß, die der Dichter brauchte, um seinen Worten die ganze Glut der Leidenschaft einzuhauchen, die in ihm gärte, formte er seine glühende Liebesraserei in lateinische Laute. Das Lateinische war damals die am höchsten entwickelte und darum auch reichste Sprache . . .

In Italien setzte die neue, die kapitalistische Litteratur am frühesten ein, und ihre bezeichnendsten sittengeschichtlichen Dokumente wurden zugleich auch zum populärsten Teil der Weltlitteratur. Es sind dies die hundert Erzählungen des Boccaccio. Die Erotik Boccaccios ist in ausgesprochenem Maße lüstern, und das ist ganz logisch. Die Erlebnisse bourgeoiser Klassen werden von Boccaccio erzählt,



Noijt en vondt man den grondt van dees lichte vrouwe
Valscheijt sonder Trouwe sij uuercoren heeft
Want hoe wijs hoe sterck sij brenghet al in rouwe
Voor Eere en schat van ghouwe sij Gods thoren gheeft
Wacht v dan wellustighe die blint gheboren leeft
Al lockt v tvleesch tot haer deur onbeschaemthz bloot
Oft in duijsent perijckels ghij verloren sneeft
En valt deur een cleijn vreucht wt weelde in droefhz groot.

Onc homme ne sonda coeur de femme impudicque,
Desloyauté sans foy cherit ceste poltronne,
Rendant le sage, et fort, en fin melancolique;
En lieu d'or et d'honneur, lire de Dieu nous donne.
Garde toy doncq mondain, poure aueugle personne,
(Encore que la chair vers telle fort tatire)
Ou en mille dangers ton corps tu abandonne,
Et pour peu de plaisir tu tombe en grand martire
Prouer. 5. 6. 7

Den grond disses ehrlosen Weibs mā nimer viden sach
Valscheijt one Treuwe hat sie auserkoren
Dan wie wayss wie sterck, sie brengts al in ongmach
Fur ehr vnd kostlichen schatz gibt sie Gottes zoren
Hutte dich dan du wollustiger blindt gheboren
Al zeucht dich das vleijsch zu ihr durch schāloset haden
Oder in vil tausent sorghen so bleijbstu verloren
Vnd musts durch gerīge freuwd auss wollust in trubsal gerade

209. Symbolisch-satirischer Kupferstich von W. Haccht. 1578

in bourgeoisen Mund sind sie gelegt, zu bourgeoisen Klassen sprechen sie und die Erotik ist obendrein die Note, durch die die Hörer ergötzt werden sollten. Boccaccios lüsterne Erotik war die Sauce, deretwegen man vor allem den satirischen Braten, über den sie gegossen war, mit so großem Behagen genoß. Diese ausgesprochene Lüsternheit ist weiter auch die Ursache der durch die Jahrhunderte andauernden Popularität dieser Novellen geworden, die auch heute noch immer neue Auflagen zeitigt, und beileibe nicht der große künstlerische, geschweige denn ihr satirischer Gehalt. Gewiß ist der künstlerische Wert dieser Erzählungen die Voraussetzung der Unsterblichkeit des Dekamerone und ihres Verfassers. Aber eben nur insofern, als er diese Erzählungen auch in den Zeiten kursfähig erhielt, wo man nicht mehr so anspruchslos war, um sich mit der Zote ihrer selbst wegen zu begnügen, sondern wo man gerade die Zote in der Form des künstlerischen Leckerbissens präsentiert verlangte.

In Italien erreichte die ausgesprochen erotische Litteratur auch zuerst ihre höchste Entwicklung. Als eine Probe dieser Steigerung mag die folgende von Albert Wesselski aus dem Lateinischen übertragene Ode „Priapus" gelten:

Unter allen den Kräutern, die dieser mein Garten hervorbringt,
Ist es sonderlich eins, das jede Mädchenhand reizt.
Gierig pflücken sie es, nicht um sich Kränze zu winden,
Nicht um die blumige Zier schmückend zu flechten ins Haar,
Nicht um Blüten zu streun vor die Schwellen der Tempel, wie sonst wohl
Pflegt das Volk den Gebrauch, ehrend der himmlischen Schar,
Nicht um einige Handvoll zu sammeln und über dem Feuer
Langsam daraus zu ziehn tropfenden lieblichen Duft.
Nicht Amaranth heißt das Kraut, nicht Kohl, nicht Mangold, nicht ist's die
Ringelblume, die in goldenem Glanze erstrahlt,
Nicht Sauerampfer, nicht Mohn, der, im Korne wachsend, als Heilkraut
Fördert die kundige Hand, die um den Kranken sich müht,
Auch die Artischocke ist's nicht, die Pflanze des Bacchus,
Nicht das Akanthusblatt, Vorwurf der bildenden Kunst,
Nicht die Blume, die ihren Namen nimmt von den Knaben,
Noch auch die, die sich jäh dreht nach den Strahlen Apolls.
Ganz ein anderes Kräutlein ist es und nützet ganz anders: die Wurzel,
Doppelt gespalten, treibt kräftig den Stengel hervor.
Knorrenlos ist der Schößling; noch liegt er, doch baldigst erhebt er
Seinen im rötlichen Schein schimmernden Kopf. Und er ist
Immer der gleiche, ob der Himmel glühet im Hundsstern,
Oder ob glitzernder Reif decket das Wintergefild.
Nie verwelket er jemals, da ihm das Wetter nichts anhat,
Und es gibt keinen Ort, wo man vergebens ihn pflanzt.
Keineswegs gibt es nur eine Art, die Triebe zu pflegen,
Schüttle den Stamm, und du hast reichlichen Samen von ihm.
Ob den Samen aufnimmt die Furche, oder ob du den fruchtbarn
Stengel senkest ins Loch, jeglicher Weg führt zum Ziel.
Wenn sich zuerst der Wald in frischen Blättern belaubet,
Sich in strotzender Kraft herrlicher Üppigkeit freut,
Träufeln aus seinem Haupte die ersten Tränen; der Honig
Von dem Hyblagebirg schmecket nicht süßer als sie.
Über alles tut wohl ihm das Streicheln geschäftiger Finger:
Von der Betastung selbst wächst er dir schon in der Hand.
Nicht geringere Freud' — so bezeug ich's, der ich es sehe,
Weil kein Weib daran denkt, daß ich zu sprechen vermag —



Mönch und Nonne im Klosterwald

Satirischer Kupferstich. 16. Jahrhundert.

Beilage zu Eduard Fuchs, „Illustrierte Sittengeschichte" Ergänzungsband * Albert Langen, München



Macht die Berührung den ehrbar'n Mädchen, wenn sie ihn umfangen
Und ihn in pressender Hand halten in zartem Verschluß,
Ja, sich neigen zu ihm und mit zärtlichem Munde ihn küssen
Und, weil die Wärme ihn letzt, ihn gar fürsorglich betreun.
Glücklich lächelt sie dann, wenn sich endlich der Schmächtige aufbläht
Und behend durch die Hand schlüpft ihr und durch das Gewand.
Gar nicht schüchtern bewundert die Maid sein verändertes Aussehn,
Den gekräftigten Stamm und die so plötzliche Pracht.
„Dich verehr ich, du Hälmchen, du Bild des erhabenen Gottes,
Du sollst mein Leitstern sein, Zepter, dem ich mich ergib!"
Also spricht sie; es fallen auch schon vom Körper die Hüllen,
Und den Durstigen labt sie an dem schattigen Born.
Gierig trinkt er an der von Gesträuch bewachsenen Quelle;
Wieviel er aber auch trinkt, reichlicher gibt er's zurück,
Und er spendet seiner Verehrerin liebliche Freuden,
Der er fürs Übel der Welt einziger Tröster oft ist.
Wenn der Gatte ihr fern ist auf weit ihn tragender Woge,
Und in der Einsamkeit sie sich in Sehnsucht verzehrt,
Und die Gesundheit ihr schwindet im öden eh'lichen Bette,
Findet sie Heilung darin, daß seinen Samen sie schlürft.
Wird ihr das Antlitz blaß, sie greift nach dem strotzenden Stengel,
Und von der süßen Kost kehrt ihr die Farbe zurück.
Hat sie die strahlenden Augen von strömenden Tränen verschwollen,
Wie ja das Weinen stets Frauenart war und sein wird,
Und besprengt sie der Tau, der aus dem Kräutlein hervorquillt,
Wird das Auge ihr klar, Freudigkeit zieht ihr ins Herz.
Scheuchen ihr dunkle Träume den Schlaf von den Lidern, vom Schößling
Koste sie wenig, und schon stellt sich der Schlaf wieder ein.
Wenn eine mannbare Maid den Namen der Mutter ersehnet,
Und ihr Tag für Tag ungenutzt schwindet dahin,
Wendt' sie die Wurzel zu richtiger Zeit an, und sicherlich klagt sie
Dann im Alter nicht ob ihrer Unfruchtbarkeit.
Ebenso rat ich's dem Weib, vernachlässigt schnöde vom Gatten,
Daß ihr bei seinem Tod nichts von der Erbschaft entgeht. —
Und je mehr die ihn fassende Hand den Stengel erfüllet
Und den saugenden Mund, desto willkommener ist er.
Anderswo blüht er in reichem Schatten, bei mir ist er offen;
Denn ein so trefflich Gewächs heischet nicht wucherndes Gras. —
Willst seinen Namen du wissen? der kleine Sch . . . . ists. Du lächelst?
Also nennt jedermann ihn im Zungenfertigen Rom.
Wenn auch, wie die Gelehrten behaupten, sein Umfang nur klein ist,
Mir, der ich ungelehrt bin, bäumt er sich mächtig empor.
Römer, gewährt mir Verzeihung! Ein Wörtlein nur ist mir entschlüpfet;
Kann denn darin ein Zuviel irgendwie reizen den Zorn?



210. Obszöne Papstkarikatur. 1545



211. Der Geruch. Holländischer Kupferstich

Zur Charakteristik dieser Litteratur ist gleich wichtig: wer sich zu solchen Kühnheiten verstieg. Nun diese priapische Ode hat keinen Geringeren zum Verfasser als den Sekretär des Papstes Leo X., den bekannten Kardinal Pietro Bembo. Der Kardinal Pietro Bembo war aber beileibe keine groteske Ausnahmeerscheinung, sondern nur der klassische Typ. Dies zu beweisen genügt es, an die schon an anderer Stelle zitierten Kardinäle und Papstsekretäre Bibbiena und Francesco Poggio zu erinnern. In der Gesellschaft, die sich um den Papsthof gruppierte, hatte die Renaissance in Italien die bourgeoiseste Klasse hervorgebracht, also schritten auch die hohen und höchsten Würdenträger der Kirche kühn an der Spitze der allgemeinen zynischen Ausgelassenheit.

Den höchsten Gipfel in der erotischen italienischen Litteratur der Renaissance stellt der ebenso berüchtigte wie vergötterte Pietro Aretin dar. Der „göttliche Aretin" ist in der damaligen Zeit zweifellos der phantasievollste Verherrlicher der Mechanik der Geschlechtsliebe und des ins Orgienhafte gesteigerten Genießens, bei dem sich in der Funktion des Geschlechtsaktes als Selbstzweck alles konzentriert. Ein relativ zahmes Beispiel sei dafür hier gegeben. In seinen „Gesprächen" (deutsch von H. Conrad, Inselverlag, Leipzig 1905, S. 32) verherrlicht Aretin die kalypigischen Reize der Frau in folgender dythirambischer Schilderung:

Dann hielt er mit seinen Händen sanft ihre Hinterbacken auseinander — es sah aus, wie wenn er die weißen Blätter eines Meßbuches aufschlüge, — und betrachtete ganz hingerissen ihren Popo. Der war aber auch weder ein spitzes Knochengerüst noch ein schwabbeliger Fettklumpen, sondern gerade die richtige Mitte: ein bischen zitterig und schön rund schimmernd wie beseeltes Elfenbein; die Grübchen, die man mit solchem Vergnügen an Kinn und Wangen schöner Frauen sieht, sie zierten auch diese beiden Backen, die so zart waren, wie eine Mühlenmaus, die in lauter Mehl geboren und aufgewachsen ist. Und so glatt waren alle Glieder des Nönnchens, daß die Hand, die man ihr auf die Lende legte, sofort bis an die Waden herunterfuhr, wie der Fuß auf dem Eise ausrutscht, und Haare sah man auf ihren Beinen so wenig wie auf einem Ei.

Daß in dieser Kühnheit sich außerdem die höchste Potenz künstlerischer Gestaltungskraft — wirkliche Renaissancekraft! — offenbart, kann und darf ebenfalls nicht geleugnet werden.

In der französischen Renaissancelitteratur dominierte und triumphierte in ähnlicher Weise die erotische Kühnheit. Die ersten Sprachkünstler, die das neue Zeitalter hier hervorgebracht hat, jene in deren Werke die neue Zeit ihre

gewaltigen Glocken läutete, die die moderne französische Sprache schufen, die französische Lyrik formten, von denen der spezifische französische Geist, der Esprit, in der Litteratur seinen Ausgang nahm — alle diese Leute waren durchwegs Erotiker. Schon die Namen der berühmtesten unter ihnen sind ein erotisches Programm, und der Inbegriff kühnster Zoten: François Villon, Clement Marot, François Rabelais.

François Villon, der erste neufranzösische Lyriker, ein Bursche von unglaublicher Sprachgewalt, ist im Hauptberuf Räuber und Mörder, im dichtenden Nebenberuf ein johlender Verherrlicher des Bordells:

Wind, Hagel, Frost, ich hab' mein warmes Fressen.
Ich bin verhurt, die Hure geht mit mir.
Wer besser ist, der such' sich wen er will,
Ganz nach Geschmack — die Wildkatz liebt das Wilde.
Ich lieb' den Sumpf, der Sumpf liebt mich,
Ich hasse Sittlichkeit und sie haßt mich.
In dem Bordell, wo ich zu Hause bin.

Man sieht schon an diesem einen Verse, daß dieser Bursche aus einem Gusse ist, die fleisch- und geistgewordene Konsequenz. Clement Marot, der Hofdichter Franz' I., in dessen Versen die dichterische Florettkunst des französischen Geistes ihre erste und zugleich für alle Jahrhunderte klassische Form fand, singt und reimt nur dem Gott Priap zu Ehren. Als Beleg verweisen wir auf die verschiedenen Proben, die wir schon an anderer Stelle von ihm gegeben haben. Der Dritte dieses Trifoliums, Rabelais, ist Frankreichs größter Wortschöpfer und kühnster satirischer Geist der Renaissance. Wenn Villon in seinen Dichtungen die Hure



212. Obszönes Flugblatt aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges

34*

und das Hurenhaus verherrlicht, so schreibt Rabelais seinen weltberühmt gewordenen Roman „Gargantua und Pantagruel“ zum Troste der von der Syphilis Befallenen! „Preiswerteste Zecher und ihr meine allerkostbarsten Spanisch-Feuer-Leut (alte Bezeichnung für Syphiliskranke), denn euch und niemand sonst ist dieses Buch gewidmet!“, so leitet er „Gargantua und Pantagruel“ ein.

Daß des Rabelais Kühnheit in der drastischen Darstellung des Geschlechtlichen jener des François Villon und des Clement Marot ebenbürtig ist, erweist schon dieser eine Umstand, denn eine kühnere Adressierung und Etikettierung seines satirischen Romans ließ sich nicht leicht ausdenken. Und daß die Etikette nicht mehr verspricht, als wie sie hält, möge der Dialog zwischen Pantagruel und dem Mumbruder erweisen, in dem Rabelais die Wortkargheit scheinheiliger Mönche verspottete, wenn sie unter die Laien kommen. (Nur „mit den Menschern spricht er, nämlich der Mönch, aus einem andern Ton, da äußert er sich sehr polysyllabisch“). Wir zitieren nach der weitverbreiteten Ausgabe des Bibliographischen Instituts in Meyers Klassikerbibliothek (Bd. II, S. 293):

„. . . kommen wir jetzt auf die anderen Lebensbedürfnisse, und reden wir eingehend und mit gesetztem Geist von den besagten barmherzigen Schwestern. Wie ist ihr Formular?“

M.: „Dick.“

P.: „Vorn — d. h. wo's anfängt?“ M.: „Frisch.“

P.: „Weiter hin?“ M.: „Hohl.“

P.: „Ich wollt' eigentlich fragen, wie macht's drin?“ M.: „Heiß.“

P.: „Was ist um den Rand herum?“ M.: „Haar.“

P.: „Wie sieht das aus?“ M.: „Rot.“

P.: „Aber bei den Alten?“ M.: „Grau.“

P.: „Wie sacken sie?“ M.: „Prompt!“

P.: „Wie geht's mit dem Bürzeln?“ M.: „Fix.“

P.: „Sind sie alle springlustig?“ M.: „Sehr.“

P.: „Wie sind eure Instrumente?“ M.: „Groß.“

P.: „Wie am Rand?“ M.: „Rund.“

P.: „Und oben an der Spitze, wie ist ihre Farbe?“ M.: „Rot.“

P.: „Wie sind sie nach der Arbeit?“ M.: „Matt.“

P.: „Wie sind die Hoden?“ M.: „Schwer.“

P.: „Aufgeschürzt?“ M.: „Hoch.“

P.: „Aber wenn's vorbei ist, wie dann?“ M.: „Schlapp.“

P.: „Bei meinem Eid, und wenn ihr reiten wollt, wie legt ihr sie?“ M.: „Hin.“

P.: „Und was sagen sie während des Rittes?“ M.: „Nichts.“

P.: „Sie traktieren euch und denken sich das Beste dabei, he?“ M.: „Wahr.“

P.: „Lassen sie sich auch Kinder machen?“ M.: „Nein.“

P.: „Wie liegt ihr beieinander?“ M.: „Nackt.“

P.: „Nun — bei dem Eid, den ihr geschworen! wie vielmal, richtig gezählt, macht ihr's tags über?“ M.: „Sechs.“

P.: „Und nachts?“ M.: „Zehn.“

„Pest!“ sagte Bruder Johann, „der Hurenbock schämt sich doch, über sechzehn hinauszugehen, — das wäre gegen seine Ehre“.

P.: „Ehe! Bruder Johann, könntest du das auch? Der sticht einen Aussätzigen aus. Machen sie's alle so oft?“ M.: „Ja.“

P.: „Wer von euch ist aber der Hauptkerl?“ M.: „Ich.“

P.: „Und manquierts nie?“ M.: „Nie!“

P.: „Das geht über meinen Verstand. Wenn man des Tags vorher all seine Samenröhren so ausgepumpt und rein gefegt hat, wie kann da gleich am andern Tag wieder so viel darin sein?“ M.: „Mehr.“


Stranding van een Walvisch van 70. voeten lang, tusschen Katwyk en Schevelingen, in de Maandt van February, A. 1598.

213. **Holländisches Flugblatt mit der Darstellung eines gestrandeten Walfisches.** 1598

P.: „Ich träume, oder sie müssen das indische Kraut besitzen, das Theophrast uns so sehr rühmt. Aber wenn sich's nun trifft, daß ein legitimes Hindernis oder sonst eine Verhinderung die Zahl der Abzüge beschränkt, wie fühlt ihr euch dann?" M.: „Schlecht."

P.: „Und was machen dann die Menscher?" M.: „Lärm."

P.: „Und wenn ihr einmal ganz aufhört?" M.: „Hu!"

P.: „Was gebt ihr ihnen dann?" M.: „Püff."

P.: „Und sie? was machen sie?" M.: „Bums."

P.: „Was sagst du?" M.: „Fist."

P.: „Wie klingt das?" M.: „Dumpf."

P.: „Straft ihr sie dafür?" M.: „Scharf."

P.: „Was kommt dabei heraus?" M.: „Blut."

P.: „Wie wird dann ihre Haut?" M.: „Wund."

P.: „Freilich, für euch wär's besser, sie wäre nicht so —" M.: „Bunt."

P.: „Aber wenigstens thut ihr ihnen eure Ohnmacht —" M.: „Kund."

P.: „Und sie haben dann, an euch zu denken, —" M.: „Grund."

P.: „Bei dem hölzernen Eide, den ihr geschworen habt, nun sage mir nur noch, in welcher Zeit geht's am flausten?" M.: „Aust."

P.: „Und am hitzigsten?" M.: „März."

P.: „Übrigens allezeit —" M.: „Forsch!"

Die Einsilbigkeit der Mönche gegenüber den Laien zu verspotten, hätte es natür⸗lich hundert andere Möglichkeiten gegeben. Indem Rabelais aber mit Gewalt des⸗wegen zu den kühnsten Zoten griff, ergibt sich, daß solche vorzuführen und darin die Phantasie zu baden, auch sein oberster Zweck gewesen ist. Ausschließlich diesem Zwecke so grotesk als möglich zu dienen, sind noch eine ganze Reihe Kapitel von Rabelais verfaßt worden . . .

Villon, Marot und Rabelais waren, wie gesagt, nur die Großen im Reiche, sie waren aber ständig umkreist von einer ganzen Plejade mittlerer Größen, die durchwegs der gleichen Tonart sich befleißigten (siehe Ergänzungen zu S. 136, 138, 141, 142, 199 usw.).

Als die urwüchsige Kraft der Renaissance verebbte und damit gleicherweise das Vergnügen an der derben Eindeutigkeit, kam im gleichen Maße die pikante Zweideutigkeit auf. Als Probe dafür mag das folgende Rondell „Trou⸗Madame" aus dem 17. Jahrhundert angeführt sein:

Das Trou⸗Madame ist immerhin
Ein Spiel nach braver Leute Sinn.
Es ist so lustig ohne Frage,
Daß ich ganz unumwunden sage:
Wir alle spielten mit darin.

Sie zweifeln noch an dem Gewinn?
Sie wissen freilich ohnehin,
Warum ich diese Bitte wage:
Das Trou⸗Madame!

Sie werden rot. Kann nicht umhin.
Verspotten sie den Doppelsinn?
Ich schwöre: es sind Feiertage
Für Sie in jeder Niederlage.
Wenn mir gestattet Eintritt in
Das Trou⸗Madame.

Man sieht: der seitdem so berühmt gewordene französische Esprit dominiert nun allein noch, die von Leidenschaft und Kraft erfüllten Worte sind dagegen verklungen. —

Deutschland befand sich, wie wir bereits wissen, damals in einer wesentlich anderen historischen Situation als die beiden eben behandelten Länder. In Deutsch⸗land handelte es sich ungleich mehr als in jedem anderen Lande um kleinbürger⸗liche Verhältnisse, und außerdem fehlten hier infolge der politischen Zerrissenheit



214. Erotisches Stammbuchbild. 17. Jahrhundert

die Großstädte, wie sie Italien in Venedig, Florenz und Rom, Frankreich in Paris besaß. Schon aus diesem Grunde konnte in Deutschland eine ähnliche Litteratur, die immer eine umfangreiche und vor allem territorial vereinigte bourgeoise Klasse voraussetzt, nicht entstehen. Aber auch noch aus einem anderen Grunde nicht: In Italien und Frankreich hatte der Absolutismus nicht nur bereits gesiegt, sondern auch längst schon offiziell seine Herrschaft angetreten. In Deutschland dagegen war erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Kristallisierungsprozeß dieses neuen politischen Machtfaktors abgeschlossen. Und darum kam dessen spezifische Kultur hier auch viel später zur Entwicklung.

Einen um so fruchtbareren Boden lieferte Deutschland damals für die politische Kampfschrift und das politische Pamphlet großen Stiles. Deutschland war das Hauptobjekt des Streites, um dessen Besitz — als ertragreiches Exploitierungsgebiet — sich im 16. Jahrhundert alle irdischen und himmlischen Mächte untereinander balgten. Die gewaltigen politischen Auseinandersetzungen, die Deutschland damals erschütterten, hingen alle wesentlich damit zusammen. Auf dem Schlachtfeld hat man aber bekanntlich niemals ein Ohr für den Anakreontiker, um so aufmerksamer hört man auf die Trommler, die Reveille schlagen, denn diese braucht man. Und darum sind auch diese in Deutschland damals ungleich häufiger zu hören als sonstwo, und weil es in Deutschland überdies ums Ganze und Größte ging, darum war deren Art auch großstiliger als die der politischen Satiriker und Pamphletisten im übrigen Europa.

* * *

Satire und Pamphlet. Kein Abschnitt dieses Kapitels könnte reicher sein als dieser, denn in allen revolutionären Zeitaltern ist die Satire eine der am meisten

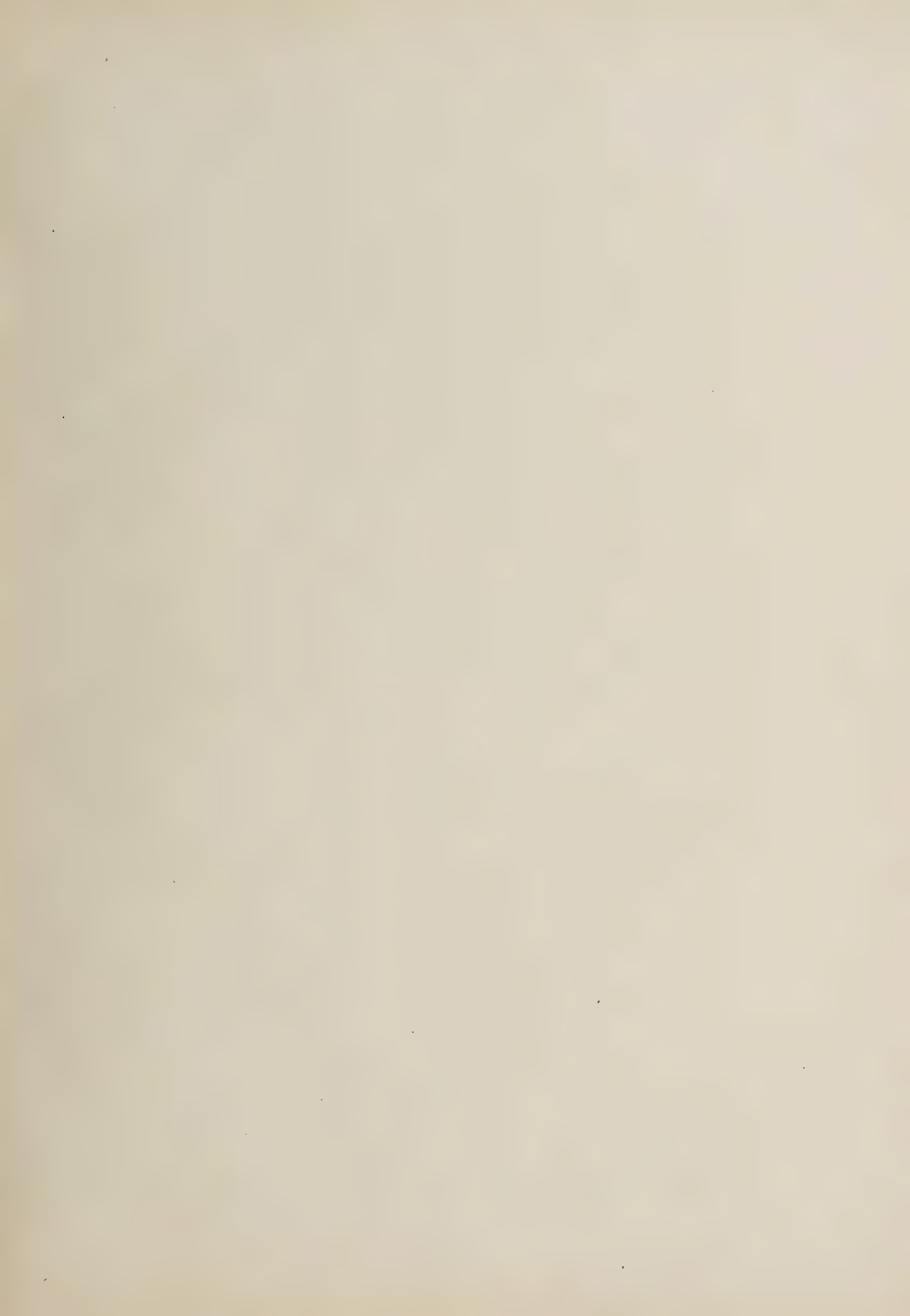
gehandhabten Waffen in den öffentlichen und privaten Streiten des Tages. Diese Erscheinung beruht auf der Kongruenz des Wesens der Satire mit dem revolutionärer Klassen. Beide zeichnen sich durch den geringsten Grad von Sentimentalität und Heuchelei aus. Außerdem ist die Satire in diesen Zeiten auch am agressivsten; sie ist ungleich seltener als sonst ein bloßes Spielen mit der Form aus reiner zweckloser Freude am Geklingel. Alle die berühmten Satiren der Renaissance von Boccaccios Decamerone an bis herauf zu den Lustigen Weibern von Windsor sind im letzten Grunde ausgesprochene Kampfschriften des aufsteigenden und rücksichtslos um die Herrschaft ringenden oder triumphierend den errungenen Sieg kündenden Bürgertums. Davon macht keine einzige eine Ausnahme. Des Erasmus Lob der Narrheit, oder des Rabelais Gargantua so wenig wie die offiziellen satirischen Kampfschriften, die Epistolae obscurum virorum — die Briefe unberühmter Leute —, das Narrenschiff des Sebastian Brant, die Schriften Huttens usw. Das gleiche gilt von den zeichnerischen Mitteln der Satire, der Karikatur schlechthin, die damals überall zu einem wichtigen Kampfmittel des öffentlichen Geistes wurde.

Diese große Rolle der Satire in der Renaissance ist allen Ländern gemeinsam, jedoch überragt Deutschland aus den am Schluß des vorigen Abschnitts genannten Gründen die andern Länder auf dem Gebiet der politischen Satire. Diese Unterschiede zu belegen, ist jedoch nicht das, worauf es an dieser Stelle ankommt. Sondern hier handelt es sich einzig um das Gemeinsame. Und dieses Gemeinsame ist der Ton der Musik, der auch hier genau derselbe ist wie auf allen andern geistigen Gebieten, die wir bis jetzt in diesem Kapitel aufgerollt haben. —

Die vom Volk geübte Satire bestand ehedem hauptsächlich im Beschimpfen, um dadurch dem Gegner mit den deutlichsten Worten „eine Schmach anzutun".



215. Illustrierte erotische Anekdote. 17. Jahrkundert



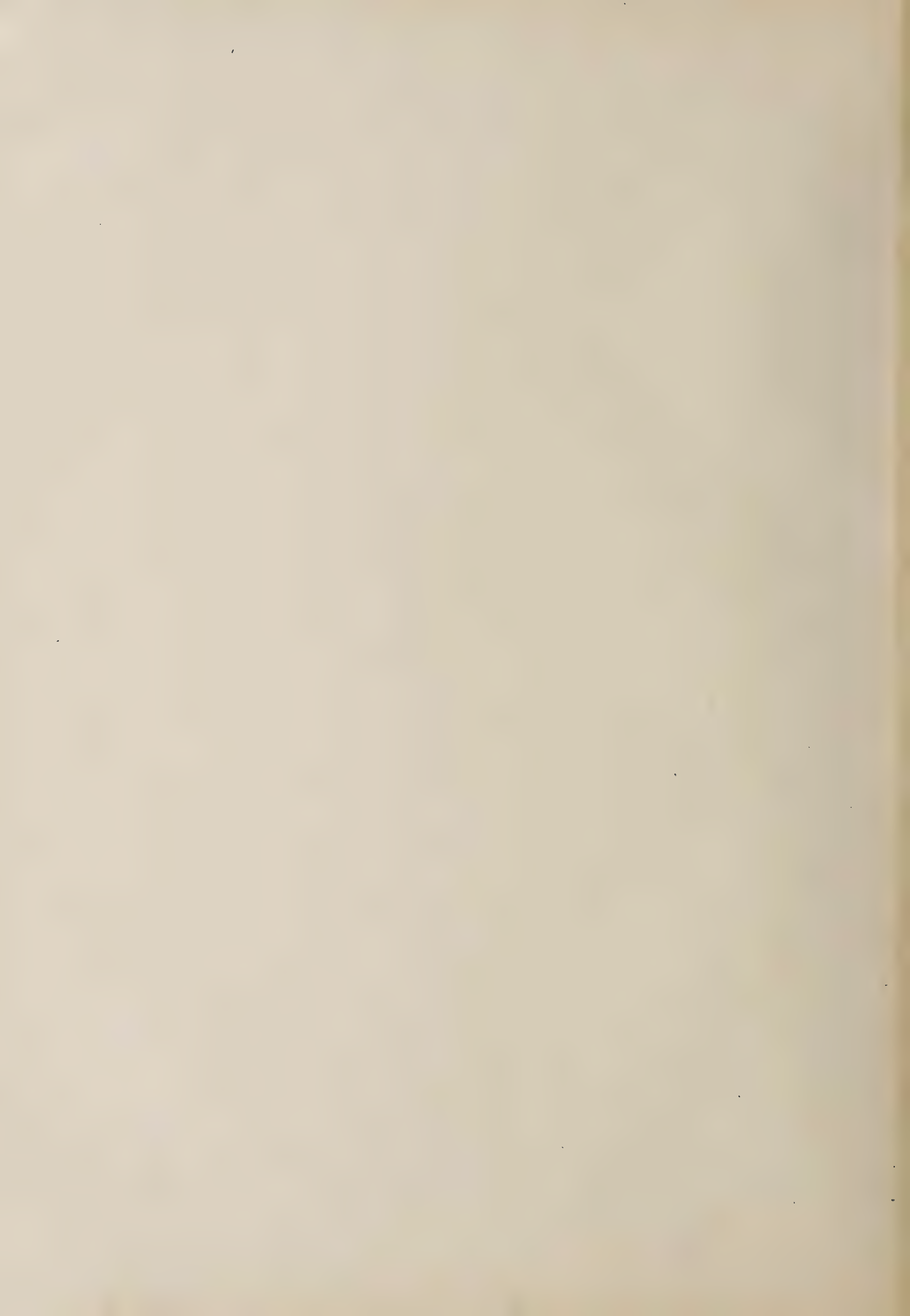




Verliebte Unterhandlung

Holländischer Kupferstich von N. W. van Haeften

Albert Langen, München





216. Illustrierte Redensart. Stammbuchillustration

Der größte Schimpf, den man also z. B. einer Frau antun konnte, — um mit der gesellschaftlichen Satire zu beginnen —, bestand deshalb darin, sie eine Hure zu schimpfen; was außerdem stets mit einem möglichst großen Aufwand an unflätigen Attributen geschah. Als ein Beispiel aus dem Deutschen sei die folgende Schimpf-kanonade angeführt, mit der ein Mann gegen eine Frau loszieht:

Du alter, verfluchter, unflätiger Scheißkübel,
Wie schiltst du mich so schändlich übel!
Es ist nicht minder, ich war des Hurenwirts Knecht,
Das weißt du selbst wohl, hast wahr und recht.
Ich hab' aber das auch nicht vergessen,
Daß du selber bei der Laden gesessen,
Im selben Hurenhaus, mehr denn zehn Jahr',
Kamst von Straßburg aus der Schwanzgaß dar.
Du warst gemeinhin die Heerhur genennt,
Man hat dich auch zu Straßburg geschwemmt
Und bist auch fast kaum worden erbeten;
Und wo sie dich noch könnten betreten,
So würdest du von ihnen ertränkt.
Das sei dir wohl von mir geschenkt!
So hast du auch das Wort davon
Du findest viel in Diebolts Ton,
Das heißt man an etlichen Enden gestohlen.
Auch redet man von dir unverhohlen,
Daß du verkuppelst Mann, Weib und Kind —
Alle Nachbarschaft, sie ist dir Feind.
Du kuppelst, daß du schwankst und hinkst,
Ja, und lügst, was du frißt und trinkst.
Du kannst ein schändlicher Skorpion sein,
Ich weiß gewiß, für ein Maß Wein
Und verrietest Land und Leut,
Dessen dich im Leben nicht gereut,
Noch weiß ich mehr, mußt auch vernehmen:
Du hast einem guten Gesellen z'fressen geben,
Ja, Katzenhirn, ich weiß nicht was,
Daß er sich dein vermöchte baß;
Dess' ist er leider worden taub,
Und bist eine Hex', das ich glaub.
Ich mein', ich hab dirs gesagt. Nun schweigst.
Ich bin gewiß viel besser, als du es weißt.

Man sollte meinen, eine solche Tonart wäre nicht mehr zu überbieten gewesen. Aber man lese nur, was der venetianische Nobile Lorenzo Venieri auf den hundert Seiten seines komischen Gedichtes „Die fahrende Hure" zuwege gebracht hat, das eine Parodie der damals üblichen Heldengesänge darstellt, aber außerdem gegen eine bestimmte Dirne gerichtet war, die den Verfasser bestohlen hatte. Angesichts dieser Ungeheuerlichkeit muß man unbedingt zu der Ansicht kommen,



217. Deutsche obszöne Karikatur auf den Geiz

daß, wenn auch di „deutsche Sprak eine plumbe Sprak“ ist, sie trotzdem noch eine züchtige Sprache ist im Vergleiche zur italienischen. Und wenn der Deutsche sich mit einigen Dutzend Verszeilen begnügt, so braucht der italienische Dichter obendrein mehr als hundert Seiten, um den Drang seiner satirischen Unflätigkeit zu erschöpfen. Der anonym um die Mitte des 16. Jahrhunderts erschienene Tarif der Dirnen Venedigs ist ebenfalls eine Satire und zwar auf die gesamten Dirnen Venedigs, sie kommt jedoch trotz aller Deutlichkeit der ungeheuerlichen Kühnheit, die in der fahrenden Hure des Venieri ihr Wesen treibt, nicht entfernt gleich.

Das gleiche wie von dem Dirnentarif gilt von der spanischen Satire „Cancionero de obras de Curlas provocantes al riza“, Valencia 1520, von der sich ein einziges Exemplar im Britischen Museum in London erhalten hat. Das Hauptstück dieses Werkchens „Carrajicomedia“ ist nach Franz Blei „eine Art Gedicht mit langen Glossen und eine Skandalchronik aus kastilianischen Städten zu Ende des 15. Jahrhunderts.“ Blei gab eine Übersetzung dieser Satire in dem von ihm bei Zeitler in Leipzig herausgegebenen Sammelwerk „Opale“. Wir drucken daraus die folgenden Stellen ab:

„Isabella die Kriegerin, die aus Asien kommt.“ Isabella ist eine Kurtisane und ist hübsch; sie heißt Isabel Guerra, aber der Dichter hat ihren Namen ein bißchen geändert und mit Recht, denn sicher war sie in Krieg mit mehr als tausend Männern und allen gab sie zu tun; ich kenn sie genau. Das Wort Asien meint, daß sie die größte Hure unserer Zeiten ist (la major puta moderna). Es gibt noch eine andere Isabella, Ysabel de Torres, in Valladolid, und um über sie

was sagen zu können, ging ich mir sie anschaun. Ein fettes Weib mit gutmütigem Gesicht, so an die Vierzig. Man sieht leicht, daß sie ehemals ihre Zeit gut verwendet hat. Heute fängt sie an, etwas ordentlicher zu leben. Gott erhalte sie darin!

„Juana de Cueto ist eine Kurtisane und die Freundin des Michel Gantangel." Sie ist sehr klein, aber graziös, lebhaft und einnehmend; hat eine schöne Brust; sehr eingebildet und voll Verachtung für die armen Leute, aber sehr aufmerksam gegen die reichen. Einige erzählen, daß sich in Hinsicht auf das Farzen kein Hinterer weder alter noch neuer Zeiten dem ihren vergleichen lasse. Eine Menge Nasen haben ihr Pulver gerochen.

„Ich sehe die hyperboreischen Berge und die ungeheure Masse der Larez, die die Hebräer verehren." Diese Larez ist an einen Juden namens Francesco de Branda verheiratet; ein Weib von unglaublichem Umfang; ein Berg aus Fleisch; war eine richtige Hure, die nie Angst vor einem Mann gehabt hat. Ihr Mann verließ sie, weil er, nicht ohne Grund, glaubte, sie setze ihm Hörner auf. War auch wirklich die Größe seiner Hörner so, daß er nicht mehr durch die Straßen von Valladolid gehen konnte. Sie blieb in der Stadt, wo sie mehr als ein Gewerbe betreibt.

In den 1659 zu Lyon zum erstenmal erschienenen und vor einigen Jahren ins Deutsche übersetzten Gesprächen der Aloisea Sigaea von Meursius, die wir weiter oben schon einmal zitierten und bei dieser Gelegenheit ein wahres Lehrbuch des Lasters genannt haben, handelt es sich im letzten Grunde ebenfalls um eine Satire, und zwar sollen diese Gespräche eine Satire auf die Skandalosa der grenobler besten Gesellschaft sein. Der Verfasser ist nach den neueren Forschungen nicht Meursius gewesen, sondern ein gewisser Andreas Chorier, Advokat des Parlamentes von Grenoble, der als indiskreter Verteidiger erzählt, was er in seinem Beruf erlebte oder erfuhr. Aber wenn man dem Verfasser aus diesem Grunde auch nicht vorwerfen kann, daß er sein Urteil „von Sachkenntnis nicht getrübt" abgegeben habe, so verliert diese Satire ihre sittengeschichtliche Bedeutung doch völlig dadurch, daß es Chorier in erster Linie um pornographische Schilderungen zu tun gewesen ist. Dadurch ist nichts als ein wildes Phantasieprodukt einer ausschweifenden erotischen Psyche entstanden, dessen Wahrheitsgehalt nicht mehr herausgeschält werden kann, auch nachdem man



218. Erotisches Stammbuchblatt. 17. Jahrhundert

weiß, daß die raffinierte und unersättliche Liebeskünstlerin, die sich hinter der Hauptheldin verbirgt, eine ganz bestimmte und damals wegen ihres Geistes und ihrer Schönheit sogar von Corneille in Paris angebetete Dame — Fräulein Anastasia Serment — der vornehmen grenobler Gesellschaft gewesen ist . . .

Den fruchtbarsten Boden hatte die persönliche erotische Satire und das erotische Pamphlet in den höfisch-absolutistischen Kreisen. Der Neid und die Freude am Skandal schufen an jedem Hofe unausgesetzt „Spitzreden", „Spottverse", satirische Anekdoten usw. Und da die Umstände hier ebenfalls meistens die strengste Anonymität bedingten und nur die heimliche Verbreitung von Mund zu Mund, oder von Hand zu Hand zuließen, so hat man darin allein schon die genügende Erklärung, daß die satirischen Verleumder sich hier am wenigsten „ein Blatt vor den Mund nahmen", und weiter dafür, daß für das Intimste die zynischste Form die willkommenste war. Es dürfte keine Prinzessin und keine Hofdame, keinen Fürst und keinen Kavalier gegeben haben, deren Liebeskalender nicht der Skandalsucht der eigenen Kreise, sei es in Wort oder Bild, als Amüsement gedient hätte. Zur Erhärtung dafür ein einziges Beispiel, das uns Brantôme vom französischen Hof übermittelt. Er schreibt (a. a. O. S. 344):

„Ein mir bekannter Edelmann schenkte eines Tages seiner Geliebten ein Buch mit Bildern die zweiunddreißig große und mittlere Hofdamen darstellten, ganz nach der Natur gezeichnet, wie sie mit ihren Anbetern der Liebe frönen. Darunter waren Damen, die zwei oder drei Liebhaber hatten, manche noch mehr, und diese zweiunddreißig Damen verkörperten etwa siebenundzwanzig Stellungen des Aretino. Die Personen waren sprechend ähnlich, einige völlig nackt, andre mit genau derselben Kleidung, Haartracht usw., die man sonst bei ihnen sah. Ebenso war es mit den Männern. Kurz, dieses Buch war großartig gemacht; es hatte 8—900 Taler gekostet, und die Zeichnungen waren koloriert."

Ein würdiges litterarisches Gegenstück hierzu bieten die ausschweifenden Satiren des Herzogs von Rochester auf die Debaucherien Karl II. von England und seines Hofes. In der ungeheuerlichsten dieser Satiren, der Komödie, „Sodom" war der König genau so die Hauptfigur des Lasters wie er es in Wirklichkeit war — die unbedingte Achtung vor der Majestät war eben auch damals nur der Leim, an dem bloß die ganz Dummen klebten.

Als ein drittes Beispiel der persönlichen Satire im Dienste des Skandals sei ein Sonett zitiert, das anläßlich des Ehescheidungsprozesses, den die Gattin des Schatzmeisters de Bray gegen ihren Mann führte, in den französischen Hofkreisen kursierte. Herr de Bray vermochte seiner Gattenpflicht nicht zu genügen, weshalb seine Frau auf Scheidung klagte. Der Gerichtshof verfügte als erstes, daß beide von erfahrenen Ärzten untersucht würden. Jeder der beiden Gatten wählte sich infolgedessen den seinigen. Im Anschluß daran erschien nun das folgende Sonett:

Entre les médecins renommés à Paris
En sçavoir, en espreuve, en science, en doctrine,
Pour juger l'imparfaict de la coupe androgine,
Par de Bray et sa femme ont esté sept choisis.

De Bray a eu pour luy les trois de moindre prix,
Le Court, l'Endormy, Piètre: et sa femme plus fine,
Les quatre plus experts en l'art de médicine,
Le Grand, le Gros, Duret et Vigoureux a pris.

On peut par là juger qui des deux gaignera,
Et si le Grand du Court victorieux sera,
Vigoureux d'Endormy, le Gros, Duret de Piètre.

Et de Bray n'ayant point ces deux de son costé,
Estant tant imparfait que mary le peut estre,
A faute de bon droict en sera débouté.



219. Satirischer Kupferstich auf die Laster der Wollust. Nach einem Gemälde von Breughel



220. Satirischer Kupferstich auf die Verschlagenheit unkeuscher Nonnen

Solchen Produkten gegenüber ist es natürlich höchst harmlos, wie allgemeine Stoffe, z. B. daß die Weiber ungleich mehr als die Männer von den Flöhen geplagt werden, von der satirischen Renaissancelitteratur behandelt wurden. In einem Gedicht, das Friedrich Dekind, gestorben 1598, zum Verfasser hat, wird den Weibern, damit sie in dem Streit wider die Flöhe endlich obsiegen, boshaft empfohlen, folgendermaßen zu verfahren:

So sollst du dich ihrer allzeit wehren
Und dich daran mit nichten kehren,
Daß hier und dort fremde Leute stehen,
Die dir in solchem Fall zusehen.
Heb auf die Kleider grimmiglich
Und die verborgenen Feinde such,
Welches sie um dich lang han verdient . . .

Weil man entsprechend der damals allgemein verbreiteten Unreinlichkeit unter jeder Art Ungeziefer zu leiden hatte, und vornehmlich oft auch unter den Läusen, so begegnet man auch diesen in der Litteratur. Doppelt interessant ist das folgende Poem, weil es zugleich eine Parodie zu den herrlichen Tageliedern darstellt. Statt dem Horn des Wächters treiben die Läuse den Schlafenden vom Lager:

Eine Tagweise von Läusen.

Ach Wächter, mein Geselle,
Wann ist es aber Tag,
Daß ich den Läusen entrinne,
So ich allererste mag?
Denn ich hab eine erwischet
An diesem Bett so bloß,
Die hab ich euch zermischet,
Ist wohl eines Daumens groß.

Der Griffe tät ich neune,
Die all zermischet sind;
So kommen erst die Alten
Und rächen ihre Kind'.
Das Weh mir heut und immer!
So schreit eine alte Laus.
Ich hör' ein Horn erschallen
Vor Jörgen Baders Haus,
Er blaset durch die Wangen
Vor Grimm und auch vor Zorn,
Komm ich ihm an die Stangen,
Den Balg hab ich verlor'n!

Wohl mir nun heut und immer,
So schreit ein alter Floh,
Wenn man die Stein' ausgießt,
So spring ich auf gar hoch.
So man die Thür' aufschließet,
So hüpf' ich doch heraus,
Da mußt du dann verbrennen,
Du grundverdorbne Laus.
Da taget aber es —

Zweifellos handelte es sich in dieser Satire viel weniger darum, die häßliche

Läuseplage zu verspotten, als vielmehr um die möglichst eindrucksvolle Parodierung der damals so überaus üppig florierenden Produktion von Tageliedern. Hier mag darum auch erwähnt sein, daß Flöhe zu haben, damals als keine Schande galt, wohl aber mit Läusen behaftet zu sein. Daß eine Frau oder Jungfrau plötzlich unter ihre Röcke oder in ihren Busen griff und triumphierend einen glücklich gefangenen Floh hervorholte und der Gesellschaft präsentierte, galt als artiger Scherz, über den man fröhlich lachte; aber die betreffende Dame war blamiert, wenn sich der gefangene Peiniger als eine Laus erwies.



221. Satirischer Kupferstich auf die Klosterunzucht

Ein interessantes Beispiel des kühnen Renaissancewitzes ist auch das mehrfach behandelte Thema von der Rache des Zauberers Virgil. In der Renaissance kursierte darüber die folgende Fabel: Der römische Zauberer Virgil hat einmal des Nachts jäh den Platz an der Seite seiner Geliebten verlassen müssen, weil deren rechtmäßiger Liebhaber unvermutet nach Hause kam. Die Dame fand nun kein anderes Mittel, Virgil unbemerkt zur Flucht zu verhelfen, als indem sie ihn in einem Korb aus dem Fenster auf die Straße hinabließ. Statt jedoch diesen Plan zu verwirklichen, ließ die heimtückische Dame den Korb nur zur Hälfte hinab und band ihn dann so fest, daß Virgil die ganze Nacht hilflos zwischen Himmel und Erde schwebte und am anderen Morgen das Gespött von Rom wurde. Daraus erkannte Virgil, daß es sich bei der Dame um eine von vornherein abgekartete Sache handelte, und sie ihm ihre Gunst nur zugesagt hatte, um dadurch eine Gelegenheit zu bekommen, ihn dem allgemeinen Gelächter auszuliefern, was ihr denn auch geglückt war. Virgil rächte sich aufs Grausamste für diese Schmach. Durch seine Zauberkünste beraubte er die Römer des heiligen Feuers und machte zugleich den Schoß dieser boshaften Dame zum einzigen Feuerherd, an dem die Römer das heilige Feuer wieder entzünden konnten. Ein deutscher Satiriker kleidete diese Rache Virgils in die folgenden Verse:

Sein Schmach Virgil also belohnt,
Daß man kein Feuer haben kundt,
Denn nur an seines Buhlen Spund,
Dahin mußt' kommen jedermann,
Der nur ein Feuer wollt' zünden an.
Wer andre bringt zu Spott und Hohn
Bekompt zweimal so viel darvon.

Diese Fabel entsprach so sehr dem Geschmack der Zeit, daß sie in jedem Land in großen Holzschnitten und Kupferstichen verbildlicht wurde. Wir geben hier und im Hauptwerke einige der interessantesten dieser Darstellungen (Vergl. den Holzschnitt von A. Altdorfer „Virgils Abenteuer und Rache“, Beilage Hauptwerk; im vorliegenden Band: den Holzschnitt eines unbekannten französischen Holzschneiders, Bild 201, und den Kupferstich des italienischen Zeichners und Stechers Eneas Vico: „Virgils Rache“, Beilage).

Ganz gleichartig sind die Formen der gezeichneten Karikatur, nur daß bei dieser das skatologische Motiv als Mittel der Beschimpfung noch mehr überwiegt (Bild 207–212, 217, 219).

Wenn in den Reformationskämpfen des 16. Jahrhunderts die satirische Produktion der Renaissance nicht nur ihren Höhepunkt hinsichtlich des Umfangs erreichte, sondern in Deutschland auch hinsichtlich des Stils, so hinderte das absolut nicht, daß die meisten Pointen, die zur gegenseitigen Kennzeichnung und zur Steigerung der Wirkung auf den Leser und Beschauer verwendet wurden, ebenfalls dem erotischen und skatologischen Sprach- und Bilderschatz entnommen wurden. Man griff zu diesen Vergleichen, weil durch keine anderen der Kühnheit im Ausdruck so reiche und so weite Möglichkeiten sich darboten.

Und keine Partei gab darin der anderen auch nur das Geringste nach. Der Wortschatz Luthers und seiner Mitstreiter, die vom Papst in der höflichsten Form als vom Antichrist und von der päpstlichen Kirche als von der päpstlichen Hure sprachen, war nicht minder blühend und handgreiflich wie der der Mönche. Einige Beispiele mögen diese so paritätisch geübte Methode veranschaulichen.

In einem Stück des großen Berner Malerdichters Nikolaus Manuel wider den Ablaß heißt es:

So ich denn Ablaß in Jesu Christi wohl mag han,
Ich schiß in 'n Ablaß und wischte den Arsch [am Baum,
Der allein am Geld wird erdacht,
Von Rom auf einer Hundehaut g'bracht
Wenn sie mich nunmehr beschissen,
So soll'n sie mir's auch verwischen.

Aus den Epistolae obscurorum, in denen von den Humanisten die Dummheit, die Verschlagenheit und die rohe Geilheit der Mönche und Priester in der Form von fingierten Briefen verspottet wurde, die angeblich von den Koryphäen der katholischen Kirche untereinander gewechselt worden waren, möge die folgende Probe gelten (deutsch von W. Binder):

„Arnold von Tongern entbietet seinen Gruß dem Magister Ortuin Gratius.

Zweitens habe ich auch vornemmen, — was mich eben nicht so sehr schmerzte — daß Ihr die Magd des Buchdruckers Quentel (mit Ehren zu melden) gespickt und ihr ein Kind gemacht hättet, und da es wahr sei, habe er ihr den Abschied gegeben und wolle sie nicht mehr im Hause leiden; sie habe jetzt eine eigene Wohnung und stelle alte Röcke wieder neu her. Ich bitte Euch bei der großen Liebe, die wir immer Einer zu den Andern hatten, schreibet mir doch, ob es sich so verhält, oder nicht; denn längst hätte ich sie schon gerne hergenommen, doch ich wollte es nicht thun, aus Furcht, sie wäre noch (eine keusche) Jungfrau. Wenn es aber wirklich so ist, daß Ihr es gethan habt, dann wollen wir, wenn Ihr Nichts dagegen habt, auf gemeinschaftliche Rechnung spicken, ich heute und Ihr morgen, weil das Würdigere den Vorrang hat, ich Doctor und Ihr Magister. Doch sage ich das ohne Geringschätzung. Und so wollen wir denn das im Geheimen für uns bewahren und sie sammt dem Kinde auf gemeinschaftliche Kosten unterhalten. Ich weiß,



M. Greuber. Satirischer Kupferstich auf die Mönchslaster. 17. Jahrhundert



sie wird damit zufrieden sein, und das weiß ich, daß ich, wenn ich sie schon lange gespickt, dieses Leiden nicht hätte; indessen hoffe ich, wenn ich nun daran gehe, meine Nieren zu reinigen, daß ich wieder gesund werde. Und hiemit lebet wohl! Wenn ich nicht am Durchfall litte, so wäre ich selbst zu Euch gekommen und hätte nicht geschrieben; aber dennoch müßt Ihr mein Schreiben beantworten. Gegeben in aller Eile aus unserer Burs „unter XVI Häusern."

In der gegen die Feinde Roms gerichteten römischen Satire konzentrierte sich die Satire häufig in persönlichen Angriffen auf Luther selbst, und zwar wurde besonders dessen Liebe zu der Nonne Katharina Bora verhöhnt. Beispiele dafür sind die folgenden Spottgedichte auf Luther·

Die Sonne neigte sich, die Nacht war angebrochen,
In welcher Luther sich hat an dem Pabst gerochen,
Da er nach seiner Käth die Arme ausgestreckt
Und vor dem Hochzeitstag sich selbe beigelegt.

Es hat sich Belzebub in d' Kammer eingestohlen,
Und wollt' den Kuppelpelz, so er verdienet, holen.
Er machte ein Geräusch, da er dieß Kleid gesucht,
Da jagte Luther ihn mit einem F* in d' Flucht.

Eine Satire auf Luther in Form einer Vesper, die sehr lange populär gewesen ist, war diese:

Martin Luther wollt' mit seiner Kati Vesper singen.
Er griff auf der Kati ihre Zehelein;
Zehelein, Zehelein, Zellorium!

Martin Luther wollt' mit seiner Kati Vesper singen.
Er griff ihr auf die Wadelein;
Wadelein, Wadelein, Zehelein, Zehelein, Zellorium!

Martin Luther wollt' mit seiner Kati Vesper singen.
Er griff ihr auf die Knieelein;
Knieelein, Knieelein, Wadelein etc.

Martin Luther wollt' mit seiner Kati Vesper singen.
Er griff ihr an das Bäuchelein;
Bäuchelein, Bäuchelein, Knieelein etc.

Martin Luther wollt' mit seiner Kati Vesper singen.
Er griff ihr an das Bumm — Bummelein;
Bummelein, Bummelein, Bäuchelein etc.

Diese gar nicht üble Parodie hat sich bis weit ins 17. Jahrhundert hinein erhalten. Häufig bediente man sich auf beiden Seiten auch der Parodierung des Vaterunsers und anderer alltäglicher Gebete.

Auch hier muß gesagt werden, daß das, was von der Tonart der textlichen Satire gilt, ebenso von der der gezeichneten, der Karikatur gilt. Um möglichst anschaulich auf die Beschauer zu wirken, führte man meistens das gerügte Laster ganz naturgetreu vor, so daß jedes Mißverständnis ausgeschlossen war. Und nur die Unterschrift oder irgend eine Nebenpointe offenbarte den satirischen Charakter der Darstellung. Auf diese Weise zeigte man den stämmigen Eremiten, dem im Klosterwald die liebeshungrige Äbtissin des nahen Klosters „unter der Kutte beichtet" (s. Beilage „Mönch und Nonne im Klosterwald"), und so


222. Symbolisch-erotischer Kupferstich

Hye sytzet des Endcrist vatter vnd würbt vmb syn lyplich toch
ter in üppigkeit · die im der werck verwylliget Vnnd empfachet
von irem eygen vatter den anthycrist ·



Wie der Antichrist mit der eigenen Tochter buhlt

223. Illustration aus dem Volksbuche „Der Entchrist“. 1475

enthüllte man die Geheimnisse der Klostergärten, wo der junge Beichtvater den hübschen Nonnen die von ihm ausgesprochene Disziplin zu seinem und der in ihn verliebten Nönnlein Vergnügen selbst erteilt (s. Beilage „Im Klostergarten wird verricht . . . .") usw. Aber auch die beliebten symbolischen Mittel schlossen jeden Irrtum aus. Der schimpfliche Sinn konnte nicht mißverstanden werden, wenn die Karikatur den Papst auf einem Schwein reitend und einen rauchenden Kothaufen auf der Hand tragend zeigt (Bild 210), oder wenn sie einen Bauern darstellt, wie er in die Papstkrone hofiert usw. (vgl. „Geschichte der erotischen Kunst" Bild 169 und 170). Die päpstlichen Karikaturisten waren ihrerseits beflissen, das, womit sie Luther vornehmlich angriffen, ebenso deutlich mit Strichen „abzumalen". Sie zeigen, wie der gehaßte Augustinermönch mit einer Nonne — Katharina von Bora — im Beichtstuhl unzüchtige Scherze treibt und dadurch das Haus Gottes entheiligt, oder wie er heimlich zu ihr in die Zelle schleicht, wo sie auf ihrem harten Nonnenlager bereits brünstig seiner harrt (vgl. hier auch Bild 220 und 221).

Daß diese Tonart selbst in den wirklich großstiligen Satiren dieser Zeit die Dominante bildete, ist schon aus dem bereits genannten Grunde, weil hierdurch der Kühnheit die größten Möglichkeiten offen lagen und die furchtbare Heftigkeit der Kämpfe immer zur letzten Kühnheit hinleitete, eine innere Notwendigkeit. Aber noch ein anderer Grund kam wesentlich in Betracht: man sprach in diesen Satiren und Karikaturen zur Masse, die Masse galt es zu fesseln und für oder gegen eine Sache aufzurütteln. Also mußte man sich auch jener Sprachformen und jener bildlichen Ausdrucksmittel bedienen, auf die die Massen unter allen Umständen reagierten. Aus ganz denselben Gründen erklärt sich auch, daß jene Persönlichkeiten in diesen Kämpfen den größten Einfluß erlangten, die, wenn sie sich derber Ausdrücke bedienten, so sprachen, „wie ihnen der Schnabel gewachsen war". Oder, um es an bestimmten Personen zu exemplifizieren: daraus resultierte nicht zuletzt der ungleich stärkere Beifall, den ein Luther gegenüber einem Hutten bei Massen fand, obgleich ihn dieser in jeder Richtung, an Geist, Genie, Charakter und menschlicher Größe gleich sehr überragte.

* * *

Die Zote in Aktion. Allen diesen geistigen Reflexen mußte, wenn sie logischer Bestandteil des Lebens sein sollen, unbedingt ein dementsprechendes Verhalten im wirklichen Leben entsprechen, nämlich ein gleichartiges und ständiges in Aktionsetzen der Zote.

Die Inszenierung einer mehr oder minder derben Zote und die aktive Mitwirkung daran war denn auch in allen Schichten der begehrteste Unterhaltungsstoff. Der Possenreißer war, wie wir schon an anderer Stelle angeführt haben (Hauptwerk S. 484), bei zahlreichen Gelegenheiten eine offizielle Persönlichkeit, und der Possenreißer war wiederum meist nichts anderes als ein Zotenreißer. Auch der Hofnarr früherer Jahrhunderte war nicht, wie so mancher Geschichte schreibende Einfallspinsel seinen Lesern weismachen wollte, eine Art öffentliches Gewissen, dem

36*

Hye wirt der Enndkrist enpfang im müter leib durch die kraft des teufls der in füret/vnd erfullet alles vbels vnd aller poßhait/ Vnd am vater beschlaft sein tochter. Vnd der selb ist des Enndkrist vater.



Die Empfängnis des Antichrist

224. Illustration aus dem Volksbuche „Der Entchrist". Holzschnitt. 1475

als Narrenfreiheit zugebilligt war, hin und wieder auch den Mächtigen der Erde die Wahrheit zu sagen, sondern er war in den weitaus meisten Fällen nichts anderes als ein einschlägiger und schlagfertiger Kopf, der es verstand, ein harmloses Wort oder Ereignis im Handumdrehen erotisch anzüglich zu pointieren. Ein Beispiel dafür: Die spanische Königin Elisabeth erklärte einmal in der Unterhaltung, wie schön und angenehm der Aufenthalt in Madrid und Valladolid sei; sie möchte, sagte sie, daß die beiden Orte so benachbart seien, daß sie mit dem einen Fuß Madrid, mit dem andern Valladolid berühren könnte. Der Hofnarr Legat, der das gehört hatte, sagte hierauf: „Dann möchte ich in der Mitte sein, con un carrajo de borrico, para encarguar y plantar la raya." Je produktiver ein Hofnarr in derlei Einfällen war und vor allem je zynischer, um so beliebter und begehrter waren seine Späße. Freilich mußte er auch auf Prügel gefaßt sein, mit denen er in den Fällen bezahlt wurde, wenn seine Hoheit oder seine Majestät gerade in unverbesserlich schlechter Laune sich befanden. Durch solche kleine Zwischenfälle sollte er sich jedoch nicht abhalten lassen, bei der nächsten Gelegenheit „eine ebenso zynische Lippe zu riskieren", und dann war der klingende Dank, den er quittieren durfte, doppelt so hoch. Die Wahrheiten, die die Hofnarren riskierten, mußten stets mit einer um so größeren Portion Vergnügen, das man dadurch genoß,

Der Enndkriſt wirt geborn in einer ſtat genant groſs babilonie Vnd er würt aller vntugent vnd boſheit vol · Wenn der tüfel tüt alles ſin vermügen dar zů · Vnd das weyſt das bůch/das da heiſt Compendium Theologie · in dem ſibenden Capitel ·



Die Geburt des Antichrist

225. Illustration aus dem Volksbuche „Der Entchrist". Holzschnitt. 1475

papriziert sein. Und das entspricht auch allein der historischen Situation. Zu solchen Posten gaben sich fast immer nur schmierige Schmarotzer her, die ihres Vorteils willen bereit waren, auch sich selbst jederzeit zum Gegenstand des Gelächters zu machen. Und aus dem Munde solcher Kreaturen sollte das öffentliche Gewissen gesprochen haben? Jedenfalls sind die den Fürsten gesagten Wahrheiten niemals aus schmierigerem Munde gekommen. Einige Hofnarren trieben die Gemeinheit in Worten und Taten derart stark, daß ihr Name geradezu sprichwörtlich wurde zur Charakteristik von etwas ganz Gemeinem. Wenn z. B. in Italien jemand eine besonders gemeine Zote aufbringt, so sagt man noch heute: Non è piu il tempo del Duca Borsa. Der Narr des Herzogs Borsa von Ferrara (gest. 1471) zeichnete sich nämlich durch Erfindung der allergemeinsten Zoten aus. Karl Fröhlich, einer der mehr als fünfzig Hofnarren, die nach den Rechnungen des Dresdener Haupt- und Staatsarchives in der Zeit von 1485—1679 am sächsischen Hofe angestellt waren, erbettelte sich vom Kurfürst Friedrich August II. einmal eine Standeserhöhung. In animierter Geberlaune ernannte ihn der Angebettelte zum „Grafen von Saumagen". Wie ernst diese Ernennung gemeint war, ersieht man daraus, daß Fröhlich hinfort unter diesem Titel sogar in dem sächsischen Hof- und Staatskalender (von 1740—1743) aufgeführt wurde. Dieser

Titel ist auch der einzig zutreffende, denn er charakterisiert Herr und Knecht ungleich richtiger als der sonst übliche: „unser lustiger Rat“ oder „unser fröhlicher Rat“, und er hätte auch auf die meisten Hofnarren gepaßt. Eine Geschichte der Hofnarren könnte daher keinen besseren Titel tragen als „Die Geschichte derer von Saumagen“. Natürlich schließt das nicht aus, daß geistreiche Fürsten an ihre Hofnarren entsprechend höhere Ansprüche stellten, als wie harmlose Nullen dies taten. Aber meist bestanden diese größeren Ansprüche bloß darin, daß sie eben den geistreichen Schweinigeln vor den dummen den Vorzug gaben.

Eine geradezu europäische Berühmtheit unter den Hofnarren war der 1566 geborene Wittenberger Professor Friedrich Taubmann, der am Hofe des sächsischen Kurfürsten Christian II. als „unser kurzweiliger Rat“ funktionierte. Taubmann gehört zweifellos zu den witzigsten Hofnarren der Geschichte und wie ausdrücklich hervorgehoben werden muß, auch zu jenen, die sich relativ noch am wenigsten in schmutzigen Zoten gefielen. Darum ist es also um so bezeichnender für die übliche wüste Gemeinheit der andern, welche Witze und Scherze zum Repertoire selbst dieses Mannes gehörten. Wir wollen nach seiner von Ebeling verfaßten Biographie einige Beispiele hier dafür anführen. Um es den Hofdamen gründlich zu vertreiben, einen auf seine Kosten gemachten Witz nochmals zu wiederholen, leistete sich Taubmann den folgenden Spaß:

Er ließ einen großen und tiefen Sack von schwarzen Leinen anfertigen, zur Hälfte mit Kienruß anfüllen und offen rings um die Brille des Frauenaborts, der sich in einem finstern Raum befand, mit Nägeln befestigen. Wie zu erwarten, stieg bei jeder Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses der Ruß an den entblößten Körperteil. Ein paar Tage darauf, als man sich wieder im Speisesaale versammelte, ließ es sich eine der Kammerdamen wiederum beikommen, den Professor mit seiner Devise zu persiflieren. Taubmann nahm es ruhig hin. Als man sich aber von der Tafel erhob, flüsterte er dem Herzog ins Ohr, er wette, daß, wenn nicht alle, so doch die meisten der anwesenden Damen einen schwarzen Hintern hätten. Der Herzog wollte sich ausschütten vor Lachen, und als die neugierig gewordene Herzogin nach dem Grunde seiner so heftig ausgebrochenen Heiterkeit forschte, flüsterte er ihr Taubmanns Wette zu. Auf der Stelle befahl die Herzogin sämtliche Damen in ein besonderes Gemach, woselbst die Oberhofmeisterin eine Besichtigung vornehmen mußte, welche denn den behaupteten Tatbestand ganz zweifellos offenbarte.

Noch hanebüchener ist der folgende Scherz, durch den Taubmann sich an einem verhaßten Hofmanne rächte:

Es war um die Zeit der Erdbeerreife, daß Taubmann nach überreichlich genossenem Mittagsmahl sich im Schloßparke zu Torgau erging, bald aber ermüdet sich am Saume eines dichten Gebüsches niederlegte. Da hört er plötzlich Stimmen von Personen, welche näher kommen, und er erkennt den Hofjunker, der die bartlosen Gesichter zuwege gebracht, im eifrigen Gespräch mit einer Dame. Beide gelangen allmählich dicht an die entgegengesetzte Seite der Stelle, wo Taubmann ruhte, und er vernimmt nun, wie sie dahin übereinkommen, Erdbeeren zu suchen, und daß, wer die schönste zu überreichen vermöchte, von dem andern Teile einen Kuß zur Belohnung empfangen solle. Hierauf entfernen sie sich, die Dame jedoch nach einer Richtung, wo gar keine Erdbeeren zu finden waren, der Junker dagegen so, daß er in den Gesichtskreis Taubmanns geriet, ohne diesen selber zu erblicken. Plötzlich bricht er in einen Freudenruf aus, bedeckt mit seinem Hute etwas, und geht davon, offenbar seine Dame zu suchen. Sogleich eilt Taubmann nach dem Orte, wo der Junker mutmaßlich Erdbeeren gefunden, und er erblickt ein wahrhaft prachtvolles Exemplar dieser Frucht, welches er sofort verspeist. Aber er war auch gerade in der Verfassung, einen Beitrag zur Beförderung der Waldkultur zu liefern, und er unterließ nicht, dies schleunigst zu tun und ihn säuberlich mit dem vorgefundenen Hute des Junkers zu bedecken. Dann eilte er nach seinem Ruheplatze zurück, gespannt des Auftritts harrend der nun kommen würde. Es dauert auch nur

So der Enndkrist erschlagen wirt· So sprechen sin diener sy ha
bē weder got noch herren·vnd leben den suntlich vnd noch lust
des leibs doch werden m verlihen xxv tag · Ob sy wellen ruwe
enpfal en Das stet ouch geschriben jn Compendio theologie



Wie die Jünger des Antichrist in Unzucht leben

226. Illustration aus dem Volksbuche „Der Entchrist". 1475

wenige Minuten, da naht sich der Junker mit seiner Dame raschen Schrittes dem verfänglichen Orte, in einem Schwall süßlicher Redensarten erklärend, er habe, seinen Fund um so preiswerter zu machen, für ratsam gehalten, daß ihn die Auserkorene seiner Anbetung selbst pflücke. Nun hebt sie rasch den Hut auf, wirft ihn aber bei dem Erblicken eines pyramidal gestalteten und nichts weniger als aromatisch duftenden Häufleins mit einem Schrei der Empörung beiseite und läuft davon. Das Verhältnis zwischen den beiden war damit unheilbar vernichtet.

Als Beleg für die erotischen Witze, die Taubmann sich in der Hofgesellschaft, ohne Anstoß zu erregen, leisten durfte, sei dieser angeführt:

Von Kurfürst Christian II. einmal auf eine bestimmte Stunde nach Dresden berufen, hatte dieser seinen Sitz im Empfangszimmer so gewählt, daß Taubmann bei der stets mit einem Handkuß verbundenen Begrüßung sämtlichen Hofdamen den Rücken zudrehen mußte.

„Cur monstras teneris tua posteria puellis?“ (Warum hältst du den zarten Jungfern immer dein Hinterteil hin?) fragte Christian scheinbar erzürnt.

Taubmann geriet jedoch nicht in Verlegenheit, sondern fügte dem kurfürstlichen Hexameter sofort den Pentameter zu:

„Possem, si vellent, anteriora dare!“ (Wenn sie wollen, können sie mein Vorderteil kriegen!)

Diese Antwort brachte ihm eine goldene Kette ein.

Wenn derartige Witze also selbst die anständigsten unter den Hofnarren machten, so läßt sich nicht schwer ausdenken, von welchem Kaliber die Witze jener waren, die sich bloß im Schmutz gefielen.

Auch seine Majestät Volk hatte fast ständig und überall seine Hofnarren und Lustigmacher. Till Eulenspiegel scheint ein solcher gewesen zu sein. Und daß diese Volksnarren nicht minder zünftig zu zoten verstanden, beweist schon der Inhalt der weiter oben angeführten „Eulenspiegeliaden“. Die Derbheit des Tones der Volksnarren ist auch in deren Herkommen begründet. Fr. Nick schreibt darüber: „Die eigentlichen Volkslustigmacher waren meist Leute von niederem Herkommen, ausgerüstet mit einem unverwüstlichen Humor, der sich stets in der derben Denk- und Handlungsweise des Volkes aussprach.“ Die Fastnachtsspiele, von deren Derbheit und Obszönität wir genügend Beispiele kennen, waren anfangs nichts anderes als auf Handgreiflichkeiten hinauslaufende, von Volksnarren aus dem Stegreif dramatisierte Karnevalsspäße. Die sogenannte Narrenfreiheit, die dem Volk zu gewissen Jahreszeiten — in den meisten Ländern in der Fastnacht, in einigen Ländern, wie z. B. in Süditalien zur Zeit der Ernte — zugebilligt war, bestand im letzten Grunde darin, daß es in dieser Zeit öffentlich ungestraft Zoten treiben durfte. Diese Zoten anzuhören, oder das Publikum zu solchen herauszufordern und sich daran zu delektieren war ein Vergnügen, dem auch die Patrizier und der Adel gerne huldigten. Ja nicht selten mischten sich selbst vornehme Damen ins Getümmel solchen Treibens. Bei Brantôme findet sich für eine solche Übung ein bezeichnender Beleg (a. a. O. S. 350):

„Ich glaube, die Herren Schwätzer und Verleumder der Damen möchten wohl das gleiche Vorrecht genießen, wie die Winzer in der Kampagna von Neapel, denen es zur Zeit der Weinlese erlaubt ist, jedem Vorüberkommenden zu sagen, was sie wollen, sogar Beleidigungen. Da sieht man sie denn hinter den Leuten herschreien, gleichviel welchen Alters und Standes diese sind. Das Spaßigste dabei ist, daß sie sogar die Damen, Prinzessinnen und Großen nicht verschonen. Ja, ich habe zu meiner Zeit gehört und gesehen, daß manche Damen des Spaßes halber absichtlich aufs Feld gingen und sich dort zu schaffen machten, um die gemeinen und unzüchtigen Reden der Winzer anzuhören. Dabei wurden dann auch ihre Gatten oder Liebhaber beschimpft, und



Mönch und vornehme Dame

Schabkunstblatt nach einem Gemälde aus dem 17. Jahrhundert

Beilage zu Eduard Fuchs, „Illustrierte Sittengeschichte“. Ergänzungsband *

Albert Langen, München





227. Die Empfängnis Mariä. Relief vom Portal der Marienkapelle, Würzburg

man warf den Damen vor, sich mit ihren Kutschern, Pagen und Dienern abzugeben. Ja, noch mehr, die Weinleser boten den Damen ihre Gesellschaft an und versicherten, sie würden sie besser bedienen als sonst jemand. Die Damen begnügten sich damit, sich vor Lachen auszuschütten und sich die Zeit zu vertreiben, oder sie ließen ihnen auch durch ihre Begleiter Antworten geben, was ebenfalls erlaubt ist. Wenn die Weinlese zu Ende ist, dann ruhen diese Schimpfworte bis zum nächsten Jahr; denn außer der Zeit würden sie streng bestraft werden."

Aber, wie gesagt, man liebte in allen Kreisen, beim Adel und an den Fürstenhöfen ebenso sehr wie beim gewöhnlichen Volke, nicht nur die Zote in Worten, sondern auch die der Tat, wobei man selbst Akteur war. Nichts hielten zahlreiche Chronisten des Aufzeichnens würdiger als ein zotig Stücklein, das dieser oder jener sich und seinen Freunden zur Erbauung inszeniert hatte.

Der Adel und die Pfaffen trieben natürlich mit Vorliebe mit dem gewöhnlichen Volke ihre Allotria und ihren Witz. Der Bauer und der wehrlose arme Teufel

waren, wie in der Litteratur so auch im wirklichen Leben die Figuren, auf deren Kosten man bei jeder Gelegenheit lachte, und an denen man ständig sein Mütchen kühlte. Dafür ein einziges Beispiel aus dutzend ähnlichen, die sich allein in der zimmerischen Chronik aufgeschrieben finden:

Der Bischof und Kardinal von Trient, Freiherr von Madrutsch, reiste einmal mit seinem Bruder, Herrn Nikolaus, dessen Ehefrau und vielen Fräuleins nach Brixen. Unterwegs, nicht weit von Collmau, schickte der Kardinal einen Säumer (der die Saumtiere besorgt) voraus mit zwei Legeln köstlichen Weines. Diesem Säumer begegnete unterwegs des Kardinals kurzweiliger Rat, Herr Simon Rast, und begehrte aus den Legeln zu trinken. Das wollte der Säumer nicht gestatten, darüber ärgerte sich Herr Simon nicht gering. Flugs zuckte er an dem das eine Legel verschließenden Pfropfen, so daß der gute Säumer rasch mit dem Finger in das Loch fahren mußte, um es damit zu schließen. Simon war nicht faul, fuhr an das andere Legel und zuckte auch dessen Propfen heraus. Auf diese Weise mußte der Säumer auch mit der anderen Hand dieses Loch zuhalten. Wie er nun so mit beiden Händen gefaßt und sich nicht wehren konnte, schnitt ihm Simon die Nestel an den Hosen rasch ab. Dem guten Kerl fielen die Hosen unter die Knie hinab und weil er ein gar kurzes Hemd anhatte, das zerrissen und voller Löcher war, so konnte der Säumer sich nicht bewahren. Inzwischen kamen der Kardinal, die Frauenzimmer und die ganze Messanei, sahen das blanke Hinterteil und die Schellen des ganz komisch dastehenden Säumers und fingen darob allesamt ein nicht kleines Gelächter an.

Ein anderes Beispiel, das wiederum in krassester Weise belegt, wie nahe Höhe und Tiefe der Gesellschaft einander im Zynismus berühren, ist dieses: Am Morgen nach der blutigen Bartholomäusnacht promenierten mehrere Damen des französischen Hofes mit ihren Kavalieren lachend und scherzend durch die Straßen von Paris. Ein Hauptspaß, den sich die Herren und Damen bei dieser Gelegenheit leisteten, bestand darin, daß sie gemeinsam an den meist völlig entkleidet auf den Straßen liegenden Gemordeten — denn diese waren in der Mehrzahl im Schlaf überfallen worden — in scherzhafter Weise Feststellungen und Vergleiche über die ehemalige Geschlechtstüchtigkeit der einzelnen machten. „Und," berichtet ausdrücklich der Chronist, „das zynische Bedauern der Damen galt nur jenen unter den Gemordeten, die für die Werke der Liebe von der Natur besonders vorteilhaft ausgerüstet gewesen waren."

In den meisten Fällen sind solche Zoten natürlich nicht nur Selbstzweck gewesen, sondern in ebenso großem Maße auch Mittel zum Zweck: sie sollten stimulierend auf die erotische Phantasie der Beteiligten wirken und dadurch die gegenseitige Verführung erleichtern. Das gröbste und zynischste, aber gleichwohl nicht seltenste Mittel, war darum, Frauen zu Zeugen von Liebeskämpfen zu machen. Besonders oft zu solchen von Tieren, aber auch zu Zeugen von solchen zwischen Männern und Frauen. Fürstliche Wüstlingsnaturen führten, wie wir schon im Hauptwerke mitteilten, die Hofdamen an die Brunstplätze der Hirsche im Walde, oder sie ließen vor deren Augen schöne Hengste auf rossige Stuten hetzen. Brantôme berichtet einen solchen Fall, den er am Hofe Heinrich II. erlebte:

„Ich entsinne mich, daß er sich eines Tages, im August oder September, zu Saint-Germain-en Laye befand und Lust hatte, des Abends in dem schönen Walde von Saint-Germain die Hirsche in der Brunst zu beobachten; er nahm verschiedene vertraute Prinzen und vornehme Damen mit. Einer aus der Gesellschaft sagte, es schicke sich nicht für eine keusche Frau, derartige Liebesspiele von Tieren anzusehen, denn der Anblick rege die Venus zu sehr auf; die Frauen würden ja solchen Appetit bekommen, daß ihnen das Wasser im Muttermunde zusammenliefe, wogegen es dann kein andres Mittel gäbe als die Einflößung von Sperma."



Die Madonna spendet dem heiligen Bernhard von Clairvaux Milch aus ihrem Busen

228. Vom Meister des Marienlebens. Wallraff-Richartz-Museum, Köln

Aber die Inszenierung solcher tierischer Brunstszenen vor Frauen ist noch ein ganz harmloser Sport gewesen im Vergleich zu jenen ungeheuerlichen Schaustücken, die der berüchtigte Papst Alexander VI. und Karl II. von England ihrem versammelten Hofstaate lieferten, und die wir bereits an anderer Stelle geschildert haben. (Hauptwerk S. 26 und 322; s. auch Geschichte der erotischen Kunst S. 180.)

Natürlich waren solche Orgien aktiver Zotologie wie die zuletzt genannten stets Ausnahmen und bloße Ausgeburten der übersättigten Phantasie einiger besonders ungeheuerlich veranlagter Wüstlingsnaturen. Deshalb ist ungleich wichtiger, was zu Alltäglichkeit gehörte. Und auch hier leistete man sich wahrhaft Erkleckliches. Welche Arten hier nun die typischen waren, dafür gibt es eine Reihe beredte Zeugnisse, von denen einzelne zwar hin und wieder von den Geschichtsschreibern erwähnt wurden, die aber niemals gesammelt und zusammengestellt worden sind, obgleich sie gerade in ihrer Summe, also in ihrer Häufigkeit, ein wichtiges Zeugnis für das urwüchsige sinnliche Gebaren jener Zeiten darstellen. Wir meinen die teils bildliche, teils plastische Darstellung des Erotischen und Skatologischen auf den Gegenständen des täglichen Lebens, auf Schüsseln, Krügen, Trinkgefäßen, Tellern, Stickereien, Gobelins; weiter auf Waffen, Rüstungen, Möbeln, ebenso auf Gegenständen der Unterhaltung: auf Spielen, Würfeln, Karten, dann schließlich in Form von direkten Kunstgegenständen, wie Schmuckstücken, Prunkbechern, Humpen, Prunkpokalen usw. usw. Die Liste dieser Verwendungsgelegenheiten des Erotischen ist unerschöpflich, denn überall blühte die Sinnlichkeit, sei es als gestickte, geknetete, gemalte, gepunzte, geformte, gegossene, gemeißelte oder sonst wie bildlich ausgedrückte Zote.



Der betrunkene Noah und seine Söhne

229. Holzschnitt

In diesem großen Umfange der Verwendung derartiger Motive auf den Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens besteht natürlich allein die sittengeschichtliche Bedeutung dieser Erscheinung. Wenn nur die Phantasie vereinzelter Künstler und Kunsthandwerker sich derart betätigt hätte, so würde das sehr wenig bedeuten. Da aber hunderte und aberhunderte schaffender Künstler solche Scherze liebten, und sie damit sogar unzählige Gegenstände des privaten Haushalts zieren durften, weil selbst die ehrbare Frau „gern scherzhaft abgemalt sieht, womit sie ihr Hausherr im Alkoven gar weidlich zu traktieren weiß“, ja, wenn sich hin und wieder sogar auf Klosterspinden und Klostermöbeln eindeutige Zötlein artig abgeschildert

fanden, — dann besagt dies doch ziemlich viel. Nämlich nichts weniger, als daß die Zote damals in jeder Form und in allen Kreisen einen offiziell anerkannten Bestandteil im Vergnügungskalender des täglichen Lebens bildete. Ein weiterer in seiner Bedeutung nicht zu unterschätzender Umstand in dieser Richtung ist auch die Tatsache der künstlerischen und materiellen Kostbarkeit einer ganzen Reihe der hier in Frage kommenden Dokumente. Gelegentliche Spielereien und jokose Herrenartikel schneidet man nicht mühevoll in Eisen und in kostbares Elfenbein, oder treibt sie in monatelanger künstlerischer Tätigkeit in Silber und Gold. Solches tun Künstler von Rang nur, wenn den Produkten ihrer schöpferischen Phantasie eine dementsprechend große Beachtung beim Publikum sicher ist. —



230. Der betrunkene Noah und seine Söhne. Holzschnitt

Selbstverständlich überwiegt die bildliche Zote trotzdem auf den Gegenständen, die speziell für den Gebrauch der Männer bestimmt gewesen sind. Das liegt auch in der Natur der Dinge, denn der Mann repräsentiert im Geschlechtlichen immer das aktive Element, die Frau dagegen das passive Element. Der Mann ist es, der die Frau schmunzelnd in die Seite stößt und sagt: „Schau, wie gefällt dir das?“ Der Anteil der Frau und ihre Wünsche bestehen dagegen meist darin, vom Gatten oder Geliebten auf dieses Besondere hingewiesen zu werden, und dem Betreffenden ihre heimliche Freude daran zu gestehen.

Die Verzierungen der Waffen, der Jagd- und der Kriegsausrüstung des Mannes bilden eine der überaus oft benutzten Gelegenheiten zur Betätigung des erotischen Witzes. Wir haben aus einer Reihe europäischer Waffensammlungen eine Anzahl solcher Stücke zusammengestellt und geben sie hier teils in Form von Nachzeichnungen, oder, wo uns dies gewährt wurde, in photographischer Wiedergabe. Die im 15. und 16. Jahrhundert so sehr beliebte Manier, Armbrüste, kostbare Morgensterne, Büchsen- und Pistolenschäfte, Zündkrautflaschen, Pulverhörner

und ähnliche Gegenstände der Jagd= und Kriegsausrüstung mit kostbaren Beinein=lagen zu verzieren, wurde unzählige Male dazu benützt, diese Dinge mit erotischen, obszönen, oder irgendwie zweideutigen Darstellungen, teils mythologischer, teils realistischer Art zu verzieren. Bild 185, 188, 189 und 193 zeigen uns solche Beineinlagen, von denen nur zu sagen ist, daß sie im Original wesentlich künst=lerischer und delikater wirken, als in diesen Nachzeichnungen. Wie zu den Ein=legearbeiten, so wurden auch zu den durch Schnitzereien verzierten Waffen häufig erotische Motive verwendet. Schöne Beispiele dafür sind die beiden Pulverflaschen Bild 187 und 194, von denen die eine aus Horn, die zweite aus Buchsbaum geschnitzt ist. Zeigt die erstere eine realistische erotische Szene, so die zweite, die aus dem Besitz eines Kurfürsten von Brandenburg stammt, das damals so beliebte symbolisch=obszöne Motiv von der Frau, die einen Fuchs zwischen ihren Beinen festgeklemmt hat, und dessen Schwanz sie mit einem Kamme strählt (vgl. auch Bild 107 und 200). Der Sinn dieser Symbolik ist leicht verständlich. Noch höher, weil es sich dabei um ungleich kompliziertere Arbeiten handelt, rangieren die in Eisen geschnittenen Waffen. In dieser Art haben wir zwei ganz kostbare Stücke auf=gefunden: ein doppeltes Radschloß aus dem 16. Jahrhundert und einen Degen aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Das doppelte Radschloß, eine oberitalische Arbeit, ist völlig aus erotischen Gruppen, zum Teil höchst derber Art, zusammen=gesetzt (Bild 190—192). Der eisengeschnittene Degen, eine gute französische Arbeit aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts ist dadurch, daß es sich in den vom Künst=ler ausgedachten grotesken phallischen Darstellungen um eine geistreiche und witzige Komposition handelt, besonders interessant (siehe Beilage). Zur Erklärung dieses grotesken phallischen Tourniers ist auf der Degenklinge auch noch Text ein=graviert, dessen Entzifferung uns jedoch nicht gelungen ist.

In den Verzierungen, mit denen die meisten Harnische geschmückt gewesen sind, findet man ebenfalls nicht selten erotische Darstellungen, so, um nur ein besonders markantes Beispiel zu nennen, an einem Prunkharnisch des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, der im Kgl. Zeughaus in Berlin aufgestellt ist. Außer den ziemlich realistisch behandelten Darstellungen von Lukretia und anderen derartigen mythologischen Damen findet sich auf dem einen Schulterblatt die kühne Darstellung von Joseph und die Potiphar eingraviert, zu der der in Bild 84 reproduzierte Kupferstich die Vorlage bildete. Als Vorlagen zu derartigen Harnisch=gravierungen und Waffeneinlagen haben wir auch die beiden Kupferstiche von Aldegrever (Bild 237 und 245) anzusehen, die, wie so viele ähnliche Kupferstiche nur Vorlagen für Waffenschmiede, Goldschmiede und andere Kunstgewerbe bildeten. (Vgl. auch Bild 186 und S. X.)

Aber auch auf Geräten, die der gemeinsamen Benützung dienten, so zum Beispiel besonders häufig an Kannen (Bild 199 und 200), Krügen, Wandbehängen (Bild 172), Möbeln (Bild 165), Hauskalendern (s. Beilage), dann wiederum auf Schmuckgegenständen (Bild 171) sieht man eine Menge eindeutiger erotischer Darstellungen und Galanterien, oder wie die Zeit sagte, „artige Zötlein, daran männiglich einen fröhlichen Gefallen hat“. Von den biblischen und heidnischen



Maria und Elisabeth mit den in ihren Leibern sichtbaren Embryonen
231. Ölgemälde der Kölner Schule. Um 1400. Utrechter Galerie

Geschichten, die die Künstler zur bildlichen Verzierung von aller Art Hausgeräte heranzogen, wurden mit Vorliebe jene erotischen Charakters verwendet. Wir sahen auf den bekannten „Siegburger Krügen“ des 16. Jahrhunderts Abbildungen von „Joseph und die Potiphar“, „Loth und seine Töchter“, „Susanna und die beiden Greise“, „Abraham und Hagar“, „David und Bathseba“ usw. Und welch deutliche Form der Behandlung dieser Motive zumeist beliebt wurde, zeigt eine Darstellung von Abraham und Hagar, die dem Penczschen Kupferstich (Hauptwerk

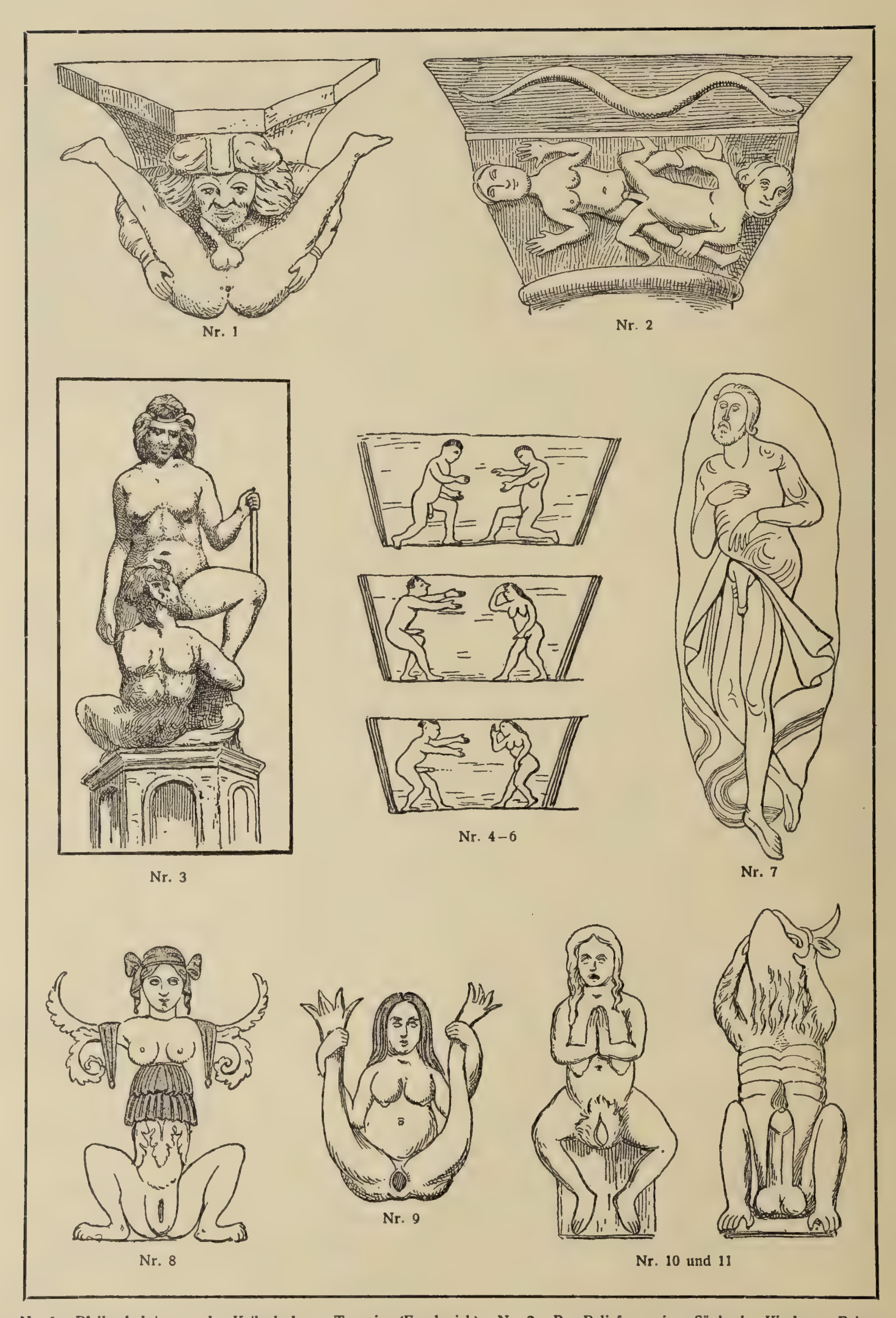

232. Erotische Skulptur am Stadthaus zu Damne. 15. Jahrhundert

Bild 33) nachgebildet war. Von den mythologischen Stoffen sind besonders häufig anzutreffen: „Leda und der Schwan“ (Bild 165), „Mars und Juno von Vulkan überrascht“, „die drei Grazien“, „das Urteil des Paris“, „Jupiter und Jo“ usw. Diese Darstellungen findet man vor allem auf Tür- und Schrankfüllungen, dann als Stuckfiguren auf Wänden und Decken. „Leda und der Schwan“ befinden sich sogar, wie weit bekannt ist, als figuraler Schmuck auf einer der Türen der Peterskirche zu Rom. Aber ebenso häufig trifft man auch realistische Darstellungen aus dem Liebesleben. Auf Krügen und Kannen, ebenso auf bemalten Tellern, fanden wir zufällige oder gewollte Entblößungen und lüsterne Betastungsszenen verwendet. Hin und wieder sind mit solchen Darstellungen auch satirische Nutzanwendungen verknüpft, wie wir es z. B. in den Kalendervignetten (s. Beilage, unteres Bild) sehen. Dieselben Motive findet man auch auf bemalten Tellern, Schränken und Truhen. Ebenso findet man solche und ähnliche Darstellungen als Schnitzerei- und Stuckmotive an Möbeln, Wänden und Decken verwendet. Ein ausgezeichnetes Beispiel einer derartigen Deckenverzierung ist die herrliche Stuckdecke des Rittersaales auf der unbewohnten Burg Breuberg im Odenwald. Diese Decke, die sich heute noch völlig unversehrt in ihrer ursprünglichen Pracht präsentiert, ist eines der köstlichsten Denkmäler der Spätrenaissance in Deutschland. Die ganze sinnliche Kraft dieser Zeit, ihr Reichtum an Ideen, der sich in einem unerschöpflichen Reichtum an Formen und kühnen Verbindungen ausdrückt, leuchtet von dieser Decke auf den Beschauer herab. Die erotischen und anderen Kühnheiten, die der leider unbekannte Künstler in einigen Zwickeln der Decke angebracht hat, — ein unzüchtiger Kleriker, der seinem gefügigen Beichtkind die sündigen Begierden des Fleisches handgreiflich erklärt, und ein derber Eulenspiegelscherz — sind unwiderlegliche Zeugnisse der besonderen Wesenheit der damaligen Stellung zu den Dingen (Bild 202—206).

Und nicht nur in Rittersälen, sondern, wie schon gesagt, sogar auf Klostermobiliar und Klosterwänden haben sich derartige derbe Scherze und Anzüglichkeiten hin und wieder befunden (vgl. Titelbogen und Beilage „Erotische Kirchenskulpturen“).

Eine ebenfalls gerne benützte Gelegenheit, erotische Witze anzubringen, bildeten die teils eingelegten, teils gemalten Glasfenster. Wie man in den Fenstern der Wohn- und Prunkstuben sein Wappen, seinen Stammbaum, biblische Bilder und ähnliches anbrachte, so in denen der Herrenstüblein auch gerne „artige Zötlein“. Das Germanische Museum in Nürnberg besitzt einige solcher Scheiben. Und die hier beigegebene farbige Beilage, die uns das derbe Spinnstubentreiben vergegenwärtigt, ist eine originalgetreue Nachbildung einer derselben. Diese Scheibe stammt aus dem Jahre 1595 und war seiner Zeit für einen gewissen Gott-





Nr. 1. Pfeilerskulptur an der Kathedrale zu Tregnier (Frankreich). Nr. 2. Bas-Relief an einer Säule der Kirche zu Pairon (Frankr.), den Ungehorsam unserer ersten Eltern darstellend. Nr. 3. Skulptur am Portal der Kirche zu L'Isle d'Adam. Nr. 4–6. Szenen aus einer Tapisserie der Kathedrale zu Bayeux (Frankr.). Nr. 7. Fresko aus der Kirche zu Saint Savin (Frankr.); der betrunkene Noah. Nr. 8. Ornament aus dem Zimmer des Raphael im Vatikan. Nr. 9. Skulptur am Nordportal der Schottenkirche zu Regensburg. Nr. 10 und 11. Wasserspeier am bischöflichen Palast zu Sens. Nr. 12. Bestrafung der mönchischen Unzucht aus einem Gemälde des Jüngsten Gerichtes in der Kirche der Madonna del Arena zu Padua. Nr. 13. Die



Bestrafung der Sodomie aus dem Jüngsten Gericht von Michel Angelo; vor der Übermalung. Nr. 14 und 15. Miniaturen aus einer moralischen Bibel im Gebrauche Kaiser Karl V. Nr. 16. Miniatur aus einem französischen Manuskript des XII. Jahrhunderts; Frauen verspotten ihre fliehenden Männer. Nr. 17. Buchstabenverzierung aus einer Handschrift des Kanonischen Rechts vom Jahre 1400 (vergl. G. J. Witkowski „L'Art profane").

Erotische Kirchenskulpturen, Gebetbuchillustrationen usw.

Albert Langen, München



fried Zoch, Öttingischen Hofjunker zu Öttingen, angefertigt worden, was aus der an anderer Stelle der Scheibe eingemalten Inschrift hervorgeht. Handelt es sich in dieser Scheibe um eine derb realistische Wirklichkeitsdarstellung, so in einer andern um eine nicht minder derbe Zote in symbolischer Form. Eine nackte, mannbare Jungfrau in dem Alter und in solcher Gestalt, „so den Jungfrauen nach dem Mannsfleisch am meisten gelüst", präsentiert einem Jüngling, der eine Kanne in der Hand hält, einen Becher mit der Aufforderung: „Oh guter Gsell, gieß mir hier wat in". Neben den beiden steht ein kleines, noch nicht zu den Werken der Liebe gerechtes Mägdlein mit einem kleinen Becher in der Hand. Aus ihrem Munde kommen die bescheidenen Worte: „Ja, mein Kännlein ist noch zu klein". Der erotische Sinn dieser symbolischen Darstellung ist sonnenklar.



233. Erotische Skulptur am Stadthaus zu Damne. 15. Jahrhundert

Aber alles das bis jetzt beschriebene tritt doch weit zurück gegenüber den Zoten auf Gegenständen, die speziell geselligen und festlichen Gelegenheiten dienten. Hier war die Zote tatsächlich permanent in Aktion als oberstes Stimulanz des Vergnügens und als am meisten verwendeter Bundesgenosse der Verführung. Als ein solches Stimulanz des Vergnügens müssen vor allem die Spielkarten mit erotischen und zotigen Darstellungen genannt werden. Derartige Spielkarten müssen sich damals eines ganz besonderen Beifalls erfreut haben, was daraus hervorgeht, daß eine Reihe der tüchtigsten Kartenmaler erotische und obszöne Karten zeichneten. Wir haben hier mehrere solcher Kartenblätter vereinigt und geben sie teils schwarz, teils farbig wieder. Zählen die im Hauptwerk abgebildeten Stücke zu dem Zahmen, was in dieser Art gemacht wurde, so lassen die in dem vorliegenden Bande vereinigten Stücke schon nicht mehr viel an Derbheit zu wünschen übrig (s. Beilage und Bild 169 und 170). Mit solchen Karten spielte man wohl in den Kneipen und auf den Trinkstuben, wo sich die Handwerksmeister von den Strapazen der häuslichen Ehrbarkeit erholten. Aber es soll auf den Spielkarten sogar noch ungleich Kräftigeres geleistet worden sein, als was unsere Proben zeigen. Und zwar besonders auf solchen, die für bestimmte Fürsten gemalt wurden. Und dieser Karten sollen sich die betreffenden Fürsten auch beim Spiel mit den Hofdamen und ihren Maitressen bedient haben. Floegel-Ebeling führt einige bestimmte Beispiele in dieser Richtung an (a. a. O. S. 444):

Von Ludwig XIV. von Frankreich und einem obskuren Fürsten von Anhalt (demselben, welcher die noch vorhandene ansehnliche Sammlung priapischer Schriften besessen) wird erzählt, daß sie mit ihren Hofdamen mit einer Karte gespielt, von welcher jedes Blatt die raffinierteste Fleischesvermischung durch Tiere (Affen, Hunde, Katzen) in den grotesken und komischsten Situationen dargestellt habe. Die Figuren auf den Kartenblättern, mit denen Karl IX. von Frankreich gespielt hat, welche in Paris noch vorhanden, sind von Mücken, Wespen und kleinen geflügelten Priapen künstlich, wenn auch absurd und anstößig, formiert und bunt gemalt, die Priapen



234. Steinfries mit erotischen Gruppen am Rathaus zu Bremen

in Silber. In Neapel kennt man eine Spielkarte dortigen Ursprungs, die in ihren Figuren lächerlich, aber auch so beispiellos zotig ist, daß nur ein völlig verdorbener Sinn oder total entnervter Verstand sie erfunden oder verfertigt haben kann.

Wie die Kartenspiele, so boten auch alle anderen derartigen Gesellschaftsspiele wie Würfel, Schach, Domino, Tricktrack, eine willkommene Gelegenheit zur Verzierung mit erotischen Abbildungen, oder um grotesk-erotische Witze damit zu verknüpfen. Als Beispiele führen wir hier die folgenden Stücke an, die wir teils in Museen, teils in Privatsammlungen gefunden haben. Bild 166 zeigt eine in Holz geschnitzte Darstellung eines in intimster Zärtlichkeit begriffenen Liebespaares, das sich als Randverzierung auf einem gotischen Schachzabelbrett aus dem 15. Jahrhundert befindet. Auf dem umrahmenden Spruchband steht noch obendrein die bekannte renommierende Versicherung des Jünglings eingeschnitten: „Das thu ich alle Tag." Bild 167 zeigt die Abbildung eines Tricktracksteines, auf dem die Lüsternheit zweier Frauen, die einen Narren zu sich ins Bad zerren, dargestellt ist. Abbildung 164 zeigt eine grotesk-phallische Ausgestaltung von Würfeln. Eine ähnliche Kollektion, bestehend aus zwölf gleichartig gestalteten Würfeln ist im Besitz des Germanischen Museums zu Nürnberg. Schachfiguren sind ebenfalls nicht selten in erotisch-obszöner Form variiert worden. Wir haben in London ein kostbares Schachspiel aus der Renaissance gesehen, bei dem jede Gestalt der 48 Figuren einen anderen obszön erotischen Scherz darstellte.

Daß alle diese Scherze dem Vergnügen der guten und besten Gesellschaft gedient haben, bedarf keiner besonderen Begründung, denn Spiele wie Schach und Tricktrack waren niemals bäuerliche Unterhaltungsspiele, sondern immer die der besseren Gesellschaft; außerdem stammen verschiedene Stücke, die wir zu Gesicht bekommen haben, direkt aus fürstlichem Besitz.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß in den Trinkstuben des 15. und 16. Jahrhunderts der derbste erotische Witz seinen ständigen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Man begnügte sich an diesen Orten nicht mit obszönen Spiel-

karten, sondern wußte seinem Drang auch noch auf alle mögliche sonstige Weise kühnen Ausdruck zu verleihen: durch Anbringen von derben Sprüchen und Bildern an der Wand, durch dekorative Aufstellung von erotischen Schnitzwerken, und vor allem durch Verwendung von erotischen Motiven auf den Stammkrügen der einzelnen Zunft- und Zechgenossen. Welch unglaublich derbe Späße dabei mitunter beliebt wurden, erweist der hockende, sich selbst befriedigende Bauer, von dem wir hier eine Reproduktion geben, und der dem Inventar einer süddeutschen Zunfttrinkstube des 16. Jahrhunderts entstammt (Bild 168). Einer solchen Ausgelassenheit huldigte man jedoch nicht nur in den Zunftstuben der Handwerker und Bürger, sondern sie war bräuchlich in allen Trinkstuben, darum auch in denen der Geschlechter. Und gerade dafür, welche Ausgelassenheit bei den Trinkgelagen der Patrizier herrschte, haben wir ein in der Geschichte geradezu einzigartig dastehendes Beweisstück; nämlich in dem weiter unten noch zu besprechenden Holzschuherpokal. Dieser Pokal aus der Meisterhand des großen Peter Flötner, der bei den Trinkgelagen in der Herrenstube der Nürnberger Patrizier Holzschuher als Tafelschmuck diente und extra zu diesem Zweck vom Besteller in Auftrag gegeben worden war, ist eine der robustesten Zoten, die je geschaffen worden ist.



235. Steinfries mit erotischen Gruppen am Rathaus zu Bremen

Was im bürgerlichen Leben den Hautgout der Herrenstube oder des Bordells bildete, war an vielen Höfen der täglich verwendete Paprika des geselligen Verkehrs zwischen Herren und Damen der Hofgesellschaft, der vor allem niemals bei Gastereien fehlte. Zu den beliebtesten Scherzen gehörte es hier, daß man beim Dessert den Damen das Gebäck und das Zuckerwerk in Form von scherzhaften priapischen und obszönen, natürlich stets überaus verständlichen Gebilden präsentierte. Wie amüsant, wenn eine schöne Dame mit ihrem kleinen Mündchen an einem riesigen Phallus aus Zucker herumknapperte! Ein ebenfalls häufig geübter Scherz war der, bei einem vergnügten Mahle die Speisen und Getränke auf Tellern und Trinkgeschirren mit erotischen Abbildungen oder in direkt erotischen Formen zu servieren. Jungen Damen gegenüber, die zum ersten Male einer intimen Tafel zugezogen wurden, machte man den Spaß, ihnen heimlich das übliche Weinglas mit einem solchen in Phallusgestalt zu vertauschen. Waren die betreffenden Damen noch so naiv, daß sie die Bedeutung dieses merkwürdigen Gebildes nicht verstanden, so konnte man ihre neugierigen Fragen über dies seltsame Gefäß um so an-

38*

züglicher beantworten. Waren sie dagegen schon orientiert über die wahre Natur dieses seltsamen Getiers, dann konnte man sich ebenso an ihrer sichtbaren Verlegenheit ergötzen. In der letzteren Absicht machte man diesen Witz auch häufig gegenüber Damen, die zum erstenmal nach ihrer Verheiratung wieder bei Hofe erschienen. Ein noch kühnerer Witz war schließlich der, daß sich den auf die Wand fallenden Blicken der tafelnden Gesellschaft dort plötzlich obszöne Gemälde, „die die Beschauer heftig zur Liebe einluden", darboten — sie waren vordem hinter Tapisserien versteckt gewesen, oder auf einen bestimmten Wink heimlich von den Dienern aufgehängt worden.

Solche und ähnliche Scherze wurden in diesen Kreisen zu vielen Dutzenden ausgesonnen und praktiziert. Zum wütenden Ärger der Prüden und zur heimlichen und offenen Freude jener Frauen, die ihre Phantasie nur zu gerne auf dieses gefähr-



226. Bacchuszug. Italienischer Kupferstich

liche Glatteis der Unterhaltung führen ließen, wo sie sich ebenso an der Ungeschicklichkeit der anderen ergötzen konnten, als auch alle Wonnen durchzukosten vermochten, zwischen dem Gefährlichsten hindurchzutänzeln und dabei alle Genüsse wollüstiger Stimulanz zu genießen, ohne dafür mit der Schadenfreude der anderen bezahlen zu müssen . . . .



237. Symbolisch-erotischer Kupferstich von Aldegrever. 1523. Goldschmiedvorlage

Über alles dieses haben sich auch dokumentarische Belege erhalten: Berichte über spezielle Fälle, Äußerungen der zeitgenössischen Sittenschilderer und schließlich auch eine Reihe der seinerzeit im Gebrauch gewesenen phallischen Scherzartikel.

Nach einem höfischen Berichte glänzte an der Tafel „Philipps von Burgund eine schöne nackte Venus aus Gold, die den Tischwein in eine Kanne pißte", (Dufour a. a. O. Bd. V, S. 116). Bei den intimen Gastereien der Margarete von Valois übte diese Funktion ein in Silber gearbeiteter Priap aus, der auf einem Postament stand und in der Art eines mächtig sprudelnden Springbrunnens den Wein kredenzte. Harmlos und daher mehrfach verwendet war die Methode, daß der Tischwein aus den beiden Brüsten eines schönen üppigen Weibes rieselte; aus der einen der rote, aus der andern der weiße.

Von den zeitgenössischen Sittenpredigern zitieren wir über die tatsächliche Verwendung von obszön geformten Eß- und Trinkgeschirren die Mitteilungen von Fischart und Guarinonius. Fischart wettert:

„Wißt ihr nicht, wie ihr zu Zeiten seid bei höfischen Zechen gewesen, da man euch zu einem Willkomm mit einer schönen kälichfecundeten Red ein schön, groß gebeuchet, wunderfremd gebossieret, schrecklich Trinkgeschirr, welches die Lateiner futile vas heißen, vorgestellet, daß man gleich alle Teller und Platten vor euch hat müssen wegräumen, und darnach, wenn man in die Sprüng kommen, die mutwilligste Geschirr herfür gesucht."

Guarinonius drückte sich noch deutlicher aus:

Die Vollsaufer haben bestialische Trinkgeschirr ihnen auserkoren und anstatt der Gläser, der Crystallen, der silbern Becher aus den Filtzhüten, Stümpffen, Schuhen, Handschuhen, Stiften, ja (o zarte Kurtzweil) aus den Bruntz- und Saichkachlen und dergleichen schönen lustigen Gefässen einander zutrinken.

Ganz spezielle Fälle, wo Frauen der Wein in obszön verzierten Pokalen oder in phallisch geformten Gläsern kredenzt wurden, finden wir bei Brantôme berichtet (a. a. O. S. 29):

„Ich kannte einen Prinzen, der es noch besser machte, denn er kaufte von einem Goldschmied einen sehr schönen Becher aus vergoldetem Silber, der ein Meisterwerk und eine große,

auf das schönste gearbeitete und gravierte Spezialität war. Auf diesem Becher waren mit dem Stichel innen und außen und rund herum höchst fein und genau etliche Figuren des Aretino eingraviert, zudem aber auch noch verschiedene Arten der Kohabitation von Tieren. Da lernte ich auch zum erstenmal (denn ich habe diesen Becher oft gesehen und auch daraus getrunken, nicht ohne zu lachen) die Beiwohnung von Löwe und Löwin kennen, die ganz anders ist als bei andern Tieren."

Über die Witze und Vorgänge, die bei der Benützung dieses Bechers getrieben wurden, gibt Brantôme den folgenden eingehenden Bericht:

Wenn dieser Prinz die Frauen und Mädchen des Hofes zur Festtafel lud, was oft geschah, verfehlten seine Kellermeister niemals, auf seinen Befehl ihnen aus diesem Becher zu trinken zu geben. Die Damen, die ihn noch nie gesehen hatten, verwunderten sich und wußten nicht, was sie dazu sagen sollten; einige wurden verlegen und die Schamröte färbte ihre Wangen; andere wieder flüsterten unter sich: „Was ist denn da eingraviert? Ich glaube, das sind Unzüchtigkeiten. Ich trinke nicht mehr daraus. Nein, ich müßte schon sehr großen Durst haben, ehe ich wieder daraus trinken würde!" Aber sie mußten doch daraus trinken, wenn sie nicht verdursten wollten. Deshalb schlossen einige beim Trinken die Augen, andere weniger Schamhafte aber nicht. Wer von dieser Sache sprechen hörte, Frauen wie Mädchen, lachte heimlich darüber; die anderen aber schütteten sich aus vor Lachen.

Die einen sagten, wenn man sie fragte, warum sie lachten und was sie denn gesehen hätten: sie hätten nichts weiter gesehen als Bilder, und gerade deshalb wollten sie nicht wieder daraus trinken. Die andern sagten: „Was mich betrifft, so denke ich mir nichts Böses dabei. Das Anschauen eines Bildes schadet der Seele nichts." Die einen sagten: „Ein guter Wein schmeckt daraus ebensogut, wie aus einem andern Becher." Andere bestätigten das und meinten, man könne aus diesem Becher ebensogut den Durst löschen. Den einen machte man es zum Vorwurf, daß sie beim Trinken nicht die Augen schlossen; die aber entgegneten, sie wollten sehen, was sie tränken, ob es auch Wein sei und nicht etwa eine Medizin oder Gift. Andere wieder fragte man, was ihnen mehr Vergnügen mache: aus diesem Becher zu trinken oder ihn anzusehen, worauf sie erwiderten: „Beides!" Die einen sagten: „Das sind ja drollige Sachen!" Die andern: „Wirklich spaßige Dinge!" Die einen: „Das sind schöne Bilder!" Die andern: „Das sind reizende Spiegel!" Die einen: „Der Goldschmied muß guter Laune gewesen sein, um solche Narrheiten zu machen!" Die andern: „Und Sie, mein Herr, noch mehr, um diesen schönen Kelch zu kaufen." Die einen fragte man, ob sie beim Anblick dieses Bechers nicht etwas Gewisses empfänden; sie antworteten: Diese Scherze ließen sie kalt. Die andern fragte man, ob sie den Wein nicht recht heiß gefunden hätten und ob er sie nicht erhitzt hätte, obgleich es Winter sei; worauf sie erwiderten: Das hätten sie nicht bemerkt; er wäre ihnen schön kalt erschienen und hätte sie recht erfrischt. Endlich fragte man auch, welches dieser Bilder sie in ihrem Bett haben möchten; darauf entgegneten sie: Man könne die Bilder ja leider nicht losmachen und mitnehmen.

Kurz, tausend Witze und Stichelworte tauschten die Herren und Damen hierüber bei Tische aus; es war eine sehr amüsante Sache, und wert, gehört und gesehen zu werden, wie ich es sah (Brantôme berichtet hier also als Teilnehmer an diesen höfischen Orgien! D. V.). Am allerlustigsten aber war es nach meiner Meinung, die unschuldigen Mädchen zu beobachten, oder die so taten, als ob sie es wären; sowie auch die neuangekommenen Damen, wie sie würdevoll auszusehen suchten, während das Lächeln um ihre Nasenspitze und Mundwinkel zuckte. Und wenn sie auch vor Durst verschmachtet wären, der Kellermeister hätte ihnen nicht anders als aus diesem Becher zu trinken gegeben. Ja, noch mehr, einige schworen mit ernster Miene, niemals wieder an diesen Festen teilzunehmen, kamen aber doch immer wieder, denn bei diesem Prinzen ging es sehr lecker her. Andre sagten, wenn man sie einlud: „Ich komme, aber



238. Kuppelszene. Deutscher Holzschnitt



239. Priapus, der Weiber oberster Heiliger. Deutsche Buchillustration

unter der Bedingung, daß man uns nicht aus diesem Becher trinken läßt." Und wenn sie da waren, tranken sie mehr daraus als jemals. Endlich gewöhnten sie sich so daran, daß sie gar nichts mehr dagegen einzuwenden hatten.

Brantôme schließt diese Ausführungen mit der Bemerkung: „Dieser Becher tat mit seinem Bilderschmuck wunderbare Wirkungen." Und worin bestanden diese Wirkungen? Nun natürlich darin, daß die erotischen Bilder und die dadurch provozierten Gespräche ihren stimulierenden Zweck prompt ausübten. Gar manche Dame gab schneller als es sonst geschehen wäre, ihrem Freunde zu verstehen, daß es überaus vergnüglich wäre, die Phantasien des Künstlers in die Wirklichkeit zu

übertragen und selbst Mitwirkende bei diesen galanten Unternehmungen zu sein. Brantôme resümiert über diesen Punkt:

> Andere machten es noch besser, indem sie bei passender Gelegenheit selbst einen Versuch nach diesen Bildern ausführten. Denn ein geistreicher Mensch will alles einmal versuchen. Das waren die Wirkungen dieses schönen, bildergezierten Bechers. Danach kann man sich die Worte und Mienen dieser Damen vorstellen, wenn sie unter sich, allein oder in Gesellschaft, von diesem Becher sprachen oder träumten.

Dieser obszöne Becher soll nebst anderen ähnlich verzierten Eß- und Trinkgeschirren aus der Werkstatt des Benvenuto Cellini hervorgegangen sein. Leider hat sich keines dieser Stücke erhalten, sonst besäßen wir darin vielleicht ein kostbares Seitenstück zum Holzschuherpokal. Dagegen hat sich ein wunderbarer in Elfenbein geschnitzter Becher ähnlicher Art aus etwas späterer Zeit erhalten, der eine französische Arbeit darstellt und gleichen Zwecken gedient hat. Eine kühne Bacchusorgie, die alle Stadien der Trunkenheit und der damit verbundenen erotischen Ausgelassenheit zeigt, ist der Gegenstand der Darstellung. Da es sich auch in diesem Becher um eine große künstlerische und kulturhistorische Kostbarkeit handelt, so geben wir die verschiedenen Ansichten, die er zeigt, einzeln hier wieder (Bild 182—184).

Am Hofe der Königin Katharina von Medici sollen die oben zitierten Zoten alle ohne Ausnahme lustig im Schwange gewesen sein. Und die Prinzen, die Prinzessinnen, ja selbst die Königin eingeschlossen sollen bereitwillig dabei mitgewirkt haben. In einem der Briefe der Herzogin von Orleans findet sich darüber die folgende Bemerkung (a. a. O. S. 73):

> Die Königin Catharina war ein böses Weib. Ihr Onkle, der Pabst, hatte wohl recht, wie er sagte: Daß er ein schlimm Präsent an Frankreich gegeben. Sie soll ihren jüngsten Sohn vergiftet haben, weil er sie einmal in einem Bordell gefunden, wo sie incognito hinging, sich zu belustigen. Also kein Wunder, daß sie aus einer Schaalen von Aretins Figuren gesoffen.

Aber was der welschen Unzucht satyrhaftes Behagen bereitete, davon war auch die deutsche Biederkeit kein hämischer Feind. In den lustigen Taten und Abenteuern des Mönches von Lehnin haben wir ein langes Kapitel, das sich mit den Schalksstreichen „des Herren Kurfürsten Joachim und seiner Buhlin, der schönen Sydowin" befaßt, und es erweist uns aufs überzeugendste, daß man am brandenburgischen Hofe denselben drastischen geistigen Erholungen zugetan war. Wir drucken dieses interessante sittengeschichtliche Dokument ungekürzt ab, bringen es jedoch wegen seines großen Umfanges erst als Anhang dieses Kapitels, um hier den Zusammenhang nicht zu zerstören. An den anderen deutschen Höfen, den weltlichen und den geistlichen, wo man ebenfalls in der derben Weise der Zeit den sinnlichen Genüssen oblag, wurden selbstverständlich dieselben zotischen Scherze getrieben, wie wir ja auch bereits aus der Rolle der Hofnarren wissen. Denn die Brandenburger waren nicht zynischer als die Wettiner, die Wittelsbacher, die Welfen, oder sonst ein regierendes Geschlecht.

Über den tatsächlichen Gebrauch von phallischen Gläsern bei fürstlichen Festen gibt es ebenfalls einige historische Notizen. So bestätigt ihn ein Bericht über einen Mummenschanz am Hofe Peter des Großen: Der Narrenpapst Knäs



Unzucht

Holzschnitt. 16. Jahrhundert. Buchillustration

Beilage zu Eduard Fuchs, „Illustrierte Sittengeschichte". Ergänzungsband * Albert Langen, München



Rutterlin mußte bei seiner Hochzeit mit seiner Braut aus solchen Gefäßen trinken. Noch beweiskräftiger ist jedoch, daß sich aus deutschem Besitze eine Anzahl der=artiger phallischer Trinkgläser bis auf den heutigen Tag unversehrt erhalten haben und in verschiedenen Museen und Sammlungen zu sehen sind. So in Weimar, in Berlin und in München. Die Bilder 173 und 174 geben die Reproduktion eines solchen Trinkglases in Phallusform.

Über die Bemalung der Wände der Festsäle mit phallischen Darstellungen haben wir bei Brantôme einen zeitgenössischen Hinweis aus Spanien:

So führte einmal eine alte Hofmeisterin ihre Mädchen durch einen großen Saal, an dessen Wände sehr große männliche Glieder gemalt waren, und sagte: „Mira que tan Bravos no Cos pintan estos hombres, como quien no Cos conociese." („Seht, wie deutlich diese Männlichkeiten gemalt sind, als ob man sie nicht kennte.") Die Mädchen wendeten sich zu ihr und tauschten ihre Meinungen darüber aus, außer einer, die ich kenne und die die Einfalt spielte; diese fragte nämlich eine ihrer Genossinnen, was das da für Vögel seien, denn einige waren mit Flügeln ver=sehen. Sie empfing zur Antwort, das seien Vögel aus der Berberei, und die natürlichen seien noch schöner als die gemalten. Gott weiß, ob sie noch niemals diese Vögel gesehen hatte, aber sie tat wenigstens so.

Schließlich darf noch eines anderen feudalen Scherzes nicht vergessen werden, der ebenfalls weder zu den harmlosesten, noch zu den seltensten gehört und den wir auch noch imstande sind, dokumentarisch zu belegen. Es ist das die Verwendung obszöner Siegel im brieflichen Verkehr der Fürsten und Hofleute mit ihren Mätressen, oder der Kurtisanen mit ihren Liebhabern. Eine stets mit Beifall aufgenommene Witzleistung war es z. B., wenn ein Fürst einer Hofdame eine zarte Epistel mit einem Siegel verschloß, der der Empfängerin keinerlei Zweifel über die wahren Absichten und Wünsche des Absenders ließ. Als ebenso pi=kant galt es, wenn boshafte Neider einer begünstigten Dame die Gratula=tion zur Standeserhöhung ihres Gatten mit einem Siegel verschlossen, der dieser wiederum aufs unzweideutigste verriet, welchen besonderen Talenten ihres Gatten man die Rangerhöhung zuschrieb; nämlich dem Talent, eine schöne und mit ihren begehrtesten Reizen nicht allzu geizige Frau zu haben (Bild 198). Von den italischen und französischen Renaissancefürsten wird berichtet, daß verschiedene dem



Die Eitelkeit

420. Gemälde von Hans Memling. Städt. Galerie. Straßburg

Sport huldigten, die Briefe an ihre Mätressen ständig in der Weise zu versiegeln, wie sie das unter Bild 195 abgebildete Siegel zeigt. Andererseits haben zahlreiche Kurtisanen zum Verschließen der Briefe an ihre Liebhaber Siegel benutzt, wie sie das in Bild 196 wiedergegebene Siegel zeigt. Solcher pikanter Scherze, wie das letztere Siegel einen darstellt, sollen sich jedoch nicht nur Kurtisanen bedient haben, sondern auch manche vornehme Dame soll sich heimlich vom Steinschneider ein derartiges „Wappen“ haben schneiden lassen, um damit ihrem Buhlen eine besonders köstliche Freude zu machen. Dieser Sport blieb sehr lange in der Mode, und auch er blieb nicht bloß welsches Laster. Um nur einen einzigen Namen zu nennen, sei an den starken August von Sachsen erinnert, der seine Huren, die Gräfin Cosel voran, ebenfalls häufig mit einer solchen stummen Huldigung bedachte, wenn er sie durch ein gnädiges Handschreiben in sein kurfürstliches Bett befahl. —

* * *

Das Erotische in der Religion und in der Sittenpredigt. Es bleiben uns nun noch die beiden ideologischen Ausstrahlungen des Lebensprozesses, Religion und Kunst, in der Richtung zu untersuchen übrig, wie in ihnen das geschlechtliche Gebaren der Zeit sich widerspiegelte; natürlich nur soweit, als wir diese beiden Gebiete nicht schon in den seitherigen Abschnitten zu berücksichtigen hatten.

Die Tatsache, daß in der Renaissance auch mit der Ausübung der Religion das in unseren Augen derb Erotische ständig aufs engste verknüpft war, ist sicher nicht der geringste der Beweise, daß das meiste von dem, was uns aus jenen Zeiten heute als peinliche Obszönität anmutet, damals absolut nichts anderes als der adäquate Ausdruck einer primitiven Anschauung der Dinge gewesen ist.

Die ältesten, teilweise noch aus dem Mittelalter stammenden Dokumente in dieser Richtung sind die Miniaturen, mit denen die zahlreichen Heiligenlegenden, Bibelmanuskripte, Horarien, Gebetbücher usw. von fleißiger Mönchshand geschmückt worden waren. So unendlich viel von diesen Schätzen im Laufe der Jahrhunderte durch Kriege, Klosterbrände, Gedankenlosigkeit usw. auch zugrunde gegangen ist, der erhaltene Rest bietet doch noch Ausbeute in Fülle, um ein zuverlässiges Bild von der Methode zu bekommen, nach der auf diesem Felde die damaligen Moralisten verfuhren. Es war dieselbe wie die der Karikaturisten, sie stellten meist das gerügte Laster ohne alle Symbolik in seiner ganzen Sündhaftigkeit dar. Man sieht den unzüchtigen Mönch, wie er in der Klosterküche den Mägden die Hand ins Mieder steckt und nach deren Brüsten greift (s. meine „Karikatur der europäischen Völker vom Altertum bis zur Neuzeit“, Bild 38), oder den geilen Abt, wie er auf dem Schoß einer hübschen Jungfrau sitzt (s. meine „Geschichte der erotischen Kunst“, Bild 151) usw. Um den Eindruck der „Sünde“ und des „Lasters“ noch mehr zu steigern, stellte man häufig als Gegenstück auf einem zweiten Bild die Tugend daneben, den frommen Mönch und den frommen Abt. In dieser Weise verfuhr man z. B. in den sogenannten Bibles moralisés, deren sich eine in der Pariser Bibliothèque nationale erhalten hat. In den Horarien und



Das Weib und der Tod

241. Totentanzbild von Nikolaus Manuel Deutsch. Original im städtischen Museum Basel



242. Erotische Karyatide

Gebetbüchern wurden die schlüpfrigen Erzählungen der Bibel mit derselben Deutlichkeit abgemalt, wie die erbaulichen Dinge. Man sieht die schamlose Entblößung des betrunkenen Noah durch dessen Söhne (Bild 229 und 230), Loth, wie er mit seinen Töchtern der Unzucht frönt, Salomon im Umgang mit seinen Kebsen, David, wie er lüstern nach den Reizen der Bathseba ausspäht, usw. Wohl deshalb, um dem Beschauer über die Gefahr des Lasters keinen Zweifel zu lassen, zeigt der Künstler die Sünde nicht selten in all ihrer lockenden Pracht. Ein sehr guter Beleg dafür ist die Abbildung von David und Bathseba, die wir in einem um 1533 entstandenen französischen Gebetbuch fanden (Hauptwerk Bild 8). In den Horarien finden sich außerdem mehrfach Darstellungen des profanen Lebens, wie z. B. erotische Badeszenen, Verführung des Badenden durch Bademägde, Darstellungen des unzüchtigen Spieles „das Umstoßen" und ähnliches. In den Heiligenlegenden werden dem Leser wiederum in der überzeugendsten Weise die verschiedenen schrecklichen Versuchungen vor Augen geführt, durch die die betreffenden heiligen Männer und Jungfrauen vom Bösen geplagt wurden. In den allermeisten Fällen ist es natürlich der Unzuchtsteufel, der die frommen Seelen zwickt und zwackt und ihnen wie ein nicht abzuweisender Hausierer in Liebe immer wieder eine neue Kollektion irdischer Genüsse und Seligkeiten vor die Augen rückt, denn kaum ein Heiligenmotiv ist künstlerisch so häufig variiert worden wie die Versuchung des heiligen Antonius. Natürlich verfährt der mit allen seinen Verführungskünsten abgeblitzte Teufel schließlich genau so wie der Hausierer, dessen sämtliche Lockungen schnöde versagt haben. Er, dessen Mund eben noch voll der schönsten Worte war, „fährt nun wütend mit Stank ab", — und auch das sieht man bildlich dargestellt (Bild 129). In den illustrierten Ausgaben der zehn Gebote sind die Gebote „Du sollst nicht unkeusch sein" und „Du sollst nie deines Nächsten Eheweib begehren" manchmal auch mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit bildlich kommentiert (vgl. auch Hauptwerk Bild 3, 166 und 177). Ein geradezu einzigartiges Dokument dafür, wie deutlich und ungeschminkt im Rahmen des Religiösen das Erotische dargestellt wurde, bildet die Behandlung der Sage vom Antichrist, die zu den wichtigsten christlichen Sagen des Mittelalters zählt, aber die größte Rolle im öffentlichen und geistigen Leben erst spielte, als im 15. Jahrhundert die Kirchenreformation einsetzte. In dieser Sage, dem Glauben an den Antichrist, wird das Böse versinnbildlicht und zugleich verkörperlicht: der Antichrist ist das Böse und Sündige auf der Welt schlechthin, „er ist ein Sohn des bösen Geistes und nimmt irdischen Leib an, indem er von einer unreinen Jungfrau aus dem Stamme Dan zur Welt geboren wird und zwar gezeugt von dem eigenen Vater der Jungfrau. Auch nennt er sich Sohn Gottes,

kommt wie ein großer König mit Herrlichkeit in reizender verführerischer Gestalt und unter dem erheuchelten Scheine aller Tugenden. Da er unglaubliche Zeichen und Wunder vollbringt, gewinnt er die ganze Welt und reißt die höchste Gewalt über alle Könige an sich. Er herrscht und will wie Gott sein. So kurz die Dauer seines Reiches ist, so werden doch furchtbare Qualen die Welt heimsuchen. Seine Anhänger nehmen von ihm ein Zeichen auf die Stirne und auf die rechte Hand: wer dies nicht trägt, dem wird Speise, Trank und Kleidung versagt. Die dem wahren Heiland treu bleiben, entfliehen in Wälder, Berghöhlen und müssen ihres Glaubens wegen große Marter dulden, doch endlich geht er selbst unter, und der Glaube an den rechten und echten Christus siegt über den falschen Propheten und den Unglauben" (Ernst Kelchner). Dies der Kern der Sage vom Entchrist oder Antichrist. Diese Sage ist nun nicht nur in verschiedenen epischen und dramatischen Dichtungen des Mittelalters vergegenständlicht worden, sondern vor allem auch in Form von illustrierten Volksbilderbüchern, „um belehrend und warnend zugleich im Glauben und Moral auf das Volk einzuwirken". Nicht weniger als fünf verschiedene derartige Bearbeitungen der Antichristsage sind bis heute bekannt geworden. Welch handgreiflicher Art nun die Belehrung war, mit der man auf den naiven Beschauer zu wirken strebte, mögen die vier Abbildungen belegen, die wir nach dem in der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. aufbewahrten Exemplar, das einer im Jahre 1473—76 erschienenen Ausgabe entstammt, wiedergeben (Bild 223-226). Man muß zugeben:



243. Obszön behandelte Engel. Italienische Kirchenplastik

anschaulicher und gegenständlicher konnte man mit den damaligen Mitteln der Volkskunst die Abschnitte nicht illustrieren, „wie der Antichrist um seine leibliche Tochter buhlt“, „wie der Antichrist im Mutterleibe empfangen wird durch die Kraft des Teufels“, „wie der Antichrist geboren wird“ und „wie die Jünger des Antichrist in Unzucht leben“. (Vgl. Beilage Erotische Kirchenskulpturen.)

Solche und ähnliche naiv=deutliche Darstellungen in religiösen Schriften und zu streng moralischen Zwecken ließen sich noch eine ganze Reihe anführen. Und zwar nicht nur aus der christlichen Religion, sondern ebenso auch aus jüdischen Andachtsbüchern. Um hierfür nur ein einziges Beispiel zu nennen, verweisen wir auf eine Art Lithurgie für Passahabende aus dem 15. Jahrhundert, die sich in der Pariser Nationalbibliothek befindet. In dieser ist einmal mitten im Text das bekannte Wort von Götz von Berlichingen ganz naturgetreu dargestellt.

Daß alles dies und ähnliches nicht im geringsten seltsam ist, sondern eben durchaus den naiven Anschauungen entspricht, denen man damals über die Mittel der moralischen Erziehung huldigte, erhellen auch alle sonstigen Moralienbücher, von denen wir hier nur das damals am meisten gelesene, den von Hans Weiditz illustrierten „Trostspiegel“ Petrarcas anführen (vergleiche daraus die Abbildung „Der Unzuchtsteufel“, Hauptwerk Bild 420). Daß die Sprache in diesen Moralienbüchern ebenfalls auf alle verschleiernden Umschreibungen verzichtet und die gerügten Dinge stets beim deutlichen und volkstümlichen Namen nennt, erweist der begleitende Text, dem alle diese Bilder zur Illustration beigefügt sind (vgl. „Von einer bübischen und unverschämten Hausfrauen“, Beilage, Hauptwerk).

Zu den Moralschriften rechnete man auch die Gesetzbücher und deren Kommentare. Und darum verfuhr man in diesen ebenso. Uns liegt ein solcher Kommentar aus dem 16. Jahrhundert vor, der durchgehends in dieser handgreiflich anschaulichen Art kommentiert ist. Den Dieb sieht man beim Stehlen, den Kipper beim heimlichen Beschneiden der Goldmünzen, den Brandstifter beim Anzünden eines Hauses, den Mörder beim Begehen einer Mordtat. Die verschiedenen geschlechtlichen Verfehlungen sind geradeso kommentiert. Dem Abschnitt Ehebruch ist ein Bild vorangestellt, das zeigt, wie die zum Ehebruch bereite Frau den nächtlichen Besucher in der ehelichen Schlafkammer durch Zeichen verständigt (Hauptwerk Bild 13); der Abschnitt über den kupplerischen Ehemann zeigt diesen, wie er ruhig vor dem Kamin sitzt, während im Nebenraum sein buhlerisches Weib auf dem Schoße des Hausfreundes sitzt und sich ohne Widerstand küssen und karessieren läßt usw. (Hauptwerk Bild 175, 236 und 239). Wie weit man in der Deutlichkeit bei diesen zeichnerischen Kommentaren ging, das zeigt in dem vorliegenden Band die farbige Beilage „Unzucht“, die den Abschnitt illustrierte, der der Verführung gewidmet ist.

Auch die illustrierten moralischen Flugschriften bedienten sich derselben Methode. Überaus charakteristisch ist in dieser Hinsicht ein großer Nürnberger Holzschnitt, auf dem die Bestrafung des Ehebruchs dargestellt ist. Links sieht man eine Gruppe, wo die ehebrecherischen Frauen nebst dem Mann, mit dem sie Ehebruch getrieben haben, lebendig begraben werden, rechts sieht man eine zweite



Erotische Kolossal-Bronzegruppe von Hubert Gerhard

244. Aus dem Besitz der Fürsten Fugger. Heute in einem Hofe des Nationalmuseums in München aufgestellt. 1584

Gruppe, wo ein Mann, der eine Frau vergewaltigen wollte, oder vergewaltigt hat, eben vom Scharfrichter entmannt wird (s. Beilage). Wie lange man bei dieser Methode der moralischen Erziehung verharrte, erweisen uns zahlreiche illustrierte Flugblätter aus dem 17. Jahrhundert, deren wir im Hauptwerk eine ganze Reihe reproduziert haben (vgl. dort u. a. Bild 81, ebenso S. 256 und 257).

Daß die litterarischen Methoden teils ähnliche, teils dieselben waren, belegen die vielen moralisierenden Novellen und Erzählungen, die wir schon an anderer Stelle gebracht haben und die wir hier nur durch ein einziges Beispiel aus dem seinerzeit als Erbauungsschrift für Gebildete hochangesehenen Dialogus miraculorum (nach der Übersetzung von Albert Wesselski) erweitern wollen:

Wie eine edle Schloßfrau die Lust des Fleisches im Wasser ertötet hat.

Eine edle Dame war eines Tages, wie mir ein Ordenspriester erzählt hat, allein in dem Schlosse, wo sie wohnte; ich weiß nicht, was sie getan oder gedacht hat, aber der Geist der Unzucht wollte nicht, daß sie allein sei. Denn auf einmal entbrannte sie in solcher Geilheit, daß sie hierhin und dorthin rannte und weder stehn noch sitzen konnte, nicht anders als ob sie ein glühendes Eisen im Schoße gehabt hätte. Und da sie die Flamme der Lust nicht ertragen konnte, stieg sie, ihrer Keuschheit vergessend, zum Schloßpförtner hinab und verlangte von ihm nachdrücklichst und ungestüm, er solle ihr beiwohnen. Er aber antwortete ihr als gerechter Mann: „Was sollen Euere Worte, Herrin? Wo bleibt Euere Vernunft? Denket an Gott und wahret Euere Ehre!" Und die Dame, die sich um solche Gedanken nicht gekümmert hatte, verließ nach diesem Bescheide ihr Schloß, lief zu dem dort vorbeifließenden Flusse, trat ins kalte Wasser und blieb so lange drinnen, bis der Reiz der brennenden Lust gelöscht war. Dann kehrte sie wieder zum Pförtner zurück, dankte ihm für seine Weigerung und sagte: „Wenn du mir jetzt tausend Goldmark geben wolltest, würde ich das nicht dulden, was ich früher von dir verlangt habe, daß du mir's tust." Und sie kehrte in ihr Gemach zurück.

Weitere, nicht weniger bezeichnende Dokumente für die naive Deutlichkeit, mit der das Erotische im Rahmen des Religiösen verwendet wurde, bietet die religiöse Kunst in ihren verschiedenen Formen und ebenso die vielen sogenannten Architektenscherze, die sich in Stein gehauen und in Holz geschnitzt an den Säulen, Wänden und dem Chorgestühl zahlreicher Kirchen befanden und mannigfach auch noch heute zu finden sind.

Ein in der christlichen Kunst besonders oft dargestelltes Motiv ist die dogmatische Lehre von der Empfängnis und Schwangerschaft Mariä. Wie naiv man dabei mitunter verfuhr, erweist u. a. das Reliefportal der Marienkapelle in Würzburg. Gott Vater thront in den Wolken und durch einen ins Ohr der betenden Maria mündenden Schlauch, auf dem der kleine Jesusembryo hinuntergleitet, vollzieht sich deren Empfängnis (Bild 227). Aber diese Darstellung ist erst die moralisierte moderne Korrektur; ehedem war man nach verschiedenen alten Beschreibungen wesentlich logischer. Der ursprüngliche Künstler soll den Willen Gottes auf dem einzig richtigen Weg in den Leib der Maria geleitet haben. Es sollen noch Nachzeichnungen dieser ursprünglichen Darstellung existieren, jedoch gelang es uns nicht, eine solche aufzutreiben. Das Motiv von Marias Schwangerschaft ist ähnlich naiv dargestellt worden, wie uns ein wertvolles Gemälde aus der Kölner Schule, das sich heute in der Utrechter Gemäldegalerie befindet, zeigt. Bei diesem Bild sind die Embryonen im Leib der beiden schwangeren Frauen direkt sichtbar (Bild 231). Vom Meister des Marienlebens befindet sich im Wallraff-





Virgil

Kupferstich



Rache

:h Eneas Vico

Albert Langen, München



Richartz-Museum in Köln eine ebenfalls höchst naive Darstellung aus der Heiligenlegende, und zwar wie die Madonna dem heiligen Bernhard von Clairvaux Milch aus ihren Brüsten spendet (Bild 228, vgl. auch Bild 85). An dem berühmten Tabernakel in St. Peter in Rom, das aus der Hand des großen Lorenzo Bernini hervorging, befinden sich an der Basis der vier Säulen acht verschiedene Löwenmäuler, die in dieser Form die Veränderung der weiblichen Geschlechtsteile im Verlauf der Niederkunft darstellen. (Vergl. auch Bild S. IX.)



245. Erotischer Kupferstich von Aldegrever. Goldschmiedevorlage

Gleichartige Darstellungen findet man übrigens auch oft an den Profanbauten aus jener Zeit, vornehmlich an den Stadt- und Rathäusern. Als typisches Beispiel aus Deutschland verweisen wir auf den schönen Steinfries an dem herrlichen Bremer Rathaus aus dem 15. Jahrhundert, der in verschiedenen Gruppen den intimsten Zärtlichkeitsaustausch zwischen einem Tritonenpaar zeigt (Bild 234 und 235). Womöglich noch bezeichnender ist eine Gruppe, die sich an einem französischen Stadthaus befindet und dort als Karyatyde für zwei Balken dient, denn bei dieser Gruppe sind es keine symbolischen Geschöpfe, sondern ein wirkliches Menschenpaar, das den Geschlechtsakt in grotesker Weise ausübt (Bild 242). Am Rathaus in Ragusa befindet sich als Säulenkapitäl die Darstellung einer Frau, die von einem Hund befriedigt wird. (Vergl. die Illustrationen des Titelbogens.)

Mit der Anführung ähnlicher Darstellungen an Kirchen- und Profanbauten könnte man ziemlich lange fortfahren, ohne zu Ende zu kommen. Freilich noch unendlich größer wäre die Liste der sogenannten erotischen und skatologischen „Architektenscherze", deren man, wie gesagt, heute noch eine große Zahl an Kirchen und Profanbauten aus der Zeit der aufblühenden Städteherrschaft nachweisen kann. Typische Beispiele dafür sind die Grotesken an den Kirchen von Burgos, Reims, Amiens und Chartres, weiter am Schlosse von Blois, an den Stadthäusern von St. Quentin, Noyen usw. Da es sich aber in den meisten dieser „Architektenscherze" um groteske und satirische Auffassungen handelt, so haben wir diesen Gegenstand bereits in unserer Geschichte der erotischen Kunst behandelt (vgl. dort „Das erotische Element in der Karikatur" S. 173 und 174, und Bild 138—145 und 148—150), und wir ergänzen die dort gegebenen Beispiele hier nur noch durch zwei Gruppen vom Stadthaus der flandrischen Stadt Damne aus dem 15. Jahrhundert, die dort an Balkenträgern sich befinden. Der Belgier L. Maeterlinck, der diese Darstellungen abzeichnete und beschreibt, erblickt in der ersten „einen satirischen Streit zwischen einem Mann und einer Frau; die Frau klagt ihren

Ehemann vor dem Richter eines gewissen physischen Mangels an. Der angerufene Richter prüft diesen Fall aufs ernsteste" (Bild 232). Noch kühner ist die andere Darstellung (Bild 233), die Maeterlinck wie folgt beschreibt: „Zwei Männer, von denen der eine auf den Boden gekniet ist, betrachten sehr aufmerksam die Geschlechtsteile eines Mutterschweins (im Flämischen zwijn), das sich über diese groteske Inspektion zu mokieren scheint. Nach einer alten, an Ort und Stelle in Erfahrung gebrachten Tradition, soll es sich darin um eine Satire gegen den Magistrat von Damne (um jene Zeit Seehafen) handeln, welcher die Passage versanden ließ, die zu dem damals noch mit dem Namen zwijn bezeichneten Scheldearm führte." Gerade dieser letztere „Architektenscherz" illustriert besser als alles andere die damalige Anschauung der Dinge, die förmlich mit Gewalt ihre Vergleiche aus dem Erotischen herbeiholte. Um für solche Dinge den richtigen Maßstab zu bekommen, muß man sie im Geiste auf die Gegenwart übertragen und sich den Gedanken ausdenken, was die öffentliche Meinung dazu sagen würde, wenn — um ein bestimmtes Beispiel zu wählen, — die Berliner Stadtverordneten den Stadtbaumeister von Berlin beauftragen würden, am Berliner Rathause den Magistrat wegen irgend einer groben Nachlässigkeit in gleichartiger Weise zu verspotten! Denn das ist eben das Wichtige an der Sache: in der Mehrzahl dieser „Architektenscherze" handelte es sich nicht um beliebige und zufällige Einfälle des Baumeisters, sondern um wohlüberlegte Mahnungen und Kundgebungen des betreffenden Bauherrn, also der kirchlichen oder städtischen Körperschaft. Es ist häufig das Plakat, durch das der Bauherr seine Stellung zu bestimmten Dingen öffentlich kundgibt, und die er auf diese Weise für alle kommenden Zeiten kenntlich gemacht haben will. (Beilage „Chorstuhlschnitzerei".)

An dieser Stelle ist auch der Weise zu gedenken, in der geschlechtliche Motive im Kirchenlied und im Gebet Ausdruck finden.

Dem Erotischen begegnet man auch hier und man begegnet ihm in ähnlich derben Formen. Dies gilt sowohl von den katholischen wie von den evangelischen Kirchenliedern und Gebeten. Die Motive, um die es sich dabei handelt, sind vornehmlich die von der betreffenden Dogmatik dargebotenen erotischen Gegenstände. Also die Verkündigung und Heimsuchung Mariä im katholischen Liede und das bräutliche Verhältnis zwischen Christus und der zu ihm haltenden Gemeinde, der Seelenbräutigam, im evangelischen Liede. Diese Verhältnisse sind in unzähligen Fällen durchaus irdisch-sinnlich behandelt worden. Ein Dresdener Gesangbuch aus dem Jahre 1589 enthält ein Kirchenlied, in dem folgende Strophen vorkommen:

Wo sich die göttlich Gnad' eingoß
In eines heiligen Leibes Schoß,
Daß eine Jungfrau schwanger wird,
Welche kein Mann je hätt' berührt.

Weil sie dem Engel glaubt zur Stund
Zu wachsen ihr der Leib begunnt.
Vom heil'gen Geist sie schwanger wird,
Daß die des Vaters Wort gebiert.

Das katholische Tegernseer Gesangbuch aus dem Jahre 1574 enthält ein Lied, in dem die Verkündigung Mariä wie folgt vermenschlicht ist:

Sie trug ihn ohn' zwei und vierzig Wochen,
War gar sonst niemand versprochen.

Sie trug ihn wohl unter ihrem Herzen
Und das ohn' alle Schmerzen.



246. Der von Amor gezüchtigte Faun. Kupferstich von Ribera

Sie trug ihn unter ihren Brüsten,
Einen himmelischen Fürsten.

Sie trug ihn unter ihrem Mantel,
Den man täglich aufwandelt.

In dem ebenfalls katholischen Leisentrittschen Gesangbuch von 1584 heißt es in einem Liede über dasselbe Thema:

Der Jungfrauen Leib schwanger ward,
Doch blieb der Keuschheit Schloß bewahrt,

Der Tugend Fähnlein leuchten schon,
Gott wohnet in dem Tempel fron.

Daß sich die evangelischen Dichter genau so ausdrückten, belegt dieser Vers, der dem Brandenburgischen Kirchenbuch vom Jahre 1577 entnommen ist:

Daß ihr'n geheiligten Leib
Gottes Gnad erfüllet heut,

Daß sie, ein' Jungfrau schwanger sei,
Aller männlichen Beiwohnung frei.

Man sieht schon an diesen wenigen Beispielen, daß die Naivität der Zeit auch in der ideologischen Steigerung nur die ausschließlich animalische Basis des Begriffes der Liebe sieht. Das religiöse Empfinden war genau so, wie man in praxi „liebte". Als daher das Rückenmark der Zeit weicher wurde und in der irdischen Liebe an die Stelle der brutalen Erfüllung die schwüle Lüsternheit trat, kehrten sich auch die religiösen Reflexe zum Lüsternen. Je größer hinfort die Inbrunst wurde, mit der ein gläubiges Gemüt zu Maria oder Jesus betete, ein um

40*

so lüsterneres Gestöhne geistiger Unzucht wurde aus diesem Flehen. Man höre das folgende Gebet und denke es sich von einem weiblichen Mund gesprochen:

O daß ich dich gefunden hätt',
Holdseliger Emanuel,
O hätt' ich dich in meinem Bett,
Des freute sich mein Leib und Seel!
Komm, kehre willig bei mir ein;
Mein Herz soll deine Kammer sein!

Oder gar diesen Vers, der einem Kirchenlied des Breslauer Kuhlmann entstammt:

Libküsse Jesus süße Triebe
Der süßten, süßten, süßten Liebe.
Mit ewig süßerem Jesuskuß
Im ewigsüßern Liebefluß.
Liebquelle Jesus liebe lieber
Je mehr sie quillet ewigst über
Je mehr sie dich liebküßt,
Liebküssend ewigst dich durchsüßt,
Durchsüßend ewigst dich umhertzet,
Umhertzend ewigst in dich stertzet.

Eine noch höhere Steigerung schwüler Brunst im religiösen Gewande ist nicht leicht denkbar.

* * *

Das Erotische in den objektiven Künsten. Der Hauptteil unseres Dokumentenmaterials, womit wir unsere Ausführungen in allen vorhergegangenen Kapiteln begründet oder belegt haben, stammt durchwegs aus den verschiedenen Gebieten der ojektiven Künste. Wir haben die zeitgenössischen bildnerischen Dokumente bei jeder auch nur halbwegs möglichen Gelegenheit herangezogen. Das geschah, weil wir, wie wir in der Einleitung des Hauptwerkes (S. 8—12) dargelegt haben, im zeitgenössischen Bilde — gleichwohl ob Zeichnung, Gemälde, Plastik, Karikatur, illustrierte Flugschrift usw. — eines der wichtigsten Hilfsmittel einer zu zuverlässigen Resultaten strebenden Vergangenheitsrekonstruktion erblicken.

Was wir also im Rahmen dieses Kapitels betreffs der objektiven Künste zu untersuchen und festzustellen haben, ist somit in jedem einzelnen der früheren Kapitel mehr belegt als irgendein anderer Satz unseres Buches. Und wenn wir den Abschnitt über die Satire und das Pamphlet mit der Bemerkung einleiteten, kein Abschnitt könne reicher illustriert und belegt werden, so können wir hier sagen: kein Abschnitt bedarf weniger der Ergänzungen als dieser. Es bleibt uns an dieser Stelle nur noch übrig, das zusammenfassende Fazit aus allem früher Gebotenen zu ziehen.

Dieses Fazit ist ebenso einfach wie unvermeidlich, und es lautet: Weil die Kunst im letzten Grunde niemals etwas anderes ist und auch keine andere Funktion erfüllt, als die ideologische Verklärung der eine Zeit beherrschenden Gesetze und Tendenzen, und weil in ihr am mittelbarsten das Wesenselement einer Zeit zu Form wird, darum treten in der Kunst die Elemente ihrer Zeit gewissermaßen kristallisiert in Erscheinung.

Das bedeutet für die Renaissance, die wir im Hauptzug ihres Wesens nicht nur als ein sinnliches Zeitalter, sondern obendrein als ein Zeitalter grandioser erotischer Expansion enthüllt haben (Hauptwerk S. 185—188), daß in der Kunst auf der ganzen Linie das Sinnliche restlos triumphieren muß und alles künstlerische Schaffen fast nur der jubelnden Verherrlichung des Sinnlichen zu dienen



247. **Orgie.** Gemäldeskizze von Annibal Carracci (?)

bestrebt ist. Und das ist auch selbst für den oberflächlichen Beschauer erkennbar der Hauptinhalt der Renaissancekunst. Alles ist Sinnlichkeit, zur Betätigung drängende, oder sich bereits betätigende Sinnlichkeit. Alles künstlerisch Gestaltete, ob Mensch, ob Tier, ob Pflanze, ist ein Gefäß gärender und lechzender Wollust, und der Mensch verkörpert in der Reihe der Gebilde nur deren vollendetste Form (s. Beilagen „In Erwartung des Geliebten" von Rembrandt, „Die gewaltsame Entführung von Hopfer, „Das lüsterne Paar" von Palma, „Zechende Landsknechte" nach Rubens).

In der populären Kunst, die sich in einfachen Holzschnitten und Kupfern und auf fliegenden Blättern an die Masse des Volkes wendete, — um mit dieser zu beginnen, — begegnet man ständig und überall einer außerordentlichen Vorliebe für erotische Ein- und Zweideutigkeiten, und man stellt diese mit einer in unseren Augen meist ganz verblüffenden Unverblümtheit dar (Bild 211—218 und 222). Das vielleicht bezeichnendste Beispiel, wie man es fertig brachte, selbst ganz abseits liegenden Gegenständen eine erotische Pointe einzufügen, zeigt die Darstellung eines im Februar 1598 bei Katwyk in Holland gestrandeten Riesenwalfisches. Der Zeichner gibt das Bild dieses Fisches in der Weise, daß dem Beschauer unbedingt das riesige Membrum des Tieres zuerst ins Auge fallen muß. Dieser Körperteil ist vom Künstler mehr als jeder andere pointiert, er dient einem Neugierigen als Stützpunkt, um auf den Rücken des Tieres zu klettern, während ein zweiter damit beschäftigt ist, in Gegenwart eines Mannes und einer Frau mit einem Maßstab die Dimensionen des riesigen Membrums festzustellen (Bild 213).

Von den Produkten der volkstümlichen Kunst hat sich relativ am wenigsten erhalten. Das macht, weil die früher übliche Art der Verwendung von derartigen Fliegenden Blättern schon von vornherein ihren fast völligen Untergang besiegelte. Die Fliegenden Blätter, die die „Briefmaler" auf den Markt brachten, oder die ein Freund aus der Ferne schickte, dienten sowohl in den Bürgerhäusern wie in den Bauernhütten fast ausnahmslos als Wandschmuck. Dadurch erfüllten sie zwar ihren Zweck am besten, aber sie gingen mit der Zeit auch unweigerlich zugrunde. Und professionelle Sammler, die auch auf diese kleinen Dinge achteten, gab es damals noch keine. Das meiste, was wir an wirklicher Volkskunst haben, stammt daher aus Kalendern (s. Beilage und Bild 64 u. 65), Schwankbüchern (Bild 60, 66, 73, 74, 108, 114, 115, 239) und später aus Stammbüchern (Bild 71, 77, 214—218).

Ungleich mehr haben wir schon von dem, was vornehmlich für die Besitzenden allein berechnet war und nicht von vornherein so unbedingt dem Zweck des Wandschmuckes verfallen war. Es sind das die Stiche und Schnitte der Kleinmeister in der Art der Beham, Aldegrever und anderer ähnlicher italienischer, holländischer und französischer Künstler, die kultur- und sittengeschichtlich so ungemein wertvoll sind, und die wir daher auch besonders oft zur Illustration unserer Ausführungen heranziehen konnten (Bild 1—17, 32—35, 38, 45, 47, 51, 52, 70, 75, 82, 84, 87, 88, 94—97, 99—105, 150, 159, 162, 163, 211, 222, 236—239, 245—247 und 250). —



248. Symbolischer erotischer Kupferstich von Annibal Carracci. 1539

Die Wirklichkeit in allen ihren Erscheinungen zu erfassen, festzuhalten und Besitz von ihr zu ergreifen, war der bezeichnende Wesensdrang der Renaissance. Denn die sinnliche Wirklichkeit zum Inhalt und Angelpunkt alles Lebens zu machen, war die Errungenschaft der kapitalistischen Neuzeit gegenüber der Lebensphilosophie des Mittelalters; es war dies die Voraussetzung des modernen Menschen, des Individualisten, der damals von neuem in der europäischen Kulturwelt sich entwickelte. Seit dem Altertum hatte es immer nur eine Masse gegeben. Erst der Kapitalismus, der aus der Entwicklung des Handels hervorging, zerteilte die Masse wiederum in Individualitäten, die allgemeine Interessen nur soweit für schön und löblich fanden, als diese ihr privatkapitalistisches Sonderinteresse stützten.

Das neue Lebensprogramm der Menschheit, die Wirklichkeit in allen ihren Erscheinungen festzuhalten, bedeutete für die Kunst in erster Linie die erotische Sinnlichkeit in allen ihren Formen festzuhalten und darzustellen, denn Leben ist für sie nur die sich betätigende erotische Sinnlichkeit. Weshalb auch für sie die Liebe genau wie in der Dichtung der oberste Vorwurf ist. Und dieses Programm erfüllte die Kunst in jedem Gewande. In den religiösen Bildern der Italiener ringt sich absolut nichts anderes zum Ausdruck, als das eigene sinnliche Empfinden der Zeit, nur in heroischer Steigerung.

Zum geschlechtlichen Leben gehört natürlich in erster Linie der Geschlechtsakt selbst. Seine naive Darstellung (Bild 35, 58, 73, 74, 105, 108, 114, 118, 120, 224), ebenso die Darstellung von gegenseitigen Betastungen (Bild 45, 47, 48, 52, 55, 60–65, 96, 109 usw.), ist das, was den primitiven Anschauungen der

Zeit durchaus entsprach und darum höchstens von einzelnen Sittenpredigern als anstößig empfunden wurde. Deshalb begegnen wir der Darstellung des Geschlechtsaktes auch sehr häufig als Symbol, z. B. als solches der Fruchtbarkeit usw. (Bild 41 oder 42). Das gleiche gilt noch viel mehr von der Darstellung des Gebäraktes, der übrigens meistens so unrealistisch wie möglich aufgefaßt wurde (Bild 136—138), und von wissenschaftlich-schematischen Darstellungen, wie wir eine aus der Hand des Leonardo da Vinci besitzen (Bild 132). Leonardo, dieser universellste Geist der Renaissance, wollte durch diese Darstellung die Tatsache der Erstarrung der weiblichen Brüste beim Geschlechtsakt begründen, er konstruierte, wie man sieht, eine direkte Verbindung des Uterus mit den Brustwarzen (vgl. auch Hauptwerk S. 194 und Ergänzungsband S. 51 u. 52).

Anders verhielt man sich jedoch auch damals schon gegenüber der spekulativ lüsternen Darstellung des Koitus, die den offenkundigen Zweck hatte, die Sinne des Beschauers in Aufruhr zu versetzen. Solche Darstellungen faßte die Zeit unter dem Begriff der „Schandgemälde" zusammen, und diese durften meistens nur heimlich unter der Hand verkauft werden, wenn nicht gar ihr Vertrieb verfolgt und bestraft wurde. So kam, um nur einen Fall namentlich anzuführen, im Jahre 1535 der bekannte Nürnberger Briefmaler und Holzschneider Guldenmund in den Verdacht, unsittliche Bücher und Bilder zu verschleißen. Auf Verfügung des Rats wurde eine Haussuchung in seiner Werkstatt vorgenommen; bei welcher Gelegenheit man denn auch „etliche schändliche und lästerliche Büchlein mit unzüchtigen Gemälen unordentlicher Lieb" fand. Die Erklärung Guldenmunds, er habe diese Bücher vom Formschneider Hans Schwarzenberger zu Augsburg erhalten, habe sie nach Frankfurt und Leipzig mitgenommen und dort alle verkauft, die Formen seien noch im Besitz Schwarzenbergers oder dessen Vetters — diese Erklärung ließ man nicht gelten, sondern Guldenmund wurde trotzdem bestraft. Aber so scheinbar klar der Fall hier auch liegt, so darf man doch nicht ohne weiteres den reinen Sittlichkeitseifer hinter dieser und ähnlichen Verfolgungen suchen, sondern tut gut, in den meisten Fällen politische Racheakte der herrschenden Klassen oder Geschlechter mit in Rechnung zu stellen. Aus den Werkstätten derselben Holzschneider gingen nämlich auch die satirischen Angriffe gegen die städtische Obrigkeit, die Kirche, den Papst, den Kaiser usw. hervor. Da man sich gegen diese Angriffe aber nicht immer entsprechend revanchieren konnte, so suchte und fand man im billigen Moralkoller die Gelegenheit, auch andere Sünden dem Betreffenden heimzuzahlen. Doch mag dem sein, wie es wolle: aus der relativ großen Zahl derartiger Schandgemälde, die sich erhalten hat, dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß die Nachfrage nach solchen Stücken sehr rege und die Produktion eine überaus schwunghafte gewesen sein muß. Der Buchdrucker Messer Bernardo in Paris, ein Verwandter des berühmten Druckers Aldus Mantinus in Venedig, will im Lauf eines einzigen Jahres allein von den berüchtigten Stellungen des Aretin mehr als fünfzig Exemplare verkauft haben, darunter drei an vornehme Damen. Diese „Stellungen des Aretin" scheinen sehr lange Zeit ein Lieblingsthema gewesen zu sein, denn sie gefielen den Zeitgenossen und auch den späteren

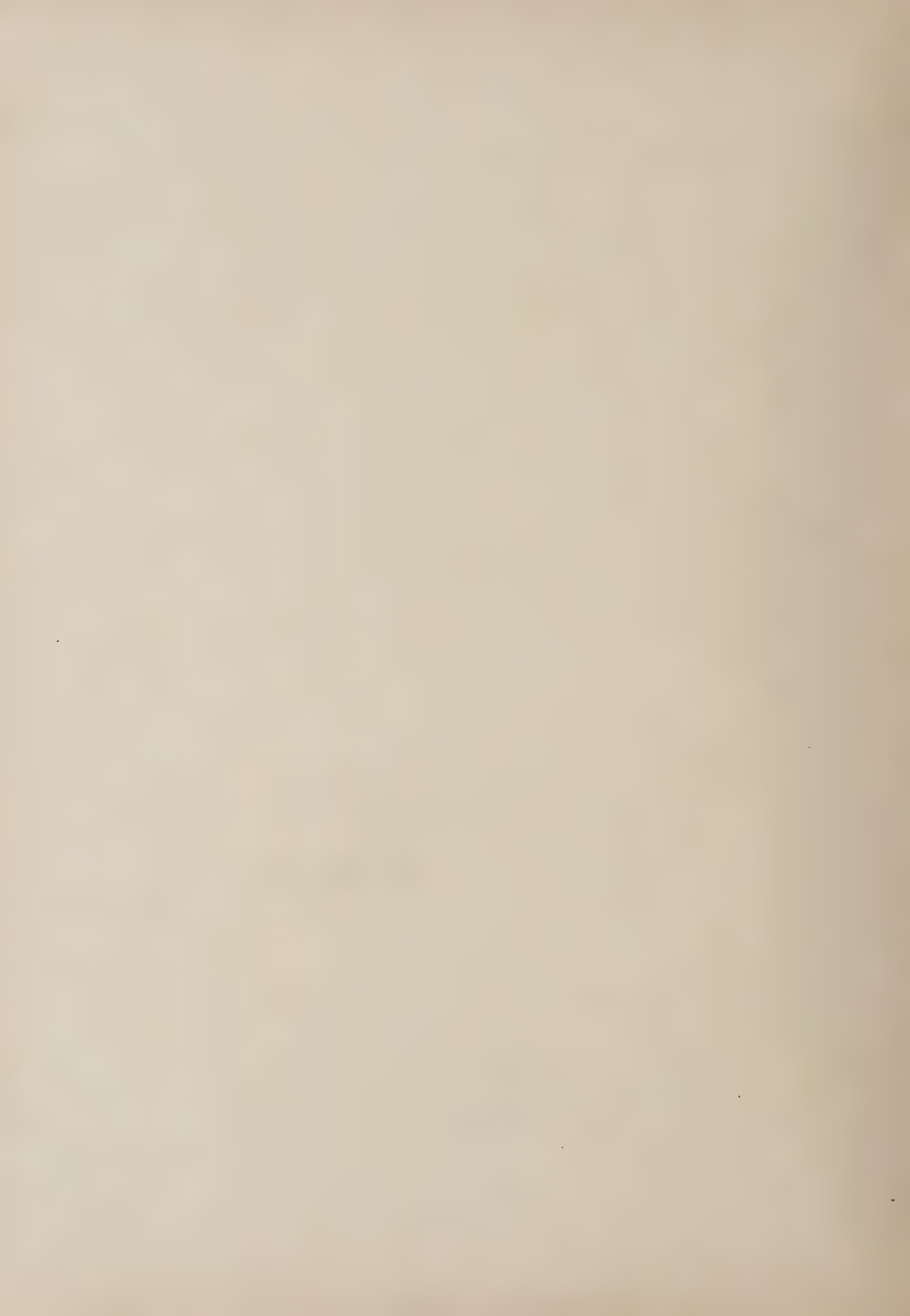


Ein Maskenscherz

Gemälde von Kaspar Netzscher. 17. Jahrhundert

Original in der Gemäldegalerie zu Kassel

Beilage zu **Eduard Fuchs**, „Illustrierte Sittengeschichte“. Ergänzungsband * Albert Langen, München



Generationen so sehr, daß sie immer wieder variiert wurden (vgl. Bild 39, 40, 43, 44, 46, 50 und 53). Ebenfalls steht fest, daß in der besseren Gesellschaft von Paris, Rom, Venedig, Florenz, Madrid, Wien, London usw., kurz überall, wo sich bereits eine höfisch-absolutistische Kultur durchgesetzt hatte, erotisch illustrierte Werke kursierten und zu den männiglich begehrten Leckerbissen der geselligen Unterhaltung gehörten. Ebenso kursierten in diesen Kreisen viele einzelne erotische Kupfer und Holzschnitte. Als solche Stücke können wir im vorliegenden Bande z. B. ansprechen: Bild 49, 54, 70, 77 und 84 . . .

Mit den letztgenannten Dokumenten sind wir auf die Brücke gelangt, die zum erotischen Einzelkunstwerk führt. Für dieses galten, abgesehen von den Wünschen des eventuellen Auftraggebers, natürlich immer nur die Schranken, die der individuelle Geschmack und die künstlerische Potenz des schaffenden Künstlers zogen. Das hat zu ganz unvergleichlichen künstlerischen Resultaten geführt. Wir verweisen, um nur das Beste zu nennen, auf die hierhergehörigen Werke von Paolo Veronese, Tizian, Perino del Vaga, Julio Romano, Peter Flötner, Nikolaus Manuel, Carracci, Rubens, Rembrandt, Jordaens, Molenaer, Moreelse, Jan Steen und Poussin. Da wir jedoch diesen Gegenstand bereits in unserer „Geschichte der erotischen Kunst“ behandelt und dort auch die wichtigsten derartigen Schöpfungen dieser Meister sich abgebildet finden, so begnügen wir uns hier, bloß auf einige wenige charakteristische Beispiele und Belege näher einzugehen.

Obenan rücken wir das Werk Peter Flötners, das nicht nur in seiner Gesamtheit ein Zeugnis der ungeheuren sinnlichen Kraft und Expansion der Renaissance ist, sondern das obendrein in dem schon genannten Holzschuherpokal, der vor einigen Jahren um den Preis von sechzigtausend Mark aus dem Besitz der Familie Holzschuher in den des Germanischen Museums übergegangen ist, einen Gipfelpunkt hat, wie er heute vielleicht einzig in der gesamten Kunst- und Kulturgeschichte dasteht.

Wir haben oben bei der Erwähnung des Zweckes, dem der Holzschuherpokal zu dienen hatte, gesagt, daß dieses Werk zweifellos eine der robustesten Zoten darstellt, die je geschaffen worden sind. Dem ist jedoch noch hinzuzufügen, daß es zugleich auch die künstlerischeste Zote ist, die uns die gesamte Renaissance hinterlassen hat. Dieser zweite Umstand ist es natürlich allein, was diesem erstaunlichen Werk dauernd die ungeteilte Bewunderung aller mit gesunden Sinnen ins Leben Schauenden verbürgt. Selbstverständlich ist damit nicht gesagt, daß man darum die auf diesem Prunkpokal dargestellten bacchischen Orgien auch als Vorgang ästhetisch schön zu finden braucht. Beileibe nicht. Diese Bedingung gilt nur gegenüber der Größe und Kühnheit, mit der all diese tollen Einfälle gestaltet sind. Weil aber in dieser Monumentalität die höhere Form der Schönheit liegt, so ist kaum zu viel behauptet, wenn man erklärt, daß es keinen einzigen Prunkpokal aus der Renaissance gibt, der diese Schöpfung Flötners an Schönheit überragt. Stücke, wie der gewiß mit Recht berühmte Jamnitzer-Pokal, mögen ihm gleichkommen, aber sie überragen ihn nicht. Und das macht, weil wir eben in diesem Pokal eines der Hauptmeisterwerke eines Künstlers vor uns



249. Priapsdienst. Symbolischer italienischer Kupferstich

haben, der unbedingt einer der Größten der deutschen Renaissance gewesen ist, ein durchaus Ebenbürtiger neben Dürer, Vischer und Holbein als schöpferischer Gestalter. Freilich: was Flötners Genie alles umspannte, das wissen selbst in der zünftigen Kunstgeschichte heute noch die Wenigsten. Flötner war ein großstiliger Zeichner, Flötner war der formgewaltigste Plastiker Deutschlands, und Flötner war außerdem Deutschlands größter Architekt der Renaissance, der selbst in Italien wenige seinesgleichen hatte. Man denke nur an das von Flötner gebaute Tucherhaus in Nürnberg und vor allem an den wunderbaren Hirschvogelsaal, die genialste Erfindung des Saalbaues der deutschen Renaissance. Alles, was die Renaissance als künstlerisches Ergebnis auszeichnet: ihr unerschöpflicher Reichtum an Ideen, ihre Fülle von wirklichem Leben, der monumentale Stil, das Emporheben des Kleinsten und scheinbar Nebensächlichsten auf die Höhe des Heroischen — alles das eignete dem künstlerischen Genie Peter Flötners. Was diesen aber von den meisten seiner großen künstlerischen Zeitgenossen in Deutschland absondert und darum noch höher rangiert, als so manchen, der ihm sonst kongenial gewesen wäre, das ist die von keinem außer ihm gewagte — und was natürlich das Entscheidende ist — auch bewältigte Kühnheit im Stofflichen. Das vollendetste Erfüllen wurde bei Flötner dem kühnsten Wollen zu Teil. An Kühnheit im Stofflichen war Flötner ein Einzigartiger. Um in dieser Richtung auf eine zweite gleichartige Persönlichkeit zu stoßen, müssen wir schon nach Italien gehen, das in Benvenuto Cellini einen ähnlich vielseitigen Künstler hervorgebracht hat. Aber diesen überragt Flötner wieder durch die herbe Großartigkeit seines Stiles, die selbst das Spielerische und Graziöse heroisiert und auf diese Weise die größte Obszönität völlig von dem widerlichen Speckglanz spekulativer Lüsternheit freihält. Flötners Zoten offenbaren immer den breiten sonoren Witz eines Riesen an Gesundheit und Kraft, unter dessen Händen sich die Zote zum Riesenspielzeug formt.

Gewiß ist Peter Flötner in seiner Kühnheit kein Vereinzelter, der wie ein

eratischer Block isoliert in der Kunstgeschichte der deutschen Renaissance steht. Im Gegenteil. Hundert gerade Linien führen zu ihm und machen sein Werk zu einer Zeitnotwendigkeit — das erweisen die Mehrzahl der hier vereinigten Dokumente. Flötner ist nur der logische künstlerische Gipfel. Aber eben der Gipfel. Und zwar der Gipfel aller damals wach und aktiv gewordenen Kräfte der Potenz . . .

Leider hinderte dieser Ruhmestitel nicht, daß die Geschichte des Namens Peter Flötner und des Holzschuherpokales außerdem in nuce die Geschichte, zwar nicht der Tragik, wohl aber der Tragikomödie der deutschen bürgerlichen Kultur geworden ist. Die Deutschen können von allen Nationen am allerwenigsten die großen Kerle vertragen und leiden. Das macht, weil die deutsche Bourgeoisie, seit sie in die Geschichte eintrat, immer im Interesse ihres momentanen Profites ihre höheren politischen Interessen verkauft und verraten hat. Die deutsche Bourgeoisie fürchtete sich stets vor ihren eigenen Kindern, ja selbst vor deren Schatten. Das war 1525 bei der ersten deutschen Revolution so, wo sie den Fürsten dabei half, die aufrührerischen Bauern an Galgen und Rad zu liefern; das war 1848 bei der zweiten deutschen Revolution so, als sie aus Furcht vor den Arbeitern darauf verzichtete, mit Hilfe der Kreditverweigerung aus Deutschland einen konstitutionellen Staat zu machen und damit sich selbst an Stelle der Junker zur politisch herrschenden Klasse zu setzen; und das ist heute so im Zeitalter der Blockpolitik, der schmählichsten Selbsterniedrigung einer Klasse, die die Geschichte aufweist. Aus diesem ewigen Elend resultiert auch, daß bei uns immer nur die Kompromißler berühmt wurden: nach 1525 kein Thomas Münzer, sondern Luther, nach 1848 kein Ludwig Feuerbach, aber Schopenhauer, der Philosoph der Impotenz. In der Kunst hat diese Misere dazu geführt, daß jene, unter deren Schädeldecke auch das Feuer revolutionärer Kühnheit loderte, stets gnädigst mit dem Mantel des alsbaldigen Vergessens bedeckt wurden; man fürchtete sie gewissermaßen noch im Grabe. Was natür-



250. Italienischer Kupferstich. 1559

41*

lich nicht hinderte, daß die Kleinen sich dafür um so geschäftiger und um so länger von der Hinterlassenschaft dieser Vergessenen nährten.

Ein geradezu typisches Beispiel für alles das ist Peter Flötner. Auf ihn trifft alles ohne jede Einschränkung zu. Bei Flötner war höchstes künstlerisches Können mit höchster revolutionärer Kühnheit und Leidenschaft gepaart, Flötner wurde zu Lebzeiten kaum anerkannt und nach seinem Tode jedenfalls sehr bald vergessen, so daß heute fast gar keine Daten über sein Leben mehr aufzutreiben sind; von dem Genie der wenigsten aber nährten sich so lange die Kleinen und Nachgeborenen, als wie von dem Peter Flötners. Noch tief im 17. Jahrhundert, ja selbst noch im 18. Jahrhundert begegnet man bei den Goldschmieden den Bleiabstößen seiner herrlichen Steinschnitte. Und daß man derartig kühne Burschen sogar noch in ihrem Grabe fürchtete, — und das ist eine der grotesken Ironien, die sich die Geschichte geleistet hat! — dafür ist wiederum kein anderer ein solches Symbol geworden, als wie Flötner. Auf seinen Gebeinen, die unweit denen Dürers und zahlreicher anderer seiner berühmten Zeitgenossen auf dem alten Nürnberger Johannesfriedhof beigesetzt sind, ruhen heute die Gebeine eines — königlich bayerischen Polizeisergeanten; denn ein solcher hat das Familiengrab der Flötner vor einigen Jahren erworben. Stolz steht der Name des Polizeisergeanten heute oben auf der alten massiven Grabplatte, unten an der Fußseite dagegen kündet uns eine kleine Bronzeinschrift, daß in diesem Grab nicht nur ein königlicher Polizeisergeant zur ewigen Ruhe gebettet ist, sondern daß da drunten, ganz unten, auf der Sohle des Grabes auch außerdem einer der kühnsten Gestalter der Renaissance, einer der größten Deutschen den ewigen Schlaf schlummert. Das ist ein echt deutsches Symbol! Der Kühnheit noch im Tode die Polizei an der Seite, und der Name des Polizeiers darf den des Genies überstrahlen. Einzig als ein solches Symbol interessiert uns natürlich diese köstliche Ironie der Dinge. Denn wir gehören nicht zu den Reliquienverehrern. Ein kleines Werk aus der Hand eines schöpferischen Genies ist uns wertvoller als dessen ganzer Leichnam. Um so wertvoller dünkt uns darum eine seiner obersten Meisterleistungen, und das ist und bleibt bei Flötner der Holzschuherpokal. Daß er aber das ist, das will schon dann ungeheuer viel heißen, wenn man den Baumeister Flötner gar nicht in Betracht zieht, sondern nur den fast unerschöpflichen Reichtum an Schönheit und herber Größe überschaut, den Flötner in den Hunderten von Plaketten, die aus seiner Hand hervorgegangen sind, über die Welt ausgestreut hat.

Natürlich hat das Vergessen Flötners vor allem den Holzschuherpokal betroffen. Denn hier kam auch die bekannte professionelle Wohlanständigkeit der zünftigen Kunstgelehrsamkeit noch hinzu. Weil „anständige" Menschen sich prinzipiell niemals mit unflätigen Dingen abgeben, so war die unbestreitbare Unanständigkeit des Holzschuherpokals für die große Mehrzahl aller Kunsthistoriker schon ein ausreichender Grund, dieses Meisterwerk der Renaissance nicht zu kennen, es zu übersehen, mit Absicht zu ignorieren, jedenfalls aber auf eine detaillierte Wiedergabe zu verzichten, und wo es unbedingt wiedergegeben werden mußte, sich auf eine Wiedergabe in der Weise zu beschränken, daß von



251. Heinrich Golzius. Symbolischer Kupferstich

der großen Sündhaftigkeit dieser ewig ruchlosen Kühnheit möglichst wenig zu sehen ist.

Wir holen dies Versäumte nun hier nach. Die große kunst- und sitten-geschichtliche Bedeutung, die dieses einzigartige Werk der deutschen Renaissance für jeden Forscher hat, veranlaßt uns, den Holzschuherpokal hier nicht nur als ganzes Stück wiederzugeben, sondern außerdem in allen seinen einzelnen Teilen (Bild 175—181). Natürlich sind wir dadurch auch der näheren Beschreibung der einzelnen Gruppen enthoben und können uns auf die Mitteilung beschränken, daß die Verstümmelung, die man auf der einen Gruppe der geschnitzten Kokosnuß gewahrt (Bild 178), schon eine Heldenleistung aus früheren Zeiten ist . . .

Wir haben oben gesagt, daß hundert gerade Linien zu dem Werk Flötners führen, daß er absolut nicht isoliert steht, sondern höchstens einen Gipfel darstellt.

Einer der vielen Beweise, die es dafür gibt, ist die ebenso düstere wie großartige Komposition des Nikolaus Manuel „Das Weib und der Tod“, die sich im Original heute im Basler Stadtmuseum befindet, und die wir hier in Bild 241 wiedergeben. Dieses Bild gehört zu dem berühmten Basler Totentanz des Meisters, der seinen künstlerischen Weltruhm begründet und zugleich für alle Zeiten gesichert hat. Es ist jedoch weder damals noch später reproduziert worden und erlebt genau wie der Holzschuherpokal und Hunderte andere ähnliche Dokumente hier seine erste Auferstehung. Die Deutung der Symbolik dieses Meisterwerkes ist leicht und ist kompliziert. Sie ist leicht, wenn man sich mit dem allgemeinen Sinn begnügt, daß des Weibes Schoß, der diesem die höchsten Freuden und Seligkeiten des Daseins vermittelt, auch zugleich die häufigste Ursache seines frühen und jähen Todes ist. Die Deutung ist schwer, wenn man erforschen will, ob und an welche besondere Todesursache der Künstler gedacht hat. Der angesehene Berliner Chirurg und medico=historische Schriftsteller Professor Eugen Holländer äußerte sich uns gegenüber, daß nach seiner Ansicht Manuel damit an die grauenhafte Tatsache anknüpfe, daß damals so unendlich viel Frauen bei der Niederkunft oder im Wochenbett starben. Wir vermögen uns dieser Deutung nicht ohne Weiteres an=zuschließen, denn dann würde nach unserer Ansicht das vom Tode so brünstig liebkoste Weib wohl auch die Merkmale der Schwangerschaft aufweisen.

Zwar keine Linie, die zu Flötner hinführt, wohl aber eine, die noch in den=selben Bereich gehört, ist die schöne Kolossalgruppe des Hubert Gerhart, in dem der Künstler den Moment der Überwindung des liebenden und darum nur schein=bar widerstrebenden Weibes darstellt. Diese Gruppe wurde im Auftrag der Fürsten Fugger modelliert und fand auch in deren Augsburger Palast Aufstellung, wo sie stand, bis sie vom bayrischen Staat erworben wurde (Bild 244).

Neben diesen Werken reproduzieren wir hier noch „Das Liebespaar“ von Paulus Moreelse, „den lüsternen Faun“ von dem Franzosen Poussin (Bild 252), die Gemäldeskizze „Orgie“ von dem durch eine ganze Reihe erotischer Darstellungen bekannten Annibal Carracci (Bild 248), das Gemälde „Ein Maskenscherz“ von Netscher aus der Karlsruher Gemäldegalerie (s. Beilage) und einige andere ähn=liche Werke. Von allen diesen Bildern bedarf nur der Netschersche Masken=scherz einiger Worte der Erläuterung. So harmlos dies Bild den naiven Beschauer anmutet, so kühn ist seine Symbolik. Es handelt sich in dem dargestellten Vor=gang genau wie bei dem Kupferstich „Verliebte Unterhaltung“ des N. W. van Häften (siehe Beilage) nur um eine Symbolisierung der Diskussion zwischen Mann und Frau über das so wichtige Thema vom „Stadtmaß“ (vgl. damit oben die Er=gänzung zu S. 141 u. 142).

Wenn wir den markanten Schöpfungen der deutschen Renaissancemeister, dem Holzschuherpokal und dem Manuelschen Totentanzbild, Werke wie diese an die Seite stellen, so geschieht das nicht, um damit bloß Gleichartiges oder gar Gleichwertiges aus Frankreich, Italien, Holland und anderen Epochen der Renaissance heranzuholen, sondern vielmehr, um die unterscheidende Note in der Auffassung des Geschlechtlichen in der Kunst der einzelnen Länder und der

einzelnen Zeitabschnitte der Renaissance möglichst sinnenfällig zu charakterisieren. Was diese Werke chronologisch aneinander gereiht demonstrieren, ist die Linie und Wesenheit der Entwicklung des Geschlechtlichen: der Weg von der aus strotzendem Kraftüberschuß geborenen Freude an der Zote zu dem lüsternen Behagen an der im Dienste raffinierter Lüsternheit stehenden und rein aus der Vernunft geborenen Zote. Es ist dies derselbe Weg, den das wirkliche Leben nahm, und dem die objektiven Künste mit der Unerbittlichkeit eines Naturgesetzes auch folgen mußten, genau wie die schöne Litteratur, deren gleichartige Entwicklung wir schon oben aufgedeckt haben. Werke wie Flötners Holzschuherpokal und Netschers „Maskenscherz" sind gewissermaßen die beiden Pole dieses Weges. Am Schluß ist es zwar immer noch dasselbe Grundthema: die potente Kraft als Wertmaß. Aber schon mit dem Wesenszug der Dekadenz: der Schein für die Wirklichkeit, an die Stelle der wirklichen Kraft tritt die Pose der Kraft, und alles ist herabgestimmt zum bloßen Objekt der Lüsternheit.

Und damit ist der Kreis, den die Renaissance entwicklungsgeschichtlich umspannt, auch hier geschlossen. Das Ende bildet die Brücke, die schon direkt in die nächste Kulturepoche hinüberführt: die galante Zeit.



252. Kupferstich von Picart nach einem Gemälde von Poussin



253. Bäuerliche Szene. Kupferstich

Anhang

Schalksstreich des Herren Kurfürsten Joachim und seiner Buhlin, der schönen Sydowin.

Also stehet geschrieben in Pater Petri Papieren: Herre Kurfürst Joachim von Brandenburg war ein lustiger Kumpan, liebete zu scherzen und Schalksstreich auszuüben; sorgete und kümmerte sich aber dennoch umb Volk und Religion, bankettirete daneben und gunge nit bloß auf die Jagd nach röberischen Junkern, so wegelagerten, sundern auch nach hübschen Weibsmenschern, Hirschen, Rehen, Bären und Sauen. Sprechen die Historienschreiber anders über diesen Fürsten, lügen sie in ihren Hals hinein, item bekunden und bezeugen dadurch, daß sie genannten Herren nit kenneten so fest und treu in seiner Freundschaft, frumm und gottesfürchtig, dazu amateur guter Späß und lächerlicher Streich war.

In erst Zeit seiner Regierung, allda er viel weilete auf seim Jagdschloß zu Köpenick; verliebete er sich in eins Glockengießers zu Berlin Wittibe, so die schöne Sydowin hieß, nahmb selbe aber nit auf sein Schloß, dieweil er dem Volk, dazu sein Weib und Kindern, kein Ärgernuß geben und bereiten wöllt, brachte sie dahero unter in eim Häuslein der Klosterstraß, so ganz verstecket in eim großen Garten lag, allda niemande hinkam. Hat um selbiger schönen Gießerin, allso sie vum Volk genennet ward, ein Töchterlein, so aber balde starb, drob sich der gute Herre gar sehre härmete und kümmerte.

Die Fraue Sydowin hatt ein beweglich Zünglein im Mund, wußt zu schwatzen wie ein Staarmatz, dabei wohlbeleibet, ausgestattet vun der Mutter natura mit zween festen Brüsten, so weiß wie Engelsflügel, ware auch bekannt, daß sie sehre reich in peripathetischen Façons, so macheten, daß bei ihr in Liebesaffairen man niemalen dererselben Sach begegnete, allso hat sie die schönen resolutiones dieser Wissenschaft studiret, von welch Manieren allerlei Art der Herre Kurfürst gar großer Freund und amateur. Dazu ware das gute Weiblein lustig wie ein Finkenhahn, sunge gar oft, lachete vielmalen, item ärgerte und betrübete kein Seel auf Erden, welches ist herzerhebende Qualität sollicher Frauen vun offenem und freiem Wesen, dieweil sie stets durch die Lieb angenehme occupationem haben und content sein.

Bast! Herre Joachim gunge oft mit sein guten Kumpanen und Freunden in das Haus derer Sydowin, solliches zumeist, damit ihn niemand nit sah, nächtens geschah. Da er nu gar mißtrauisch war, dazu auch gerechte raisons, sintemal er das röberische Unwesen vieler Junker, so Wegelagerer, nit dulden noch statuiren wöllte, vielmehro deren eine gute Portion sans façons und groß Umständ henken ließe, drob sie ihm an seins Schlafkämmerleins Thür schrieben:

Joachimken, Joachimken, hüde di, Krieg wi di, dann häng wi di,

also daß er Hinterhalt und mörderischen Überfall zu fürchten, gabe er der Fraue Sydowin all Hund, so in seiner Meut die bösesten, dazu beißigsten, so wohl ohn groß Kompliment zu machen, einen Menschen zerrissen und verschlangen, auch kein Menschenkind kannten noch respektierten, denn den Herre Kurfürsten, dazu sein schöne Buhlin. Kame dahero ihr lieber Herre und Gebieter, ließe die Fraue Sydowin die Hund los in den Garten, selbiger sammt dem Haus gut verschlossen und verrammelt, Schlüssel darum sich auch nur in Händen derer schönen Gießerin und ihrs hohen







Das Liebespaar

Schabkunstblatt nach einem Gemälde von Morelse. 1629

Albert Langen, München



Amanten betunden. Kunte selbiger mit seinen Freunden in all Sicherheit den plaisirs und Freuden allerlei Art sich überlassen, item hat kein trahison zu fürchten, bankettirete und triebe Scherz und Schalksstreich allerlei Art. Ingleichen wacheten außerhalb Gartens und Hauses einige getreue Artschiere, selbe dem Herren Joachim bis in den Tod treu und ergeben, allso daß sie jeden, kunnte er nit permission ihres Herren Kurfürsten vorweisen, gar arge benediction würden geben haben, maßen Herre Joachim aus den Badstuben am neuen Markt, allda die losen Jungferlein wohneten, zu amusement und plaisir seiner Freund einige holen ließe, darum er aber wünschete, daß solches nit unter das Volk kam, dieweil er Feind alls Gereds und calumnie war. Gebote Herre Joachim in persona diesen Jungferlein auch Stillschweigen, sie bedrohend mit seim Zorn und Ungnad, da sie davun sprächen und erzähleten in den guten Städten Cölln und Berlin, ließen sich solliches auch gesaget sein und kame dieses Bankettieren erst an das Licht, da der gute Herre längst seim Herrn entschlafen.

Wöllen viele scribenten und Historienschreiber behaupten, seye der gute Kurfürst Joachim west, so das Narrenspiel auch Redensart: Leck mich im A—, erfunden und in die Mod gebracht, welches ich hie nur beilaufend vermerke, später Weiteres davun rapportire, was aber sattsam beweiset und erkundet, allwie dieser edle Fürst und Herre vun gar vielem Witz und großer natura comica ware. Zu wissen, allwie sollich Narrenspiel entstunde, gung so zu. Wohnete ein Jüd zu Cölln, hieße Salomo, war ein arger Wucherer. Item ein zwoter, eben sollicher, hieße Aron, war keins Pfennigs mehr werth, denn Salomo. Dazu ein dritter, hieße Hesekiel, so der schlimmste vun alln drein. Oppressireten das Volk durch Wucher und gar arge Bedrückung, waren dazu Geizhäls, allso daß sie vor Geiz und Geldgier stunken.

Da nu eins Abends Herre Joachim bei guter Laun und Humor, auch vum besten getrunken, so in seim Keller war, machete er eitel Späß und Schalksstreich, riefe seine getreuen Junker vun Kracht und vun Köckeritz, dazu den Probsten Walter vum Heiligengrab, so arg den Weiblein und Jungfern nachschliche, sagend: — Lasset uns fröhlich und lustig seyn, liebe Herren! — Müchte wohl sehen und zuschaun, allso wie sich benehmen die drei bösesten Wucherer und Geizhäls der guten Städt Cölln und Berlin gegenüber ein Sack vull neuer Joachimsthaler, so sie nit dürften anrühren, noch mit sich nehmen. Holla Curt. Dies hürend, tratte der Diener Kurfürstlicher Gnaden ein. — Gehe hin, sagete der Herre Joachim, vermelde meim Schatz- und Säckelmeister, söllte allso bald hersenden einen Sack, so fünfhundert Joachimsthaler fasset und enthält, dazu drei Goldthaler. Danacher hole hierher die drei Jüden Salomo, Aron und Hesekiel, ihnen meldend, so sie sich weigern zu kommen, solliches geschäh auf mein Befehl und commandement. Setzeten sich hierauf wiederum zu Tisch, tranken kurfürstlichen Wein, ließen sich wohlschmecken all Leckerbissen so da stunden, vergnügeten sich auch mit lustigen quaestiones allerlei Art, darunter ware, daß Probst Walter, ein gar arger Schalk, fragete: Welches ist kostbarer und süßer für ein Weiblein, der erst oder letzt Kuß? Daraufe die Fraue Sydowin allsobald antwortete: — Ich vermein der letzt, maßen das Weiblein weiß, was sie verlieret, derweil sie beim ersten noch nit weiß, was sie gewinnet. Funde ganze Kumpanie sollich Antwort gar artig und passend, drob Herre Joachim content und stolz.

Währete nit lang, tratte Curt ein mit dem Sack, darinne fünfhundert Joachimsthaler, legete auch die drei Goldthaler vor Kurfürstliche Gnaden auf den Tisch. Dazu wurden aufgestellet drei Wachskerzlein, damite man genau und wohl die fünfhundert Joachimsthaler, dazu die drei güldenen sehen künnte, so ganz neu aus der Münzen kamen, ausgebreitet auf dem Tischlein lagen, blitzeten und leuchteten allso, daß ein Jüd sich drob freun und ergötzen müßt, daß ihm das Herz im Leib hüpfete. Befahle der Herre Joachim danacher: — Führet die Jüden ein.

Tratten also selbige ein, bleich und verstöret, sintemalen ihr bös Gewissen ihnen nichts Gutes kündete und ansagete cum exeptione Hesekiels, welcher frecher und mutiger denn die anderen, dazu auch wußt, allwie Kurfürstliche Gnaden Scherz und Späß liebete und exekutirete. Verbeugeten sich all drei Jüden tief vor dem gnädigen Herrn, so sie anredete wie folgt: Sehet her ihr bösherzigen Jüden, so ihr unsern lieben Herrn ans Kreuz geschlagen, selbe fünfhundert Joachimsthaler, so ihr hie erblicket, will ich schenken und damit praesent machen demjenigen vun Euch, welcher ohn daß er dabei ein einzig Mal lachete, oder sein Gesicht verzöge, zu sein beiden Kumpan zu dreien Malen hintereinander saget: Lecket mich im A —! Sahen die Juden gar geilen Blickes auf die blinkenden Joachimsthaler, item leuchteten und glänzeten aller drei Augen mehr, denn die Demantensteine im Ohrgehenke der schönen Sydowin.

— Versuchet es allso, setzete Herre Joachim dazu. Sahe darauf der Salomo den Aron,

dieser den Hesekiel, dieser den Salomo an, machete dabei grimacen und Fratzen, obgleiche sie lächelten gleich dem Kätzlein, so Milch säufet, oder Jungferlein, so nach der Hochzeit verlanget und kitzelt. Allso, fuhre Kurfürst Joachim furt, diese fünfhundert Joachimsthaler seyn Euer und gar leicht zu verdienen, so einer vun Euch serios und gemessen wie ein Fliegen verbleibet, so Nothzucht an ihrer Nachbarin, verübet hat; lachet er aber, söll er an meine liebe Frau Sydowin ein Joachimsthaler Buß zahlen. Söll auch derjenige, so seine Kumpane zu sothanem Gericht einladet feierlich die Hand auf die Joachimsthaler legen.

— Vermeine, wird mir gelingen, Kurfürstliche Gnaden! sagete Salomo, so aus Holland her, derowegen sein Maul allso oft geschlossen und ernsthaft, denn der schönen Buhlin Sydowin Liebsbrünnlein offen und lachend ware. Legete also mutig die Hand auf die Joachimsthaler, fühlete auch, sintemal er nach Art aller Jüden von mißtrauischer nature, ob sie gut und echt seyn, griffe auch heimblich davun ein ganze Faust vull, wiewol er sie doch nit behalten kunnte, ließe aber sein Jüdisch Habgier und Geiz nit anders zu. Da er nu sein beiden Kumpane, auch Mitgläubige ansah, höflich sprechend: — Aron und Hesekiel, lecket mich im A —! verbeugeten sich diese beiden gar tief vor ihm, diweil sie fürchteten, künnte bei seiner holländischen natura wol am End serios verbleiben, item ihnen das Geld furtschnappen und sageten: — Wol bekumm's! gleichsam als hätt er genieset oder gekülstert. Darüber die ganze Kumpanie gar arg lachen müßt, Salomo mit, also daß er mußt zahlen ein Joachimsthaler Buß.

Kame nu Aron an die Reih, griffe gleichfalls mit der Hand in die Joachimsthaler, kitzelten ihm auch die Finger danacher, allso daß er hätt vor Freud lachen mügen, wär solliches nit verboten west, sahe drauf die beiden andern mit ernsthaftiger Mien an, sagend: — Salomo und Hesekiel, lecket mich im A —! Verbeugeten sich diese wiederum gar tief vor ihm, gleichsam als sei er eine hohe Persona fragend: — Wie oft? Fungen abermalen Alle an zu lachen und zu höhnen, kunnte sich auch Aron nit halten, müßt vielmehro mit einstimmen, dadurch er verlor, allso Bußgeld zahlen müßt.

Ware nunmehro der Letzte dran, Hesekiel, so am meisten zu fürchten, dieweil er frecher, auch erfahrener als die andern. Blickete auf das Geld, fuhr mit der Tatz hinein, sahe danacher auf den Herren Kurfürsten Joachim und sagete ersthaftig: — Aron und Salomo, lecke mich im A —! Verbeugeten sich diese Beiden gar sehr, fragend: — Wie tief? — So tief, als euch beliebet, antwortete ernsthaft Hesekiel, verbliebe auch so, dieweil all' anderen lacheten, auch ihn dazu zu verleiten sucheten. Sprach Hesekiel zum zweiten Mal: — Aron und Salomo, lecket mich im A —!

Herre Joachim so dieses hürete und sah, allwie der gotteslästerlich Jüd serios verbliebe, fürchtete schon, daß sollicher ihme die fünfhundert Joachimsthaler abgewinne und robete, frageten die beiden Jüden Aron und Salomo: — Ist er auch rein? Drob die schöne Frau Sydowin dem Hesekiel mit der Hand ein abwehrlich Zeichen machete, solliches sey nit der Fall, worüber Alle sine exceptione item Hesekiel laut lachen müßten. Hatt allso auch dieser verloren und müßt der schönen Buhlin ein Joachimsthaler Buß entrichten.

Fragete Kurfürstliche Gnaden: — Sag an, Hesekiel, wie du es gemachet, allso daß du bei diesem Narrenspiel, dazu die fünfhundert Silberstück vor dir, ernsthaftig verbliebest? — Gnädigster Herre Kurfürst, antwortete der Jüd, hab ich gedacht an meyn erzböses Weib, so ein wahre Kratzbürst, solliches mir genügete, serios und gemessen zu verbleiben.

Da nu Herre Joachim nit wöllte, daß die Jüden vun dem ihrigen bei dem Narrenspiel zusetzeten, funde er folgendes Mittel, sagend: — Sehet her, Ihr Jüden. Allhie liegen drei schöne neue Goldthaler, welche ich dem vun Euch schenken will, so mir also, wie ich es wünsche, antworten kann auf diese Frage: So Ihr Eure Nothdurft verrichtet, womit wischet Ihr Euern Hintern?

Dachten die Jüden ein Zeitlang nach und fuhre Aron zuerst mit der Antwort vor: — Mein gnädigster Herre, ich werd, so's Euch gefällt, ein Stücklein Papier dazu nehmen. — Wie, du Teufelskind vun Ebräer! riefe Herre Joachim lachend, wöllest deinen stinkenden Hinteren mit ein Stücklein Papier wischen, darauf künnte stehn der Name Gottes? Habe die ganze Kumpanie dem edeln Herren Recht. Der Jüd hat verloren.

Funge der Salomo an: — Gnädigster Herre, so Ihr nichts dawider habet, werd ich dazu ein Handvull Gras nehmen. — Ei, ei! riefe Herre Joachim abermalen lachend, du gotteslästerlicher Schuft, wie bist du doch gar zu frech und schändlich! Wölltest dein Schmutzkasten mit Gras wischen, drauf Korn wächset, davun man das liebe tägliche Brod machet? Bewunderten all, wie gar treffend und weise der edle Herre all Ding aufgriffe und urteilte.

Sprache nu Hesekiel: — Kurfürliche Gnaden! So Ihr mir Permission hiezu ertheilet, will ich

mir den Hintern wischen, vielmehro alls dran hangen lassen, allso bis es vun selber abfallet. Über sollich Antwort die ganze Kumpanie gar laut lachen müßt. — Jüd, sagete der Herre Kurfürst Joachim, hast das Spiel gewunnen und Antwort geben, daran ich selber nit dacht. Nimm hin die drei Goldthaler. Und nu gehet in Frieden! Verbeugeten sich drauf die drei Ebräer, item gungen unter Geleit des Dieners ab.

Da sie sich nu entfernet, sagete die schöne Sydowin muthig zu dem Herre Joachim: — Herre, wöllet Ihr, daß ich es versuche gleich den Jüden? Daraufe derselbe erwiderte: — Nit allso, mein Schatz, sintemalen ich Euch solliches für weniger denn fünfhundert Joachimsthaler thu. Welches ware Antwort eins ökonomischen Fürsten, so sein Geld sparet, dessen der Herre Kurfürst sich zu alln Zeiten befleißigte.

Muß aber hie vermerken, daß der Junker vun Kracht, auch dere vun Köckeritz, gleichermaßen der Klosterprobst Walter vum Heiligengrabe in Wort auch Gebehrden, letzterer mehr, denn die canones erlauben, die schöne Gießerin mit Liebesanträgen verfolgeten und molestireten, ware aber Fraue Sydowin ein viel zu fein und listig Katz, als daß sie auf derlei Liebelei hätt hinhüren sölln. — Herre Probst, das Dings, so der Herre Kurfürst Joachim liebet, eignit sich nit, drinne zu empfahn Euer heilig Oel.

Muthmaßete aber, daß sollich amoureuse Ve folgungen ein Werk des Herren Joachim, so hiezu vun sein Freunden angestachelt und da sie sich nu nit rächen kunnte an ihm, wöllte sie solliches an ihrn Verfolgern vollführen, item damit sich und ihrn Herrn und Gebieter zu ergötzen und belustigen. Da sie zur Nacht speiseten, kame eine Fraue aus Stadt Berlin, so den Herren Kurfürsten zu sprechen wünschete. Ware aber ein Edelfraue, so um Gnad für ihr ehelich Gespons bat, solliche ihr auch vun Kurfürstliche Gnaden verwilligt ward. Die Fraue Sydowin nahm sollich occasionem wahr, flüsterte dem Herren Kurfürsten, da er beiseits mit jener Fraue sprache, in's Ohr, söllte doch der Kumpanie zusprechen, allso daß sie tüchtig schlammeten und fräßen, sprache auch mit selbiger Edelfraue im Geheimb, so gerne that, was ihr die Fraue Sydowin sagete, dieweil sie dem Herren Joachim freundlich zusprache, zur Begnadigung ihres Mannes, item sich beide auch früher schon kenneten.

— Nu, liebe Herrn, sagete der Kurfürst, da er zurückkehrete, setzet Euch zu Tisch, labet und sättigt Euch. Setzeten sich hierauf dere vun Kracht, vun Köckeritz, Probst Walter, Graf Schwerin, dazu ein pollnischer Edelmann, so Namen Domansky und bei Kurfürstliche Gnaden gar wohl gelitten, item Junker vun Treskow und Puttlitz zu Tisch, aßen und tranken, in summa ließen es sich wohl seyn, und thaten solliches, vun der Fraue Sydowin verlangetes Zusprechen des Herren Kurfürsten gar nit noth, indeme all gar guten appetit zeigeten und verriethen. Herre Joachim trachtete aber dennoch seiner Buhlin Verlangen nach, hie und dahin sich wendend und sprechend: — Warumb nehmet Ihr nit von diesem Fischlein? — Wöllet Ihr nit vun dieser Krebssaucen? — Item vun dieser gebratenen Hennen? — Schmecket einmal von dem Auerhahn! — Behaget Euch nit dieses Zuckerwerk, so Fraue Sydowin mit eigen Hand angestellet? — Ei, ei, liebe Herren und Freund, lasset Euch nitt allso bitten! Esset und trinket! Der Kurfürst ist nit hie noch praesent. Dabei der gute Herre mit ihnen lachete, scherzete, disputirete, spuckete, sich schneuzete und külsterte, allso daß man fast schier hätt glauben und vermeinen söllen, Kurfürstliche Gnaden seyn nit anwesend. Schlemmeten und fraßen dahero auch all über Gebühr, allso, daß sie all die Gürtel an Wamms und Röck lüften müßten, sintemalen sie bis zum Hals sich voll gestopfet und gepfropfet, derermaßen, daß, da sie wieder in den Saal zurückekehreten, sie schwitzeten und nach Luft jappseten, gleich den Fischlein, so auf trucken Sand lieget und nu ihr Schlampampen und Fressen bereueten.

Herre Joachim sprach kein Wort. Macheten es ebenso sein Freund und Kumpane, dieweil sie decoctionem ihrs Magens nit bewältigen noch fördern künnten und sich gar nit wohl in ihrem Fell fühleten. Der ein sagete: — Ich hab zu viel vun der Krebssaucen gespeiset.

Der ander: — Ei, ei, wie hab ich so viel vun dem Aal mit Sauce vertilget! Chikaniret und molestiret mich dieser Aal gar sehr! Der dritt: — Gelob nie mehr mich zu übernehmen im Aurhahn mit pollnscher Sauce, solliches ein gar schwer und unverdaulich Gericht! Wie ist mir so schlimm danach.

Vun alln hatt der Pfaff vum Heiligengrabe in ecclesiastischer Vielfräßigkeit am meisten schlampampet und fressen, allso, daß er durch die Naslöcher pustete und pruschete, gleich ein erschrocken und wild wordener Hengst. Kunnte sich auch nit länger halten und war der erst, deme ein großer Rülps entfuhr, solliches Herre Joachim, so ein Herre vun gar fein Manier und

42*

façon, übel vermerkete, die Stirn runzelnd, ernsthaftig und belehrend sagte: — Pfaff, was fället Euch ein? Nehmet Ihr mich für ein Bauern, daß Ihr Euch solliches erlaubet? Lieb die Säu schon nit unterm, geschweig denn am Tisch.

Welches vun alln mit großem terror und Angst gehüret ward, indeme sie vermeineten, Herre Joachim sei böser Stimmung und humor. Besprachen sich derohalb im Geheimb unter einand, allwie sie es macheten, sich derer vapeurs und Wind zu entledigen, so in ihrn Leibern wie die Fröschlein quaketen und krachzeten; hielten sie aber, so lang es gung und ihn possible, mit aller Macht und Gewalt zurücke, davun sie aufbliesen und dick wurden gleich den Habersäcken und Mastochsen, welches sehend, die Fraue Sydowin ihrm Herrn Amanten zuflüsterte: — Wisset denn, Herre Joachim, allwie ich hab in Stadt Berlin zween Puppen fertigen lassen, ähnlich meiner persona und dieser lieben Fraue. So nu diese Schlemmer und Schlampamper, den ich allerlei abführend Zeug in ihr Humpen thun ließ, werden wöllen zu Stuhl gehen, alldahin ich und diese gute Fraue uns zu begeben scheinen, werden sie selbigen Stuhl stets besetzet und genummen finden, allso daß sie nie künnten zum Ziel gelangen. Divertiret Euch denn, allwie sie sich krümmen und winden werden. Da sie solliches gesaget, verschwande die Fraue Sydowin sammt ihro Freundin, blieben auch gut Weil furt, danacher des Herren Joachims Buhlin erstlich und alleine zurückkehrete, dadurch All glaubeten, habe die andere zurücke gelassen in officio natürlicher Alchemia.

Solliches nahm der Herre Kurfürst wahr, sprache mit Probst Walter gar ernstiglich und eindringlich, dabei ihn beim Gürtel seiner Mönchskutten haltend, derermaßen, daß er ihm nit entweichen kunnte. Antwortete der Pfaff aber auf Alls, so Herre Joachim mit ihm redete: „Ja, Kurfürstliche Gnaden", damite er vun sollicher faveur nur frei käm, dieweil schon bei ihm das Wasser im Keller stunde, er auch jed Augenblicks fürchtete, daß er den Schlüssel zu sein Hinterthür verlör. Summa summarum wußten all Kumpan nit mehr, wie sie es halten künnten und söllten, sintemalen solliches noch mehr dränget und drücket denn das Wasser, dere Hintere auch ein gar groß miraculum Gotts, sintemalen er ohn Klink auf- und zugehet, dahero, so die Noth am höchsten, schwer zu halten ist. Item wurden solliche substantiae in ihrm Magen auch immer weicher, liefen im Gedarm auf und ab, polterten und kullerten, gleich jenen Würmblein und Schmetterling, so der Puppen mit Macht und Gewalt entkriechen, maßen wol nichtes auf Erden solliche ignorantia, dazu Gewalt besitzet, denn jene genannte object, selbige beschwerend und molestirend gleich alln Gefangenen, so man die Freiheit fürhält. Schlichen dahero auch heimblich aus den Bäuchen, gleich Aalen aus den Netzen, hat in summa jedermänniglich zu thun und zu sorgen, allso daß er sich nit in praesentia Kurfürstlicher Gnaden in die Pludderhosen schisse. Herre Joachim gegentheils funde viel plaisir und Zeitvertreib, sein Kumpan zu fragen, dazu die vicissitudines ihrer physionomia zu beobachten, daraufe sich leserlich und deutlich abconterfeiten all ihr Angst und Gebrest vun wegen derer ingredientiae, so sie im Gemächt hatten, zumalen solliche ein Ausgang sucheten. Junker vun Treskow sagete in all seiner Pein zu deme vun Puttlitz: — Mücht gerne zween fett Ochsen drumb geben, so ich künnt ein Minuten außen in der Haid sitzen. — Gehet nichtes auf dere Welt über guten Schiß, antwortete dere vun Puttlitz, bin dahero heut nit mehro erstaunet darüber, allso daß die Fliegen finden so gar groß Wohlgefallen am Schiß, indeme sie sich entledigen jeder Minut.

Der Probst vum Heiligengrabe, vermeinend, die Edelfraue künnte nu wohl finem gemachet haben, risse sich in seiner Angst vum Herren Kurfürsten los, allso daß sollichem fast der Gürtel in Händen verbliebe, item thuend als hab er vergessen, sein ave zu sprechen und eilete gleich dem Blitz der Thüren zu. — Was ist Euch, Pfaff? fragete Herre Joachim. — Bei alln Heiligen, gnädigster Herre! Vermein allso, daß hie bei Euch Alls in gar großer Eil und Überstürzung vor sich gehet. Entflohe allso schnell, drob die Andern gar sehre erstauneten. Marschirete in glorioser Weis nache dem Nachtstuhl, dabei er ein wenig die Schnur seines überfülleten Leibsäckels lösete, erschracke aber gar sehr, da er, die Thüre zu dem Nachtstuhl öffnend, besagete Edelfraue darauf fande, so gleich dem heiligen Vatter in Rom in aller Majestät darauf thronete. Sein reif Frucht mit all menschlicher Kraft und Gewalt zurückhaltend, polterte er die Treppen ab, dieweil er im Garten ein Ort suchen wöllte, allda er sich erleichtern und befreien künnt. Da er nu auf der letzten Stuf stunde, fuhre ihm das Gebell derer wilden Köter allso in Hirn und Gemächt, daß er schier vermeinete, bissen ihm schon im Hinteren, item nit wissend, allwo er sein chimisch Produkt wol niederlegen künnt, kehrete er in den Saal zurücke, sich schüttelnd und schaudernd, gleich eim Mensch, so aus kalter Luft kommet.

Da die Anderen nu sahen, wie der Pfaff zurückekam, vermeineten sie, selbiger hab sein

natürlich Behälter entlediget und entleeret, drob sie ihn glücklich und selig priesen. Erhobe sich dahero gar schnell der Junker vun Kracht, erreichete auch vor alln andern Kumpanen die Thür; item sich die Pludderhosen im Voraus aufknöppelnd, pfiffe er gar lustige Melodey, indeme er zum Nachtstuhl gung. Hie angelanget, ware er, gleich dem Probste, gezwungen, bei der ewig im Schiß begriffenen Edelfraue sich zu entschuldigen, danacher die Thür allso schnell schließend, wie er sie geöffnet. Kame dahero zurücke, die Gedarm eben so vull, als er solliche hatt, da er aus dem Saal gung. Summa summarum, ergunge alln Kumpanen ebenso, kunnten des Übermaßes ihrer Leiber sich nit entledigen, fanden sich demnacher in praesentia des Herren Joachim gleicherweis behindert denn vorher, dabei sich anblickend und verständigend, so ihnen itzund mit Hilf des Hinteren besser gelang, denn früher mit dem Maul. — Glaub fast, sagete der Pfaff vum Heiligen-grabe zu dem Junker vun Köckeritz, selbige Edelfrau verbleibet bis morgen früh am Schiß! Ei, ei, wie kunnte die Fraue Sydowin ein sollich diarrhetisches Weibsbild zu sich laden! — Arbeitet schon ein Stund dran, erwiederte dere vun Köckeritz, dazu mir kaum ein Minuten vun nöthen. — Mücht ihr der Behemoth in's Gemächt fahren, dazu vernichten! fügete Junker vun Treskow dazu. All Kumpan aber, vun der colik arg zugesetzet und gepeiniget, liefen in höllischer Angst und Kranpf im Saal ab und auf, die schreckliche materia zurückehaltend, als selbige Edelfrau wiedrum in Mitten vun ihnen erschiene. Waren drob wie verzaubert, funden sie all schön und verführbar, allso daß sie ihr aus purer reconnaissance die Stell an ihrm Leib geküsset hätten, allda sie selber so groß Angst und Drang verspüreten; item begrüßeten sie als eine wahrhaftig Befreierin all ihrer elenden Bäuch und Hintern.

Erhobe sich zuerst der Probst. All andern ließen aus Respekt dazu Ehrerbietung vor der Kirchen dem Pfaff das Vorrecht, macheten aber, sich in patientia fassend, vor wie nache gar arge grimacen und Fratz, darob der Herre Kurfürst sammt der schönen Buhlin im Geheimb lacheten, allso daß sie es kaum zu verbergen, noch zu unterdrücken vermuchten. Dere Pollacke vun Do-mansky aber, selbiger mehr denn all ander Kumpan vun einer Schüssel fressen und schlampampet, darinne die Köchin gar starke portion eines Pulvers vun natura laxativa gethan, schisse sich in die Pludderhosen, vermeinend, es seye nur ein leichter Farz. Gunge danacher, sich schämend, wie ein begossen Hündlein, in ein Ecken, hoffend, werd allda nichtes vun sollichem Gestank zur Nasen seines Herrn und Gönners, des Kurfürsten dringen. In selbem Augenblick kame der Probst vum Heiligengrabe wieder, dabeie er ein gar schrecklich Fratz schnitt, dieweil er abermalen die schöne Frau Sydowin auf dem Nachtstuhl funden. Ware aber in so teufelischer Qual und Torment, allso daß er die Fraue Sydowin, so neben dem Herren Kurfürsten stunde, gar nit erkennete, vielmehro in rasender Angst und Pein, summa fast vun Sinn und Verstand, noch immer vermeinete und glaubete, hab sie außen am Schiß gesehen. — Was habet Ihr, Pfaff? fragete Kurfürstliche Gnaden, dabeie auf den Münch sehend, welcher so jammervull und elendiglich Mien machete, daß Herre Joachim davun fast das Fieber kriegete. — Gnädigster Herre, antwortete der Probst, all' Ding des purgatorii gehürn zu meim officio, muß aber gestehen und beichten, versteh kein Wort vun dem, was hie im Haus vorgeht, allda Teufel und Hexenmeister ihr Unwesen treiben. — Was redet Ihr da für eine Narrigkeit! sagete der Kurfürst, dabei ernsthaftig verbleibend.

Bei welcher Red die andern Kumpan, so in sollicher Angst, Schmerz und Verwirrung allso, daß sie den Ochs vum Heiligen nit mehro unterscheiden kunnten, es nit länger zu halten wußten, schissen sich derowegen all in die Pludderhosen, fürchtend, es müss ihnen sunst zum Hals heraus-kommen. — Wie! riefe Herre Joachim, vergesset Ihr so die Achtung dazu Respekt, welche Ihr mir schuldig? Wo seyn meine Artschiere? Tratte dabei ans Fenster, öffnete es und riefe: — Holla! Ihr Artschiere, kommet herauf! Bei sollichen Worten erbleicheten Alle, meineten, es seye um sie geschehen, sintemalen sie gar sehr den Respekt vor Kurfürstliche Gnaden verletzet und hinten-angesetzet. Da nu die Artschiere eintraten, sagete Herre Joachim: — Bindet die Köter fest; da-nacher führet diese Junker in den Garten, maßen sie zu viel schlampampet, allso daß sie sich in die Hosen geschissen. — Meinet Ihr nit, mein holder Herre, sagete die Sydowin zu ihm, sollich Narrenspiel vun mir sey gut? — Habe nichtes hiegegen, vermeine aber, stinket fast mehr, denn gebührlich! antwortete der Herre Kurfürst, dabei lachend. Nunmehro merketen die Kumpan erst, wie solliches alles vorbereitet und präpariret, allso auch, wie Herre Joachim gnädig und geduldig ob ihr Fehl und Sauerei, drob sie den Himmel segneten und ihm danketen.

Hieraus jedermänniglich siehet und lernet, allso: Bist Du an Tisch der Großen, friß und schlampampe nit zu viel, sintemalen Du dadurche in gar arge Pein und Noth fallen kannst. —

Kann hie aber nit verschweigen ein historia, so sich noch bei der Fraue Sydowin begeben,

vermelde dahero selbige hierorts, dieweil sie gar kurzweilig, auch außerordentlich zu hören und zu lesen, und welche sich begabe mit der Noldechen, so ein alt Jungfer, in gar groß Ärgernuß darüber, daß sie in der Zeit vun vierzig Jahren, da sie auf Erden, auf ihr Töpflein kein Deckel funden, item ihr Haut vergilbet, ihre Röslein verwelket und sie wider ihr Willen und Verlangen gleich einer Mauleselin stets Jungfraue verblieben ware.

Genannte Noldechen ware die Nachbarin der Fraue Sydowin, besaße ein Haus in der Heide-reutergaß, allda der Scharfrichter wohnete, nit ferne vum Neumarkt, da man henkete, enthäuptete, verbrennete und stäupete all bös Gesindel und Missethäter. Ware aber sollicher Art Nachbar-schaft also, daß man vum Haus, so der schönen Gießerin gehürete, kunnt sehen und hüren alles, so sich begab und geredet ward in Haus, Hof und Garten derer Noldechen; derohalben auch Herre Joachim sich gar oft ein divertissement machete, indeme er selbige alt Junpfer belauschete, so hievon nichtes wußte, noch ahnete. Ereignete sich eins Tags, daß auf dem Neumarkt, so nicht ferne vum Hause der Noldechen und Sydowin gehenket ward ein jung Bürgerlein dere Stadt Berlin, dieweil er ein Edelfrau, so schon bei Jahren, glaubend, solliche seye ein jung Blut und Jungfer, Gewalt angethan, welches meins und vieler Erachten nit gar so groß Unglück und Verbrechen, weile dem Alter auch sein amusement zu gönnen, item es auch gar schmeichelhaft für die Alt, allso daß sie noch für ein Jungfer gehalten und genommen; hatt sollich affaire aber doch ihren Haken darinne, daß, da unser Bürgerlein erkennete, hab sich geirret, er die alte creatura arg mal-traitirete, auch, sintemalen er glaubete, solliche hab ihn mit Vorwissen und List getäuschet, er ihr ein silbern Becherlein nahmb als Lohn für sein Arbeit, so er an ihrem alten Leib verrichtet. Selbiger junger Pursch war aber schön, auch vun liebelicher Manier und façon, summa, wöllt all Welt ihn henken sehen, die Ein aus Mitleid, die Ander aus Neugier, brauch auch wohl nit erst juramentum zu machen, daß bei sollichem Henken mehr Weibsbilder denn Männlein praesent. Item starbe selbiger Jüngling gar würdiglich und fest, auch nach Brauch und Mode der Gehenketen dieser Zeit, nämblich, allso daß ihm sein Lanz gar stramm und lang stunde, darüber groß Gered in Cölln und Berlin, in Folge solliches Begebnisses eitel Weiblein sageten, wär ewiglich schad und ein bös Mordthat und crimen gegen sie, ein sollich schönen Jüngling zu tödten, söllten lieber henken diejenigen, so die Lanz nit mehro stünde.

— Was vermeint Ihr, lieber Herre, fragete die Fraue Sydowin den Kurfürsten, so wir den schönen gehenketen Jüngling ließen in die Bettladen derer Jungfer Noldechen legen? — Wird drob gar sehr erschrecken, antwortete Herr Joachim. — Nit allso, Herre! Glaube vielmehro, wird gar freundlich und zärtlich ein todt Männlein aufnehmen, sintemalen sie so groß Lieb zu den lebenden besitzet. Sahe gestern, allwie sie allerlei Narrigkeit und Lieb verschwendete an eins Junggesellen Hut, so sie an der Stuhllehnen aufgehenket, bast! Hättet über ihre Wort und Afferei viel amuse-ment gehabt, so Ihr es gesehn.

Da nu die Jungfer vun vierzig Jahrn Abends in der Vesper war, ließe der Herre Joachim durch seine Artschiere den Gehenketen vum Galgen abnehmen, dazu ihn mit eim weiß Hemdlein kleiden, woraufe zwei Artschiere ihn heimblich in dero Noldechen Haus brachten und ihn hie in ihr Bettladen legeten. Hienacher gungen sie vun dannen, derweile der Herre Kurfürst bei seiner Buhlin verbliebe, mit sollicher auch am Fenster stunde, allda sie die Stund erwarteten, in dere sich Jungfer Noldechen entkleiden und in's Bett steigen würd.

Kame denn auch die Noldechen balde aus der Kirchen zu Sankt Marien zurücke, so nit weit davun lage, tratte bei sich ein, legete ihr Betbüchlein, Rosenkranz, auch ander frumm Ding, so die alten Jungfern zu tragen pflegen, ab, setzte sich vor den Kamin an's Feuer, bliese hinein, wärmete sich dran, item striche und liebkosete ihr Kätzlein, sintemalen sie sunst nichtes zu lieb-kosen hatt, gunge auch zur Küchen, speisete, dabei sie tief seufzete, aße alls allein, hiebei an die Decken blickend, ließe auch, da sie getrunken, ein lauten Farz vun sich, selbiges der Kurfürst gar wol hürete. — Hei, sagete Herre Joachim, wünschete, der Gehenkete künnt zu ihr sagen: Wol be-kumm's! Worüber die Fraue Sydowin fast laut gelachet und geprustet hätt, hielte solliches aber noch bei Zeiten zurücke.

Gabe aber der frumme Herre gar sehr Acht drauf, wie sich die alte Jungfer entkleidete, sich gar pussirlich in allerhand Afferei hiebei benahmb, allso, wie es all alt Weibsbilder thun, dermaßen sie anders nit zu schaffen, noch zu sorgen, wenngleiche solliches anzuschauen gar wenig erbaulich, auch einladend, dieweile es eben alte Murrkatzen und Stinkpötte seyn. Siehet all Welt wol gerne, allwie solch liebelich Rosenknosp vun Jüngferlein sich entkleidet und dasteht, wie der liebe Herre-gott im Himmel sie zu Lust und Beglückung derer armen Erdenpilger geschaffen und hingestellet,

ist solliches aber ein Greuel, Pestilenz und Schand, sollich dürr Hühnergeripp und Skelett vun alter Jungfer nackendig und blos zu schaun, dazu auch kein Seel einladen söll, ich auch nit käm, so man dieses thät

Da sie nu ihr stinkend alleluja vun hinten beendet, auch entkleidet ware, stiege sie in's Bett, stieße dabei aber ein laut und entsetzlich Geschrei vun sich, sintemalen sie darin den kalten Cadaver des Gehenketen gespüret und gefühlet, sprange auch allsofort aus der Bettladen, welches aber vielmehro der Coketterie, denn der Furcht halben, geschah, indeme sie schon bemerket, daß es ein jung Männlein sey, so im Bett lag. Vermeinete aber, sollicher seye nit todt, stelle sich vielmehro nur so an, damit sie sich peinigen und fürchten sölle und kame dennoch wieder zu ihm zurücke. — Gehet, Ihr arger Bösewicht und Schelm, rief sie.

Sprache aber diese Wort so leis und zärtlich, allso daß man wohl merken kunnt, sey eitel Schelmerei vun ihr, indeme sie, da sie sich vun überzeuget, daß er sich weder rückete noch rührete, nahe herzukam, item ihn gar umständlich vun der Zehen bis Scheit examinirete und prüfete, auch sich baß erstaunete über sollich schön männlich natura, aber gar bald erkennete, es seye der Jüngling, so man am Neumarkt wegen derer Alten gehenket, erfassete sie phantasia, allerhand experiment an seim Leib zu machen, item ihn in's Leben zurücke zu rufen, dabei sie ihm, obe mit oder ohn ihr Willen, auch an sein Lanz griffe und spielete.

— Saget mir, liebe Herre Joachim, was machet sie? fragete die schöne Sydowin. — Sie suchet ihn zu beleben, so ein christlich Werk. — Summa summarum, die alte Jungfer mühete sich ab, selbigen jungen Mann wieder in's Reich der Lebendigen aus dem Reich der Todten zu wecken, in das er verfallen, bate dabei gar brünstig und eindringlich unsere liebe Frauen vun Aegypto, söllte ihr doch dies Männlein, so ihr aus den Wolken zugefallen, zum Ehegespons und Gemahl schenken, und zurichten, merkete auch plötzlich zu groß Erstaunt und Freud, allwie der Todte sich allmählich erwärmete, auch anfunge, mit den Augen zu zwinkern, danacher sie die Hand auf sein Herz legete und deutlich hürete, daß solliches, wenn auch gar langsam, schlug und sich regete. Bast! verdankete es der Wärme des Betts, der affection auch Temperatur derer alten Jungfer, solliche wol ärger und heißer, denn die Hitz der großen afrikanischen Wüst Sahara, daß er wiederumb zu Leben und Bewußtsein erwachete, dieweil man ihn gar schlecht und elendig gehenket.

— Sehet da, Fraue, wie schlecht mir die Henker und Scharfrichter dienen? sagete Herre Joachim lachend. — Ha! lieber Herre, werdet ihn in Gnaden nit wieder henken lassen. Sehet nur, wie schön er ist. — Urteil und Recht besagen nit allso, daß er gehenket würd zu zween Malen; befehl aber, solle die alte Jungfer Noldechen frein.

Selbige stürzete wie der Blitz davun, holete ein Barbierer herzu, welcher bei Sankt Marien sein Badstub hatt, auch balde an Ort und Stell war, dem Gehenketen die Ader schlug, danacher aber nur etwas weniges Blut floß, derowegen der Barbierer sagete: — Ei, ei, wie schad ist solliches, liebe Jungfer Noldechen. Hie ist kein Hoffnung noch Rettung, ist alls zu spät, sintemalen ihm das Blut in die Lungen gestiegen, allso daß er ersticket.

Geschahe aber gar plötzlich, funge das Blut bei dem Gehenketen an zu fließen, flosse auch gar stark, item die apoplexia, so vom hanfenen Strick herrührete, verschwande allmählig. Der Jüngling bewegete sich, fiele aber, selbiges in der natura und dem elendiglichen Henken begründet und seinè raisons in einen Zustand, so nit Schlaf, nit Wachen, nit Ohnmacht oder Tod ware, dabei aber alls schlaff und todtähnlich an ihm bliebe.

Hierüber erschrake zumeist die alt Jungfer Noldechen, so ganz Aug und Ohr, auch aller Umwandlung und Veränderung in der persona des schlecht gehenketen armen Sünders mit großer attention folgete, nahme den Barbierer bei Seit, dabei sie ein gar bedeutsam Blick auf den elendiglichen Zustand von der Lanz des Gehenketen warf, fragend: — Saget mir aufrichtig, lieber Meister, wird selbige allzeit in sollichem Kummer hangen und verbleiben? Sprache und verzählete man heute Morgens doch Wunder vun ihrer Kraft. — Ei da! antwortete der Barbierer aufrichtig, vermeine wol, liebe Jungfer, allwie sollich Instrument zumeist hangen wird ex legibus naturae. — Ha, lieber Meister Ulrich! Ware er allso gehenket viel schöner und reizvuller! Über solliche Wort kunnte Herre Joachim sich nit halten, lachete vielmehro laut auf, welches Lachen die Noldechen und Meister Ulrich gar sehre erschreckte derer Art, daß sie nit anders meineten, noch dafürhielten, alls daß selbiges ein zweit Todsurteil für den arm Gehenketen wär.

Herre Kurfürst Joachim hielte aber sein Wort, item gabe dem Gehenketen die Noldechen zum Weib und da diese an Gold und Silber reich und vermögend, lebete das gerettete Bürgerlein vullauf in Saus und Braus, vergaße aber nit all Gnad, so Herre Joachim für ihn gehabt, sundern

dienete ihm bei gar viel occasion gar treu und mit viel Hingebung und Opfer; fühlete aber ein böses Grüseln, so ihm über den Leib lief, allsobald er des Galgens ansichtig ward, item meinen einige Schalksknecht, solliches passierte ihm auch bei Anblick vun alten Jungfern, hab auch nie-malen vun sein Weib Einladung zu Liebesaffairen für die Nacht acceptiret, noch seye er sollichen nachgekommen.

Draus jedweder Christenmensch die Lehr ziehen söll, allso erstlich, daß die Weiblein so alt wie jung gar arg den Männlein nachlaufen und eifern; zweitens, die errores der Lieb das arm Menschenkind an Galgen und Rad bringen; dazu drittens ein alt Jungfer und Reibeisen besser denn Meister Dreibein; dieweil wir nit vergessen söllen, wie solliches schon in alten weisen Scripturen zu lesen, allso, daß wenn der Teufel nichts anderes besitzet, er dann Fliegen frisset, müßt er solliche auch selber erst fangen und attrapiren.

Von den Schwänken „Lustige Thaten und Abenteuer des alten Klosterbruders Hannes von Lehnin" gibt es unseres Wissens nur eine aus dem 19. Jahrhundert stammende und seiner Zeit in Bern erschienene Bearbeitung. Der dokumentarische Wert dieser Ausgabe beruht nur im Stoff-lichen; das gilt deshalb auch von diesem Stück, das dieser Bearbeitung entnommen ist.



254. Kupferstich von H. S. Beham

